Heinz Linge

Bis zum Untergang

Als Chef des Persönlichen Dienstes bei Hitler

Heinz Linge

Bis zum Untergang

Als Chef des Persönlichen
Dienstes bei Hitler

Herausgegeben von Werner Maser

Herbig

Alle Abbildungen auf Kunstdruck wurden mit freundlicher Genehmigung des Zeitgeschichtlichen Bildarchivs Heinrich Hoffmann, München, abgedruckt.

Umschlaggestaltung: Christel Aumann
Satz: Auer, Donauwörth
Druck und Binden:
Mohndruck Grafische Betriebe GmbH, Gütersloh
Printed in Germany 1980
ISBN 3-7766-1021-2

Inhalt

Vorwort

Im Jahre 1955, als ich nach zehnjähriger Gefangenschaft aus Rußland heimkehrte, stürmten Journalisten und Verleger auf mich ein und baten mich, über meine Erlebnisse mit Adolf Hitler und über dessen Ende zu berichten. Einheitlich lautete der Text aller Anfragen, Angebote und Telegramme: »Bitte nicht abschließen. Wir bieten mehr.« Ich entschloß mich, einen Engländer zu wählen, der mir schriftlich ausdrücklich zugesichert hatte, nur zu veröffentlichen, was ich zuvor unterschreiben würde. Er hielt sich ebenso wie andere ausländische Verlage und Journalisten daran. Nur ein deutscher Verlag glaubte meine Darstellungen »umformen« und den Inhalt ändern zu müssen. Was ich schließlich lesen mußte, war zwar gut formuliert, hatte aber mit den Tatsachen nichts mehr zu tun. Unerfahren und solchen Machenschaften gegenüber machtlos, verzichtete ich auf den Rat meines Anwalts hin auf gerichtliche Schritte. Eine Story, die verantwortungslose Journalisten sich aus den Fingern gesogen hatten, war im Umlauf, galt als »Linge-Bericht« und – brachte mir großen Schaden. Ehemalige Kameraden aus der Umgebung Hitlers kehrten mir den Rücken und ziehen mich der Geschäftema-

cherei mit frei erfundenen Behauptungen. Mehr als zwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Vieles ist wieder zurechtgerückt und korrigiert worden. Jetzt, nachdem ich nicht mehr fürchten muß, noch einmal in Gefängnisse und Straflager gesteckt zu werden, weil ich zehn Jahre lang in Hitlers unmittelbarer Umgebung gedient habe, kann ich hoffen, frei und offen sagen zu dürfen, was ich mit Hitler erlebte, dem ich zwangsweise näher stand als – außer Eva Braun – irgend jemand sonst.

Heinz Linge

Teil 1

Meine Vorkriegsjahre mit Hitler

Mitten im ohrenbetäubenden Getöse und Lärm detonierender Granaten der russischen Artillerie fiel in Adolf Hitlers Bunkergemach ein Pistolenschuß. Ich hörte ihn zwar nicht; aber nachdem der Geruch von Pulvergasen durch die Tür drang, wußte ich, was geschehen war: Hitler hatte sich erschossen. Ich ging zu Martin Bormann und bat ihn, mit mir zusammen das Zimmer des Führers zu betreten. Ich öffnete die Tür. Auf dem geblümten Sofa saßen unser »Chef« Adolf Hitler und seine ihm eben erst angetraute Ehefrau Eva Hitler, geborene Braun. Beide waren tot. Was ich zu tun hatte, war mir von Hitler selbst kurz zuvor noch befohlen worden. Ich mußte die Leichname nach oben ins Freie schaffen und verbrennen. Zwischen dieser Stunde, es war der 30. April 1945, 15.45 Uhr, und dem Tag, an dem ich meinen Dienst bei Hitler angetreten hatte, lagen zehn Jahre. Und zwischen dem Mann, dem ich 1933 als Angehöriger der »Leibstandarte Adolf Hitler« bis in den Tod zu dienen geschworen hatte und dem, den ich nun in eine Decke wickeln, die schmalen dunklen Bunkertreppen hinauftragen, in einen Granattrichter legen, mit Benzin begießen und anzünden mußte, lagen Welten. Das jedenfalls suggerierten die total verschiedenen Bilder der Erscheinung, die Hitler 1935 und 1945 bot. Der Mann, der mich im Sommer 1934 auf dem Obersalzberg fragte, wer ich sei, war voller federnder Kraft gewesen und hatte ein Charisma ausgestrahlt, dem sich nur sehr wenige zu entziehen vermochten. Er hatte souverän Macht verkörpert, Allmacht angezeigt. Der Mann jedoch, den ich verbrannte und unter dem Kugelhagel der Roten

Armee neben der Reichskanzlei begrub, war ein zitternder Greis, verbraucht, ohnmächtig, gescheitert. Er war, wie das Reich, das er zu beispiellosem Glanz und Reichtum hatte führen wollen, ein Trümmerhaufen, eine unkenntliche Karikatur seines einstigen Bildes.

Zehn Jahre habe ich in Adolf Hitlers unmittelbarer Nähe gelebt, habe Entscheidungen reifen und fallen sehen, die die Welt nachhaltig verändern sollten. Ich sah Adolf Hitler, wie ihn nicht eine Handvoll anderer Zeitgenossen beobachtet und erlebt hat. Außer Eva Braun und Prof. Theo Morell, dem Leibarzt Hitlers, hat beispielsweise niemand den physischen Niedergang des Führers besser als ich beobachten können. Hermann Göring, Josef Goebbels, Heinrich Himmler und selbst Martin Bormann haben Hitler niemals in so intimen und höchst privaten Situationen erlebt, wie ich es mußte – und durfte.

Was ich nach meiner Entlassung aus russischer Gefangenschaft in einer Reihe von Memoiren lesen konnte, überraschte mich daher auch nicht gerade selten; denn nicht wenige der Autoren berichteten über Ereignisse, die sie angeblich selbst mit Hitler erlebt hatten. Tatsächlich aber hatten sie irgendwann einmal dieses oder jenes von mir im Führerhauptquartier, in der Reichskanzlei oder anderswo erfahren und nach Hitlers Tod so getan, als seien sie persönlich Zeugen bestimmter Vorfälle gewesen. Daß vieles ganz anders war, als sie es nun darstellten, konnte – außer mir – niemand beweisen. Mancher deutete manches falsch, weil er, vielleicht von der Atmosphäre in den Führerhauptquartieren irritiert, be-

stimmte Äußerungen mißverstand oder Beobachtungen gemacht hatte, die unzutreffende Schlüsse zulassen konnten. Einer von ihnen war der Historiker Wilhelm von Schramm, der vom Frankreich-Feldzug bis 1943 im OKW und im OKH und in den letzten Monaten des Krieges im Wehrmachtsführungsstab tätig gewesen war und sich gelegentlich mit mir über Hitler unterhielt. In seinem Buch »Der Geheimdienst in Europa 1937–1945« schrieb er 1974: »In Hitlers Führerhauptquartier ›Adlerhorst‹ erfuhr ich von der Verzweiflung eines Augenzeugen, der den ›Chef‹ am nächsten und längsten kannte . . . Linge.
Er war Hitlers persönliche Ordonnanz . . . Wir trafen uns manchmal am Abend in der kleinen Kantine. Linge wußte immer interessant zu erzählen, vor allem offen, denn er hatte zu mir Vertrauen. Einmal waren wir ganz allein, als er mich ansprach . . . Es ging um Hitler. Leise schilderte er den Zustand des Chefs, der seit Weihnachten (1944) auffallend verfiel . . . Linge glaubte nicht mehr an Hitler, nicht mehr an das Genie des Führers, nicht mehr an die Wunderwaffen und die rettende Intuition des Obersten Befehlshabers. ›Da ist (sagte er) nur noch ein kranker Mann‹«.* Mir ist unklar, wie von Schramm zu einem solchen Schluß gelangen konnte. Zweifel, wie er sie mir unterstellte, hat es für mich damals nicht gegeben. Wie krank, vergreist und verbraucht Hitler 1944 war, sah ich natürlich täglich; aber

---

* Schramm, Wilhelm von: Der Geheimdienst in Europa 1937–1945. Albert Langen-Georg Müller Verlag. München 1974, S. 348

dies machte mein Vertrauen in das Genie des Führers nicht wankend. Auch die geheimen und offenen Vorbehalte von Militärs und einigen alten Mitstreitern – wie beispielsweise des Gauleiters Bohle, der gegenüber Hitler frei heraus erklärte, der Krieg sei nicht mehr zu gewinnen –, änderten nichts daran. Daß ich infolge meiner Möglichkeiten Einzelheiten zu hören und zu lesen bekam, für die Martin Bormann und Heinrich Himmler die zuständigen »Instanzen« waren, verschaffte mir Einblick in die Haltung vieler Leute, denen Hitler – zumindest nach außen hin – vertraute oder vertraut hatte. Daß sie nicht mehr an Hitler glauben zu können meinten, hielt ich für eine Angelegenheit, die sie mit sich selbst ausmachen müßten.
Wie weit der Pessimismus über die Lage und der Zweifel an Hitler bei der militärischen Führung und beispielsweise auch im Auswärtigen Amt insgeheim reichten, brachten – für viele jedenfalls – die Untersuchungen nach dem Stauffenberg-Attentat vom 20. Juli 1944 an den Tag. So erklärte zum Beispiel Oberstleutnant Günther Smend, der Adjutant des Chefs des Generalstabs des Heeres (Generaloberst Zeitzler), Anfang August 1944 schriftlich, daß er zwar Stauffenbergs Pläne und Vorbereitungen zur Beseitigung Hitlers nicht gekannt, seit der Schlacht um Stalingrad jedoch von der negativen Haltung maßgeblicher Militärs gewußt habe. Zwischen den Vorschlägen des Generalstabes und den Entscheidungen Hitlers hätte, so schrieb er, seit Stalingrad ein Zwiespalt geherrscht, der eine positive Grundhaltung bei den Militärs nicht habe aufkommen lassen. Offen

gab er zu, daß beispielsweise die Generale Eduard Wagner, Erich Fellgiebel, Adolf Heusinger und Hellmuth Stieff – vor allem seit der Räumung der Krim – in scharfer Form Kritik an Hitler geübt, seine Fähigkeit, den Krieg zu gewinnen, angezweifelt und »alles als Wahnsinn« bezeichnet hätten. Ich wäre blind und taub gewesen, hätte ich alles ignoriert.

Da sich Militärs und führende Männer der Partei nicht scheuten, gelegentlich diplomatisch zu fragen, wie ich die Lage – nach eventuellen Bemerkungen des Führers – beurteile, fungierte ich gewöhnlich entweder als Multiplikator der Auffassungen Hitlers – oder aber tat so, als wüßte ich nicht, um was es ginge. Zudem mußte ich mich hüten, womöglich in Schwätzereien hineingezogen zu werden, die jedermann gefährlich sein konnten. Schnell konnte mir was angehängt werden, was ich weder gesagt noch gedacht hatte. Das Karussell der Beschuldigungen und »Ehrenrettungen« nach dem 20. Juli 1944, das inzwischen bis in die meisten Einzelheiten bekannt ist, läßt leicht nachvollziehen, wie unsicher jedem der Kopf auf den Schultern saß, der irgendwie mit Äußerungen gegen Hitler in Verbindung gebracht werden konnte. Entscheidend war für mich jedoch immer dies: Ich, der SS-Offizier, glaubte unter allen Umständen die Fahnen hochhalten zu müssen, was eine Reihe von Militärs, allen voran Erich von Manstein, ihrem Obersten Befehlshaber noch nach dem 20. Juli 1944 von Angesicht zu Angesicht gelobt, jedoch nicht immer gehalten hatten.

Daß die Lage an den Fronten, die zerstörten deutschen Städte, der Rohstoff-, Waffen- und Munitionsmangel

keineswegs jedermann zu der Einsicht zwangen, das katastrophale Ende sei nahe und unausweichlich, bezeugten zahlreiche Äußerungen namhafter Militärs wie von Brauchitsch beispielsweise, der Hitlers Genie gegen die Wirklichkeit setzte.
Auch nach Hitlers Tod habe ich niemals erklärt, mir sei aus meiner intimen Kenntnis 1944 klar geworden, daß es mit Hitler zu Ende ginge. Im Gegenteil. Ich tat – auch in der Gefangenschaft in Rußland –, als sei ich bis zum letzten Tage überzeugt gewesen, daß Hitlers Genie es dennoch schaffen werde.
Im Umgang mit mir, dem von ihm für seinen »persönlichen Dienst« ausgewählten SS-Angehörigen, verzichtete Hitler auf die Distanz, die er sonst gegenüber jedermann grundsätzlich gewahrt sehen wollte. Er gab sich natürlich, manchmal geradezu familiär. So entstand bald so etwas wie ein rein menschlicher Kontakt, der mir nicht nur meinen Dienst sehr erleichterte, sondern auch ermöglichte, Einblick in seine Wesensart zu gewinnen. Während Hitler in der Öffentlichkeit – und dazu zählte in gewisser Beziehung auch der kleine Kreis, der gewöhnlich mit ihm zusammenkam, Militärs, Minister, Frauen, einige Künstler und die engeren Mitarbeiter – letzten Endes immer der unnahbare und undurchsichtige Führer blieb, gab er sich in meiner Gegenwart so, wie er insgeheim vielleicht gern immer gewesen wäre. Niemals war er da auf Pose bedacht, niemals das »Denkmal«, die Statue, die er seit Anbeginn seiner politischen Tätigkeit zum großen Teil selbst geschaffen hatte. Nicht selten hörte ich Äußerungen aus seinem Munde, die ganz und

gar nicht zu den für ihn bezeichnenden Deklamationen und programmatischen Wendungen paßten. Daß ich sie bisher nicht – auf welche Weise auch immer – an die Öffentlichkeit brachte, hing mit meiner Auffassung über Treuepflicht und Verschwiegenheit zusammen, die ich meiner einstigen Stellung schuldig zu sein glaubte. Hinzu kam, daß ich nach Lage der Dinge sicher sein mußte, der mangelnden Kenntnis oder gar Tatsachenverdrehungen geziehen zu werden, sobald ich die Schilderungen bestimmter Begebenheiten richtigstellen und nicht gerade wenigen Memoirenschreibern widersprechen würde. Hitler ist tot, viele seiner einstigen Mitarbeiter mit Einfluß auf das damalige Geschehen leben jedoch noch. Nicht wenige von ihnen haben ihre seinerzeitige Rolle durch Nachkriegs-Veröffentlichungen gerechtfertigt oder zu rechtfertigen versucht. Kaum ein General ist darunter zu finden, der zugibt, falsch oder schlecht operiert und durch seine Schuld Gefechte oder Schlachten verloren zu haben. Nicht nur der verlorene Krieg, sondern auch die verlorenen Schlachten und Gefechte kommen nahezu ausschließlich auf Hitlers Kosten. Ich kann zwar nicht beurteilen, wer seinerzeit die jeweils richtigen Entscheidungen vorschlug oder traf; aber ich kann bezeugen, daß Hitlers Voraussagen in den meisten Fällen zutreffend waren und daß seine Befehle an den Fronten – nach seinen Äußerungen – nicht selten umgangen oder sabotiert wurden.

Nicht wenige rühmten sich nach 1945 – oder wurden gerühmt –, Hitler offen widersprochen und ihm teilweise ebenso auch demonstrativ den Gehorsam versagt zu ha-

ben. So schrieb Egbert Kieser 1978 beispielsweise über den 1892 in Fischhausen in Ostpreußen geborenen und insgesamt dreizehnmal verwundeten General Dietrich von Saucken, der seine Heimat wie ein Löwe verteidigte und am 12. März 1945 bei Hitler erscheinen mußte, der ihm die Führung der 2. Panzerarmee übertrug: »Hitler saß am Kartentisch, flankiert von Generaloberst Guderian, Bormann und einem Adjutanten, als von Saucken eintrat: Eine Hand lässig auf seinem Kavalleristensäbel, das Monokel fest im Auge, grüßte er mit einer leichten Verbeugung statt mit dem seit dem 20. Juli 1944 obligatorischen Hitlergruß. Das kam einer Rebellion gleich, zumal er sich auch seine Waffe, wie üblich, nicht im Vorzimmer hatte abnehmen lassen. Guderian, Bormann und der Adjutant starrten von Saucken an und warteten auf einen Wutausbruch Hitlers. Doch es geschah nichts. Hitler ignorierte den General und forderte Guderian kurz auf, mit der Einweisung in die Lage zu beginnen. Ohne Wirkung war von Sauckens Verhalten jedoch nicht geblieben. Nach der Einweisung setzte Hitler zu einem langen Vortrag an, den er mit der Verteilung der Befehlsgewalt einleitete: Die Verantwortung für den Kampfraum Danzig trägt Gauleiter Forster, General von Saucken ist dessen Befehlsgewalt unterstellt – außer in rein militärischen Dingen. Von Saucken schlug sehr ruhig, aber bestimmt mit der flachen Hand auf den Kartentisch und sagte: ›Ich denke nicht daran, Herr Hitler, mich unter den Befehl eines Gauleiters zu stellen!‹
Hitler verharrte schweigend, in sich zusammengesunken, vor seinen Karten. Guderian und Bormann redeten

hastig auf von Saucken ein, doch vernünftig zu sein – sie wußten, daß der General mit seinem Leben spielte. Doch von Saucken wiederholte nur: ›Ich denke nicht daran!‹ Nach langen Sekunden unterbrach Hitler das ratlos gespannte Schweigen mit kraftloser Stimme: ›Also gut, dann führen Sie eben allein, Saucken‹«.*
Diese Situation habe ich nicht erlebt. Außerdem galt der General von Saucken, dem Dönitz noch am 8. Mai 1945 die Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verlieh, als loyaler Truppenführer, zu dem ein solcher Auftritt gar nicht paßte. Die Behauptung, daß er Hitler nicht mit »mein Führer«, sondern herausfordernd mit »Herr Hitler« angeredet, mit der flachen Hand auf den Kartentisch geschlagen und noch knapp zwei Monate vor Kriegsende wie in Friedenszeiten einen Kavalleristensäbel getragen habe, zeigt deutlich, welcher Quellenwert dieser Darstellung aus zweiter Hand zuzuordnen ist.
Wie die Verhältnisse damals tatsächlich lagen, schildert der in Kanada lehrende deutsche Historiker Peter Hoffmann nach einer Aussage des Rittmeisters Gerhardt Boldt, der bezeugt, daß selbst Generaloberst Guderian vor der Begegnung mit dem Führer die Waffen ablegen mußte. »Offiziere des Generalstabes des Heeres, der Frontstäbe, der Luftwaffe und der Marine, die zu Hitler befohlen wurden«, berichtet er, »mußten die Neue Reichskanzlei durch den Eingang an der Voßstraße 4

---

* Kieser, Egbert: Danziger Bucht 1945. Dokumentation einer Katastrophe. München 1978, S. 270.

betreten, und innen mußten sie sich ausweisen. Rittmeister Boldt berichtet ... über die Prozedur, die er als Erster Ordonnanzoffizier von Generaloberst Guderian erlebte, wenn er ihn seit Anfang Februar zusammen mit dem Adjutanten Major Freiherr Freytag von Loringhoven regelmäßig vom Hauptquartier des Generalstabes in Zossen zur Lagebesprechung in der Reichskanzlei begleitete. Vom Eingang her gelangten Guderian, Boldt und Freytag von Loringhoven wegen der starken Beschädigung der Reichskanzlei auf langen Umwegen zu Hitlers Arbeitszimmer. An jedem Durchgang standen SS-Wachen, und bei jedem Durchgang mußten sich die Besucher ausweisen ... Am Vorraum (von Hitlers Arbeitszimmer) wurden Guderian und seine Begleiter von mehreren SS-Leuten in feldgrauen SS-Uniformen empfangen und mußten ihre Waffen ablegen. Zwei der SS-Leute nahmen die Aktentaschen ab und durchsuchten diese aufs genaueste. Eine Leibesvisitation wurde nicht vorgenommen ... Erst nach der Untersuchung durften sie den Vorraum betreten ... An der Tür zu Hitlers Arbeitszimmer standen weitere Wachen in feldgrauen SS-Uniformen.«*

Natürlich hätten viele Hitler gern widersprochen. Geschimpft hat mancher hinter seinem Rücken auf ihn – und dabei Kopf und Kragen riskiert. Hitler las die entsprechenden SD-Berichte stets. Ihn interessierte die Haltung der Holländer, Franzosen und gefangenen Po-

---

* Hoffmann, Peter: Die Sicherheit des Diktators. München und Zürich 1975, S. 242.

len ebenso wie die Stimmung in der deutschen Bevölkerung. Wenn er, wie zahlreiche Militärs nach 1945 berichten, negative militärische Meldungen weder sehen noch hören wollte, in dieser Hinsicht wünschte er nur Tatsachen auf den Tisch zu bekommen. So erinnere ich mich beispielsweise an SD-Berichte über Äußerungen von Fremdarbeitern, die im Juli 1944 in meiner Heimatstadt Bremen untergebracht waren. In ihnen wurde ungeschminkt berichtet, daß die Polen und Holländer Hitler haßten und daß sie zutiefst bedauerten, daß das Attentat am 20. Juli mißlungen war. Er wurde als »Schwein« und »Lumpenhund« bezeichnet, der bestraft werden müßte. Die gelegentliche an bestimmte Ereignisse geknüpfte Bemerkung »wenn das der Führer wüßte«, ging bezüglich der »Stimmungsberichte« von völlig falschen Vorstellungen aus. Hitler erfuhr und wußte alles. Seine Maßnahmen richteten sich gewöhnlich nach der jeweiligen Rolle und Wirkungsmöglichkeit derjenigen, die über ihn schimpften. Wer ihm offen zu widersprechen beabsichtigte, mußte damit rechnen, sein Leben verwirkt zu haben.

Hermann Göring sagte während des Nürnberger Prozesses treffend, daß jeder, der Hitler nicht gehorcht habe, unter der Erde läge. Und widersprach tatsächlich einmal einer offen, wies Hitler ihn wie einen dummen Jungen zurecht. Selbst Erwin Rommel verließ eine Besprechung wie ein begossener Pudel, nachdem er einmal mehrfach versucht hatte, seine von Hitlers Auffassung abweichende Meinung zu äußern und von dem verärgerten Hitler kurzerhand zum Verlassen des Raumes aufgefordert

worden war. Wenn sich jemand vornahm, einmal Einwände zu erheben, falls ihm falsch oder fraglich erschiene, was Hitler über »Gott und die Welt« – beispielsweise während der nach seinem Tode vielzitierten »Tischgespräche« – sagen würde, blieb es nahezu ausnahmslos bei dieser Absicht. Hitler spürte gewöhnlich genau, was jeder um ihn herum dachte, und so zuckte manch einer – bei der gemeinsamen Tafel beispielsweise – plötzlich zusammen, wenn er hörte, wie Hitler seine noch nicht geäußerten Einwände augenblicklich ad absurdum führte, ohne ihn, den Gast, dabei besonders anzusprechen. Was hätten wir ihm auch entgegnen sollen, als er während eines Essens beispielsweise die Leistungsfähigkeit von Löwen und Kamelen verglich und dabei zu dem Ergebnis kam, daß der Fleischfresser Löwe dem Pflanzen und Gras verzehrenden Kamel in der Wüste leistungsmäßig weit unterlegen sei? Doch auch die Fachleute ließen sich über Details und Zusammenhänge in ihren eigenen Disziplinen belehren, ohne etwas einzuwenden, wenn sie vieles »besser als Hitler wußten«, was sie allerdings erst nach Hitlers Tod erklärten. Da erschienen »Erinnerungen« von Leuten, deren einstige Äußerungen über den »genialen Führer« mir noch heute im Ohr klingen. Ich sah sie kommen und gehen, und ich hörte nicht selten auch, was sie Hitler sagten und zu berichten hatten. Berufshistoriker von Rang, die schweigend und manchmal offen staunend vernahmen, was der Führer über geschichtliche Ereignisse und Zusammenhänge erzählte, stellten auch erst viel später fest, daß manches von Hitler nicht nur sehr eigenwillig interpre-

tiert worden war, sondern auch nicht stimmte. In Hitlers Gegenwart wurden gegen Ende des Krieges zwar gelegentlich Zweifel laut; aber diese Zweifel bezogen sich auf den »Endsieg« und auf die Beurteilung der Frontlage, und die Leute, die sie anzumelden wagten, konnten infolge ihrer Position davon ausgehen, daß sie ihre Meinung vorsichtig sagen dürften. Doch »mit der flachen Hand auf den Tisch schlagen« und »Herr Hitler« ... Nein – seit dem Tod Hindenburgs – niemals! Ebenso wesentlich erscheint mir jedoch auch, daß Gäste, die mit einer gewissen Abwehrhaltung gegen Hitler in der Reichskanzlei, auf dem Berghof oder im Führerhauptquartier erschienen, vor seiner Persönlichkeit und seiner suggestiven »Beredsamkeit« kapitulierten. So mancher hat mir danach spontan erzählt, daß Hitler ihn trotz seiner inneren Abwehr schließlich doch in seinen Bann gezogen und seinen Widerstand ausgelöscht habe. Manche kamen und zeigten sogar ostentativ, daß sie unwillig waren und nur einem Zwang gehorchten. Von Hitler, der sie herbefohlen hatte, hielten sie nichts oder doch nicht viel. Für sie war er der ungebildete österreichische Emporkömmling aus den Wiener Armengassen. Und wie anders verließen sie nahezu ausnahmslos den Gastgeber. Hitler spürte und wußte dies genau, und so richtete er sich bei seinen Einladungen und Befehlen zum Rapport denn auch danach.

Einmal in der unmittelbaren Nähe Adolf Hitlers sein zu können – oder gar sein zu müssen, das war damals der Wunsch von Millionen. Einmal, das heißt besser: solange »alles gut ging«. Neid begleitete mich denn auch, als

1935 – zu meiner Überraschung – die Wahl auf mich fiel, diese Funktion zu übernehmen. Ich war überrascht; denn mich zeichnete nach meiner Meinung nichts aus, was eine solche »Auszeichnung« rechtfertigen konnte. Ich hatte die Mittlere Reife »gemacht«, eine Zeitlang auf dem Bau gearbeitet und die Baugewerkschule absolviert, weil ich Tiefbau-Ingenieur werden wollte. In Bremen, woher ich stamme, war ich im März 1933 zur Waffen-SS gegangen und nach einjährigem Truppendienst in Berlin-Lichterfelde im Juli oder August 1934 von meiner Einheit mit rund zwei Dutzend Kameraden als Erste Wache zum »Berg« abkommandiert worden, zum Obersalzberg, dem Landsitz des Reichskanzlers Adolf Hitler. Dort eingetroffen, erschien Hitler auf dem Gelände des Berghofes, gab jedem die Hand und stellte Fragen, die unser Privatleben betrafen. Mich fragte er, woher ich komme und wie alt ich sei. Auf mich machte diese Begegnung mit Hitler, der uns jungen Soldaten damals als Idol erschien, einen tiefen Eindruck.
Ende 1934 sollten zwei Männer aus der Wachmannschaft für die Reichskanzlei abgestellt werden. Die Auswahl dauerte einige Tage. Aus einem Aufgebot von 50 Mann wurde ich – zusammen mit einem weiteren Kameraden namens Otto Meyer – für diesen Dienst bestimmt. Wir meldeten uns beim SS-Obergruppenführer Wilhelm Brückner, dem Chefadjutanten Hitlers, der uns eröffnete, daß wir für den persönlichen Dienst beim Führer vorgesehen seien. Nach einem Kurzlehrgang auf einer Hotelfachschule in Pasing bei München im Januar 1935 und dem Dienst in einigen Abteilungen der Reichskanz-

lei – vor allem beim SS-Obergruppenführer Brückner, der 1936 einen sehr viel gelesenen Aufsatz über den »Führer in seinem Privatleben« veröffentlichte – wurden wir zum Antritt unserer Kommandos befohlen, das »Persönlicher Dienst beim Führer« hieß. Karl Krause, ein »Kammerdiener« – er kam von der Kriegsmarine und war seit 1934 bei Hitler – erwartete uns bereits. Wir sollten uns unseren Dienst teilen. Hitler wünschte, daß sich stets einer von uns in seiner Nähe befand. Der zweite Mann war, so wollte es Hitler, für die Begleitung bei Ausfahrten bestimmt. Er hatte zudem dafür zu sorgen, daß Hitlers Kleidung und private Räume jederzeit in Ordnung waren, wozu ihm Zimmermädchen zur Verfügung standen. Der dritte Mann mußte die in Hitlers Haushalt anfallenden wirtschaftlichen Angelegenheiten erledigen. Bei größeren Veranstaltungen allerdings, auf ausgedehnten Reisen und parteipolitischen Tagungen zum Beispiel, waren wir zu dritt bei Hitler. Jeder von uns hatte auf Reisen die Kleidung zu tragen, die Hitler jeweils angelegt hatte. Alles sollte immer uniform aussehen, einheitlich. Handelte es sich um Parteiangelegenheiten, trugen wir SS-Uniformen. Hatte Hitler sich, was vor dem Kriege nicht selten vorkam, für einen Zivilanzug entschieden, mußten auch wir so angezogen sein. Wer da meinte, Hitler habe nicht auffallen wollen, weil er Angst vor Attentaten gehabt hätte, täuschte sich. Hitler, der im September 1939 nicht nur einmal die eigenen Truppen hinter sich ließ, hat man Angst niemals angemerkt. Ob er auch keine hatte, weiß ich nicht. Ich bin jedoch überzeugt, daß er nicht nur bei jeder passen-

den Gelegenheit aus propagandistischen Erwägungen betonte, von der »Vorsehung« für eine große, einmalige geschichtliche Aufgabe »vorgesehen« worden zu sein, sondern daß er auch fest daran glaubte. So erzählte Rudolf Hess einmal, daß Hitler, Hess, Heinrich Hoffmann und Julius Schaub kurz vor der Machtübernahme durch Verschulden eines Lastwagenfahrers in Hitlers Mercedes beinahe zu Tode gekommen seien und daß Hitler, an der Schulter und im Gesicht verletzt, schon zu der Zeit mit ruhiger Zuversicht seine noch vom Schock gelähmten Mitfahrer mit der Bemerkung beruhigt habe, daß die Vorsehung ihn nicht umkommen lassen werde, da er noch eine große Aufgabe erfüllen müsse.

Furcht vor Attentaten auf sein Leben hatte Hitler nicht, und es war für ihn selbstverständlich, sich frei in der Öffentlichkeit zu zeigen. Wenn Besorgnisse um seine Sicherheit geäußert wurden, sagte er: »Mir tut kein deutscher Arbeiter etwas.« Daß Attentate von anderer Seite erfolgreich inszeniert werden könnten, schien er bis 1944 für ausgeschlossen zu halten. Als unzumutbar lehnte er Sicherheitsvorkehrungen ab, die sichtbar waren. Als ihm während einer öffentlichen Versammlung im Sportpalast beispielsweise einmal von der Polizei geraten wurde, den Saal durch einen besonderen Eingang zu betreten, weil anders für seine Sicherheit nicht garantiert werden könnte, wies er dies barsch mit den Worten zurück: »Ich gehe durch keine Hintertür!« Wenn er private Fahrten unternahm, verbot er seinen Kriminalbeamten, ihm den Weg durch die Menge zu bahnen und ihn abzuschirmen. Er glaubte, daß die von ihm oft im

Munde geführte »Vorsehung« ihn schützen würde und daß die Begleit-Kommandos durch ihr bloßes Vorhandensein eventuelle Attentäter abhielten. Mehr Gedanken bereitete ihm die Vorstellung, daß vom Ausland der Versuch unternommen werden könnte, ihn gewaltsam zu beseitigen. Politische Fanatiker würden sich, so meinte er einmal, aber auch im Reich finden, so daß er mit Überraschungen auch in dieser Hinsicht leben müßte. Dennoch hat er sich nicht gerade besonders darum gekümmert, wer um ihn und an seinem »Hofe« war. Zwar kannte er das Personal auf dem Berghof »vom Sehen« her; aber er wußte nur in einigen Fällen, wie die Leute hießen und was sie taten. In den Führerhauptquartieren war es ebenso. Er machte beim Einzug einen Rundgang und ließ sich die jeweils verantwortlichen Männer vorstellen. Damit ließ er es bewenden. Nach meiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft war ich über die auch heute immer noch kolportierte Behauptung überrascht, daß es nahezu unmöglich gewesen sei, an Hitler heranzukommen und ihn zu ermorden. Davon konnte nicht die Rede sein. Wer Schneid hatte, geschickt war und wußte, was er wollte, hätte Hitler bei sehr vielen Gelegenheiten umbringen können. Oft, und nicht nur vor dem Kriege, kamen Leute an ihn heran, ohne von jemandem daran gehindert zu werden. Kameraleute schleppten Kästen mit Zubehör, mit Kabeln, Rollen und Stativen usw. in seine Nähe, »schossen« mit Teleobjektiven Aufnahmen von ihm und bewegten sich frei und ungehindert. Als er nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 einmal mit dem Auto ins Lazarett nach

Rastenburg fahren wollte, umringten ihn, bevor er einsteigen konnte, plötzlich zahlreiche Soldaten und Zivilisten. Jeder von ihnen hätte ihn töten können, wenn er es gewollt hätte. Obwohl er noch unter den Verletzungen litt, die die Stauffenberg-Bombe an seinem Kopf und an seinen Beinen verursacht hatte, gab er sich so unbekümmert, daß ich Angst bekam und schließlich froh war, als wir endlich abfuhren und ich, hinter ihm sitzend, seinen Rücken decken konnte. Freilich hätte jeder, der Hitler offen und »Aug' in Aug'« gegenüber gewaltsam beseitigt hätte, sein eigenes Leben auch verwirkt gehabt. Diesem Umstand war es wohl zu verdanken, daß Hitler am Leben blieb, bis er im April 1945 selbst Hand an sich legte.
Nur ganz wenige der gegen Hitler gerichteten Attentate sind öffentlich bekannt geworden. Einige von ihnen erlebte ich hautnah. Nach der Hochzeit des Generalfeldmarschalls von Blomberg beispielsweise fuhr Hitler in die Schorfheide zum ehemaligen Schloß und Jagdgebiet Kaiser Wilhelms II., wo er mit Göring zusammensein wollte. Vor uns fuhr Heinrich Himmler. Plötzlich krachten aus dem Dickicht des Waldes Schüsse. Himmlers Wagen stoppte. Er war getroffen worden. Himmler, tief erschrocken und bleich, erklärte Hitler hastig, daß man auf ihn geschossen habe. Nach dem Zwischenfall setzten wir die Fahrt fort, und Hitler sagte: »Das hat sicher mich treffen sollen, da Himmler ja normalerweise nicht vor mir fährt. Außerdem ist bekannt, daß ich stets neben dem Fahrer sitze. Die Einschüsse in Himmlers Wagen befinden sich in dieser Richtung.« Danach wurden Hit-

lers Autos gepanzert. Kurz vor dem Kriege wurde aus einer Menge heraus von einem Adjutanten ein Blumenstrauß entgegengenommen, der für Hitler bestimmt war. Nachdem er mit Vergiftungserscheinungen erkrankte, wurde der Rosenstrauß untersucht: Die Dornen waren mit Gift präpariert. Dieses »Blumenattentat« hatte zur Folge, daß Blumen und andere Gegenstände fortan nur noch mit Handschuhen entgegengenommen werden durften. Später wurde das Werfen von Blumen in Hitlers Wagen generell verboten. Eines Tages erhielt der Hundeliebhaber Hitler einen hübschen Hund geschenkt, der – was niemand ahnen konnte – zuvor tollwütig gemacht worden war. Da das Tier einen Begleiter anfiel, blieb Hitler verschont. Hitler hatte in dieser Hinsicht immer Glück; aber er wurde von Mal zu Mal doch vorsichtiger. Eßbare Geschenke, die aus dem Ausland kamen, durften im Haushalt nicht verwendet werden. Trotz des Verbotes, geschenkte Genußmittel und Speisen zu verwenden, hatte ich 1944 einmal der Verlockung nicht widerstehen können, von geschenktem Obst zu kosten. Die Folge war eine Erkrankung, die mich für Wochen ans Bett fesselte. Prof. Morell, der Leibarzt Hitlers, untersuchte mich und stellte Vergiftungserscheinungen fest, die er auf den Genuß des Obstes zurückführte. Hitler ließ sich täglich von seinem Arzt und auch von Reichsleiter Bormann melden, daß nicht nur sämtliche Lebensmittel, sondern auch das Wasser untersucht würden.

Das erste Attentat auf Hitler, das allgemein bekannt wurde und weltweites Aufsehen erregte, wurde 1939 in

München verübt. Um ein Haar hätte es Hitler das Leben gekostet. In München, der sogenannten »Hauptstadt der Bewegung«, fand alljährlich am Vorabend des Gedenktages an den Marsch zur Feldherrnhalle vom 9. November 1923 ein Kameradschaftsabend der »alten Kämpfer« im Bürgerbräukeller statt, an dem auch Hitler stets teilnahm. 1939 war zwei Monate zuvor der Krieg ausgebrochen und Hitler, der am Vormittag des 9. November in Berlin sein wollte, ließ die Versammlung früher beginnen und die bis dahin übliche Zusammenkunft mit seinen alten Mitkämpfern ausfallen. Diese kurzfristige Umdisponierung rettete ihm das Leben.
Die Öffentlichkeit konnte am 9. November 1939 lesen: »Der Führer traf am Mittwoch (8. November) anläßlich der Erinnerungsfeier der alten Kämpfer zu einem kurzen Besuch in München ein. An Stelle des Parteigenossen Hess hielt der Führer selbst im Bürgerbräukeller die Ansprache. Da die Staatsgeschäfte den Führer zwangen, noch in der Nacht nach Berlin zurückzukehren, verließ er früher als ursprünglich vorgesehen den Bürgerbräukeller und begab sich zum Bahnhof in den dort bereitstehenden Zug. Kurz nach der Abfahrt des Führers ereignete sich im Bürgerbräukeller eine Explosion. Von den noch im Saal Anwesenden wurden sieben getötet und 63 verletzt . . . Das Attentat, das in seinen Spuren auf ausländische Anstiftung hinweist, löste in München sofort eine fanatische Empörung aus. Zur Feststellung der Täter ist eine Belohnung von 500 000 Mark ausgesetzt worden, die durch einen freiwilligen Betrag von privater Seite auf 600 000 Mark erhöht wurde. Die verheerende

Explosion im Bürgerbräukeller ereignete sich etwa um 21.20 Uhr, zu einer Zeit, als der Führer schon den Saal verlassen hatte. Ihn hatten fast alle führenden Männer der Bewegung, Reichsleiter und Gauleiter auf den Bahnhof begleitet, wo er wegen dringender Staatsgeschäfte sofort nach dem Schluß seiner Rede den Zug zur Rückkehr nach Berlin bestieg. Man kann es nur als ein Wunder bezeichnen, daß der Führer diesem Attentat auf sein Leben entging, das zugleich ein Anschlag auf die Sicherheit des Reiches ist.«*
Zwei Wochen danach wurde mitgeteilt, daß ein 36jähriger Mann namens Johann Georg Elser bald nach dem Attentat verhaftet worden sei, als er die Schweizer Grenze habe überschreiten wollen. Er sei der Mann, der die Bombe rund 145 Stunden vor der Explosion im Bürgerbräukeller eingebaut habe. Ich war gerade bei Hitler, als Himmler seinen ersten Bericht erstattete. Elser, am 4. Januar 1903 in Hermaringen in Württemberg als uneheliches Kind des als Säufer und Alkoholiker im Ort bekannten Holzhändlers L. Elser geboren, hatte gestanden, wie Himmler erklärte, daß er Hitler hätte umbringen wollen. Er, der nach Himmlers Angaben keineswegs als »Zweitausgabe des Reichstagsbrandstifters van der Lubbe anzusehen« sei, habe beteuert, daß niemand außer ihm von den Vorbereitungen seines Attentats gewußt und daß auch niemand ihn angestiftet hätte. Als Himmler sagte, daß Elser nach dessen Angaben nur von der fixen Idee besessen gewesen sei, seinen Namen

* DNB-Text vom 9.11.1939.

mit seinem Bild in den Zeitungen zu sehen, ließ Hitler sich Fotos von Elser zeigen. Nur »ein Herostratos der Gegenwart« habe der Mann nach seinen Bekundungen sein wollen, meinte Himmler. Hitler, der die Fotos sorgfältig studierte, hörte zunächst mit versteinertem Gesicht zu. Dann meinte er, jedes Wort langsam aussprechend: »Himmler, so sieht der nicht aus. Sehen Sie sich einmal die Physiognomie an, die Augen, die intelligenten Gesichtszüge. Das ist kein Blender, kein Schwätzer. Der weiß, was er will. Stellen Sie fest, welche politischen Kreise hinter ihm stehen. Er ist vielleicht ein Einzelgänger; aber ohne ›Weltanschauung‹ ist der nicht.« Himmler machte ein verblüfftes Gesicht und versicherte, daß seine Leute schon »herausfinden« würden, »wes Geistes Kind« der Attentäter sei. Hitler interessierte der Mann auf eine eigentlich ungewöhnliche Weise. Er, der nicht nur bei der Röhm-Affäre kurz befohlen hatte, »umlegen, ausmisten«, reagierte hier ganz anders. Als er Himmlers etwas ratloses Gesicht sah, sagte er halblaut vor sich hin: »Ich lasse ihn nicht leben, nur damit er erleben muß, daß ich recht habe und er unrecht.« Himmler, nun völlig unsicher, ging und machte sich, das sah man, seinen eigenen Reim darauf. Dann, bald nach diesem Gespräch, erhielt Hitler Einzelheiten über Elsers Leben. Er hatte 1917 als ältestes von insgesamt fünf Elser-Kindern die Volksschule verlassen und in einer Königsbronner Eisenfabrik mit der Dreher-Lehre begonnen. Da sie ihm nicht behagte, war er zwei Jahre später Tischler geworden. Als Klassenbester des Prüfungsjahres 1922 nannte er sich »Kunsttischler« und

bastelte seitdem »erfinderisch« an Uhren, Motoren und Schlössern herum. Als Angestellter der Flugzeugwerke Dornier in Friedrichshafen hatte er drei bis vier Jahre danach in der Propellerabteilung gute Arbeit geleistet und war schließlich jahrelang in einer Uhrenfabrik tätig gewesen, wo er sich sehr gesellig gezeigt hatte, als guter Zither- und Kontrabaßspieler aufgefallen war und eine Reihe wechselnder Liebschaften unterhalten hatte. Alles das bestärkte die ursprünglichen Eindrücke Hitlers, der Himmler nun belehrte: »Herostratos? Sehen Sie einmal: Mitglied der Holzarbeitergewerkschaft, Mitglied des Rotfrontkämpferbundes und auch noch eifriger Kirchgänger – und keine politischen Motive? Wen will er das glauben machen?« Hitler hatte sich sein Urteil über Elser gebildet. Er befahl Himmler, Elser zu veranlassen, noch einmal eine »Höllenmaschine« zu bauen. Elser baute sie. »Die Fähigkeiten dieses Mannes«, meinte Hitler anerkennend, »können für uns im Kriege für Sprengungen von Brücken und ähnlichem nützlich werden. Lassen Sie ihm im Gefängnis oder im KZ eine Werkstatt einrichten, in der er weiterhin Höllenmaschinen basteln kann.« Als »Sonderhäftling« im KZ Sachsenhausen saß er dann mit Léon Blum, Kurt von Schuschnigg, Pastor Niemöller und einer Reihe anderer namhafter Häftlinge zusammen und tat jahrelang, was Hitler befohlen hatte. Er bastelte, entwarf, erfand und baute, wie ihm geheißen worden war. Ein Prozeß wurde ihm auf Hitlers Weisung hin nicht gemacht, was die Öffentlichkeit gewundert haben mag. Gelegentlich wird behauptet, Hitler habe im November 1939 gewußt, daß

im Bürgerbräukeller eine Bombe tickte, weshalb er früher als gewöhnlich gekommen und ebenso eher gegangen sei. Nach meinen Eindrücken – ich kannte seine Reaktionen und konnte aus seinem jeweiligen Verhalten recht zuverlässig ablesen, ob er tatsächlich überrascht war oder ob er nur so tat – war dies – so meinte ich im November 1939 jedenfalls – nicht der Fall. Ich vermutete, daß er im vertrauten Kreis nur keine Antwort auf die Frage hatte geben wollen, wieso er sich hinsichtlich der Reaktionen Englands beim deutschen Angriff auf Polen getäuscht habe. Einige der Spitzenvertreter der Partei, die Gauleiter, Rudolf Hess, Goebbels (der Hitler nach Berlin begleitete) und andere, hätten seine Prophezeiungen über Englands »freundschaftliches« Verhalten gegenüber dem Reich beim Bier möglicherweise zur Sprache gebracht, was ihm mit Sicherheit nicht angenehm gewesen wäre. Elser jedenfalls, der nach Himmlers Angaben niemanden belastet hatte und ausdrücklich »bekannte«, Unrecht begangen und seine Ansicht im KZ geändert zu haben, soll im Konzentrationslager Sachsenhausen mehreren Leuten erzählt haben, daß die Gestapo ihn 1939 für 40 000 Schweizer Franken gedungen habe, die Höllenmaschine einzubauen und auf die von ihr genannte Zeit einzustellen. Ich wagte nicht, Hitler jemals danach zu fragen. Und als der amtliche Polizeibericht am 16. April 1945 bekanntgab, daß Elser am 15. April einem alliierten Bombenangriff zum Opfer gefallen sei, was immerhin auch recht merkwürdig war, hatte ich andere Sorgen. Das Kriegsende stand vor der Tür.

Hitlers Verhalten am Attentats-Tage und die Tatsache, daß Elser sich tagelang im Bürgerbräukeller unbehelligt an dem Pfeiler hatte zu schaffen machen können, erscheinen vor allem aus der Rückschau merkwürdig, zumal Himmlers Leute automatisch in Veranstaltungsvorbereitungen solcher Art eingeschaltet waren; aber Hitlers Reaktionen nach dem Attentat konnten nach meiner seinerzeitigen Auffassung einfach nicht gespielt sein. Dazu erschienen sie mir zu ursprünglich, zu spontan. Doch damals hätte ich ihm auch nicht zugetraut, daß er in der Lage gewesen wäre, das Leben von alten Mitkämpfern aufs Spiel zu setzen, ohne sich etwas anmerken zu lassen.

Manches am Fall Elser war außergewöhnlich. Daß Hitler Elser leben ließ, weil er, wie er zu Himmler sagte, dessen Bastlerfähigkeiten eventuell im Kriege nutzen zu können meinte, erschien mir schon 1939 recht fragwürdig; denn unsere Experten waren, wie alle Welt weiß, keineswegs darauf angewiesen, sich von einem Uhrenbastler und Tischler Geheimnisse beibringen zu lassen. Ich hatte den Eindruck, daß Hitler von der Stetigkeit und stillen Zielstrebigkeit Elsers beeindruckt war. Im Grunde war Elser ein Mann, den er sicherlich gern in der SS, SA oder Partei aktiv tätig gesehen hätte. Elser, der »einfache Arbeiter«, wie Hitler einmal sagte, hatte den Mut gehabt, Ende 1939, nachdem hohe widerstrebende Militärs resigniert hatten, konsequent für seine »Weltanschauung« einzutreten. Hitler, der nicht nur in »Mein Kampf« und in öffentlichen Reden zuweilen aufdringlich darauf hinwies, einmal »einfacher Arbeiter gewe-

sen« zu sein, war von besonderen Leistungen dieses Standes stets mehr beeindruckt als von entsprechenden Leistungen der sogenannten »höheren Stände«. Und er war auch überzeugt, daß die Arbeiterschaft ihm »mit Herz und Hand« gehörte. Nicht nur einmal äußerte er, daß er bedenkenlos seinen Kopf zum Schlaf in den Schoß eines jeden deutschen Arbeiters legen würde. Daß die Arbeiterschaft ihm nur gefolgt sei, weil er ihr nach jahrelanger Hoffnungslosigkeit Arbeit und Brot gegeben habe, wie vor allem heute oft behauptet wird, hat er niemals akzeptiert. Der »Fall Elser« war für ihn mit absoluter Sicherheit etwas ganz Besonderes. Spätestens seit den Nürnberger Prozessen weiß jedermann, daß bestimmte Menschenleben zur Herrschaftszeit Hitlers gar nichts wogen. Wer Todesurteile aus jener Zeit liest, muß dies nicht nur bestätigen, sondern sich auch fragen, wieso Elser, der Hitler hatte töten wollen, am Leben bleiben durfte. Die Männer und Frauen um den Grafen Stauffenberg wurden dagegen 1944 wie Schlachtvieh aufgehängt. Arbeiter, die auf Gedeih und Verderb, also auch gegen Hitler, »dem abgewirtschafteten Adel folgten«, waren für Hitler prinzipiell verloren. Thälmann und Elser dagegen waren für ihn »Männer mit Charakter«, denen er manches nachsehen zu müssen meinte. Mir scheint, daß dieser Aspekt immer noch der differenzierten Untersuchung bedarf.
Nach dem Kriege mußte ich oft lesen, daß Hitler sich vor Attentätern so gefürchtet habe, daß selbst die Jalousien der Fenster geschlossen werden mußten, wenn er mit der Eisenbahn gefahren sei. Das ist absurd. Seine Augen

vertrugen die Sonne nicht. Selbst helles Kunstlicht tat seinen Augen weh. So mußten denn auch seine Mützen stets besonders große Schirme aufweisen. Heinrich Hoffmann, sein »Leibfotograf«, hatte seine liebe Mühe, wenn er Hitler mit Blitzlicht fotografieren wollte. Mehr als ein paar Versuche durfte er sich nicht leisten. Vor dem Kriege mußte auf dem Obersalzberg sogar ein großer Baum an der Stelle eingepflanzt werden, an der er im Sommer die »Vorbeimärsche« abzunehmen pflegte. Da er barhäuptig erscheinen wollte und einen Sonnenschirm nicht wünschte, blieb nur dieser Ausweg.
Da Otto Meyer im April 1938* und Karl Krause während des Polenfeldzuges** aus dem Dienst bei Hitler ausschieden und zur Truppe zurückgingen, »rutschte« ich, immer wortkarg, zurückhaltend und skeptisch gegenüber jedermann, automatisch in eine Position hinein, die den ursprünglichen Diener-Rahmen sprengte. Ich wurde im Laufe der Zeit mit immer mehr Aufgaben betraut und war als SS-Hauptsturmführer ab Ende Juli 1944 schließlich Chef des persönlichen Dienstes beim

---

* Meyer mußte seinen Dienst quittieren, weil er Theaterlogen-Plätze, die Hitler für seine Gäste vorgesehen hatte, mit Verwandten besetzte.

** Hitler, der während des Polen-Feldzuges infolge der Meldungen über von Polen vergiftete Brunnen befürchtete, womöglich vergiftetes Wasser vorgesetzt zu bekommen, hatte befohlen, für ihn stets Fachinger-Wasser zur Verfügung zu haben. Krause setzte ihm einmal jedoch anderes Wasser vor und behauptete, daß es Fachinger sei. Da er die Fachinger-Flasche, die Hitler sehen wollte, nicht vorweisen konnte, mußte er gehen.

Führer.* In dieser Funktion hielt ich mich stets bei Hitler auf und begleitete ihn, wenn er seine Unterkunft verließ, für deren ordnungsgemäßen Zustand ich verantwortlich war. Mir unterstanden in dieser Funktion die Diener, die Kasinoordonnanzen, Hitlers Verpflegung und alles, was irgendwie mit ihm persönlich zu tun hatte. Wer eine neue Stellung antritt, bemüht sich gewöhnlich zunächst, zu beobachten und die Ohren offen zu halten. So tat auch ich es. Ich fragte jeden vorsichtig, der mir erzählen konnte, was »hier oben« wichtig und unwichtig sei. Wichtig, und das fand ich rasch heraus, waren da vorerst nur die Kompetenzgrenzen der einzelnen Mitglieder des »Hofes.« »Alles andere«, belehrten mich die Eingeweihten, »müssen Sie selbst rausfinden.« Und so war es denn auch. Wann immer einer aber etwas Persönliches über den Führer erzählte, mußte ich hellwach sein; denn da ging es um mein Arbeitsgebiet. Hitler selbst, der sich meisterhaft zu »verkaufen« verstand und mich zur »freien Entfaltung« ermunterte, machte mir den Einstieg in meine Tätigkeit allerdings leicht, und so verlor ich sofort auch jede Scheu, die mich anfänglich noch nicht nur im Umgang mit ihm, sondern auch mit den anderen »Größen« des Reiches gehemmt hatte. Daß ich tagaus tagein mit Überraschungen würde rechnen müssen, lag auf der Hand; denn Hitler war außer-

---

* Als Vertreter Linges fungierte bis 1942 Hans Junge, der an die Front versetzt wurde. Ihm folgte Eugen Bußmann, der sich bei Hitler nicht lange halten konnte, weil Hitler sich unentwegt über ihn ärgerte. Auf Linges Vorschlag wurde er zum Führer-Begleitkommando versetzt.

halb seiner stereotypen Gewohnheiten gar nicht oder nur sehr schlecht einzuplanen. Eines Tages berichtete Erich Kempkas Vorgänger Julius Schreck mir von einem Erlebnis mit Hitler, das mir zeigte, was beispielsweise auf mich zukommen würde. Sie waren, Schreck als Hitlers Fahrer im Mercedes, mit der üblichen Begleitkolonne in die Pfalz gefahren. Auf einer Landstraße überholten sie zwei junge Männer des Reichsarbeitsdienstes, die per pedes dem nächsten Ort zustrebten. Ahnungslos, wer an ihnen vorüberfuhr, hatten sie gewinkt und gehofft, mitgenommen zu werden, was Hitler bemerkte. Er ließ Julius Schreck und die Kolonne stoppen und die beiden Männer an seinen Wagen heranrufen. »Den beiden«, sagte Schreck, »fielen bald die Augen aus dem Kopf. Mitten im flachen Land – der Führer.« Hitler ließ sie einsteigen, nahm sie mit und unterhielt sich mit ihnen. Beim Abschied meinte er, daß es regnen würde; sie sollten ihre Mäntel bereithalten. Einer von ihnen erklärte, lange arbeitslos gewesen zu sein und keinen Zivilmantel zu besitzen. Noch ehe er begriffen hatte, wie ihm geschah, hing Hitlers Reisemantel über seinen Schultern. Die Fahrt ging weiter. Für diejenigen, die dabei waren, ein effektvolles Propagandaereignis kurz nach der Machtübernahme, für den aber, der für Hitlers Kleidung verantwortlich war, ein eventueller Anlaß zu großem Ärger. Ein neuer Mantel mußte rasch beschafft werden. Er mußte dem alten gleichen, mußte passen und eventuell sofort zur Hand sein. So hatte ich denn auch möglichst stets und überall Brillen, Lupen, Farbstifte, Schreibutensilien, Schuhe, Stiefel, Strümpfe, Uniform-

teile, Krawatten, Hemden, Handschuhe, Mützen und Hüte für den Notfall parat.

Oft erzählten Besucher mir, daß es ihnen die Sprache verschlagen habe, als Hitler ihnen ins Auge blickte. Ich konnte eine solche Wirkung auf mich niemals feststellen. Seine Augen, tausendfach als »unheimlich«, faszinierend und gar hypnotisierend beschrieben, beeindruckten mich gar nicht. Zwar war ich nicht in der Lage, wegzuschauen, wenn er mich ansah; aber »gelähmt« hat sein Blick mich nie. Auf die häufig an mich gestellte Frage, was »es« dann war, das jedermann zwang, sich ihm unterzuordnen, muß ich die Antwort schuldig bleiben. Hitler war mein Chef. Ich kann nicht einmal sagen, mein oberster Chef; denn ich hatte keinen anderen Vorgesetzten. Niemand, nicht einmal Himmler und Bormann, waren befugt, mir Befehle zu erteilen. Das – und seine Persönlichkeit schlechthin – band mich an ihn, nicht eine Weltanschauung oder Idee. Die Minister, Militärs und höchsten Funktionäre der NSDAP bescheinigten Hitler ungewöhnliche Verdienste, Kenntnisse und Führungsfähigkeiten. Was er wußte und konnte, vermochte ich konkret nicht zu beurteilen. Ich war darauf angewiesen, zu hören, was die allgemein anerkannten und infolge der Ereignisse weltweit exponierten Fachleute sagten, und ich mußte mich darauf beschränken, zu sehen, wie sie sich in Hitlers Gegenwart verhielten. Wie hätte ich Hitler nicht für genial und für unersetzbar halten sollen oder können, wo ich doch täglich sah und hörte, wie ihm nicht nur die Großen des Reiches ehrerbietig und schrankenlos ergeben huldigten.

Als ich 1935 meinen Dienst bei Hitler antrat, wohnte er, obwohl bereits seit zwei Jahren Reichskanzler, immer noch auf dem Obersalzberg in seinem alten Landhaus »Wachenfeld«, in dem alles nicht nur klein, sondern auch recht primitiv war. So war beispielsweise der Wintergarten, in dem die Mahlzeiten eingenommen wurden, so klein, daß die Gäste das Geschirr nach dem Essen selbst zusammenstellen mußten, weil die Ordonnanzen keinen Platz hatten. Wenn Göring überraschend erschien, der Platz für zwei brauchte, waren die übrigen Gäste gezwungen, noch enger als sonst zusammenzurücken.
Wilhelm Brückner, bei dem ich 1935 auch »gelernt« hatte, schrieb 1936 in seinem Essay über Hitlers Privatleben: »Manche Leute fragen sich, warum wohl der Führer sich gerade den Obersalzberg zu seiner Heimat erkoren hat. Aber wer einmal dort droben gestanden hat, der begreift, daß es in Deutschland wohl kaum einen Ort gibt, von dem aus man trotz der Nähe des umrahmenden Gebirges einen so weiten und so ungehinderten Blick in die Schönheiten der Welt hat. In einem Ausschnitt der Berge nach Norden, zu Füßen des Gaisberges, liegt hingebettet die alte Bischofsstadt Salzburg. An föhnigen Tagen kann man mit bloßen Augen die Burg und das Städtchen sehen . . . Links vom Obersalzberg türmt sich das Massiv des Untersberges auf . . . Noch weiter nach links schweift der Blick dann zum Watzmann hinüber und zu den Bergriesen rings um ihn, die schließlich in weitem Bogen heranrücken und hinter dem Obersalzberg im Hohen Göll sich aufgipfeln . . . Hier, inmitten

dieser großartigen Natur . . . lebt der Führer, wenn er seine großen Reden ausarbeitet.« Daß die Umgebung Hitler inspirierte, habe ich oft erlebt. Hier stand er »über der Welt«, befand er sich in einer Umwelt, die dem legendenumwobenen »Olymp der Götter« gliche, wie er einmal scherzend sagte; aber nicht das allein dürfte ihn veranlaßt haben, auf dem Obersalzberg seine privaten »Zelte« aufzuschlagen. Manchmal, wenn er durch nichts bedrängt wurde, kam ein anderer Grund zum Vorschein: die Erinnerung an seinen einstigen Freund und Mentor Dietrich Eckart. Hier, unweit des »Göll-Häusls«, in dem der bayerische Journalist, Dichter und Dramatiker gewohnt hatte, bevor er starb, ging Hitler in Gedanken oft den Weg zurück. Manchmal kam er mir dabei wie der antike Heros Antaios vor, der aus der Berührung mit der Erde immer wieder neue Kraft schöpfte. Daß Hitler in Obersalzberg nicht seinen »ewigen« Aufenthaltsort sah, geht aus der Tatsache hervor, daß er, je länger der Krieg dauerte, immer wieder davon sprach, sich dereinst in Linz zur Ruhe setzen zu wollen. Aber so lange er den Berghof brauchte, und er rechnete bis 1944 gesprächsweise damit, daß es bis 1949 der Fall sein würde, mußte er sich dort angemessen etablieren. Er ließ das Haus Wachenfeld nach eigenen Plänen radikal umbauen. Im ersten Stock des umgebauten Berghofes lagen dann seine Arbeitszimmer und die Schlafräume für ihn und Eva Braun. Zwölf Gästezimmer boten genügend Platz für Besucher. Das ständige Personal wohnte neben den Gästen. In allen Räumen schmückten wertvolle Bilder die Wände. Originale z. B. von Lenbach,

Defregger, Grützner, Waldmüller, Spitzweg, Stuck, Tizian und Makart besaßen Hitlers Vorliebe. Im Kellergeschoß befand sich Hitlers »Sportzentrum«, eine Kegelbahn. Hitler, der sonst keinen Sport trieb, auch wenn unter seinem Bett stets ein Expander lag, kegelte sehr gern. Allerdings wünschte er nicht, daß darüber gesprochen wurde. »Wenn die Kegelvereine dahinterkommen«, meinte er, »werde ich womöglich noch Ehrenpräsident sämtlicher Kegelbrüder.«
Zum Berghof gehörte ein Gelände, auf dem sich das Teehaus »zum Moosländerkopf« befand, den der Spaziergänger Hitler im Frieden nahezu täglich an den Nachmittagen aufsuchte. 800 Meter oberhalb des Moosländerkopfes, auf dem Kehlstein, lag das weltweit bekannt gewordene zweite Teehaus. Die Idee zu diesem Bau, der nach meiner Erinnerung rund 30 Millionen Mark kostete, stammte von Martin Bormann. Vom rund 1000 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Berghof führte eine Autostraße durch Tunnel zu einem Parkplatz in 1700 Meter Höhe hinauf. Von hier aus führte ein 130 Meter langer Stollen zu einem Lift, der im Felsen des Bergmassivs 120 Meter hoch in das Teehaus hinauffuhr. Hitler besuchte dieses Teehaus nur, wenn er außergewöhnliche Gäste auf dem Berghof hatte, so beispielsweise die Kronprinzessin von Italien, Mussolini und François-Poncet. Als Poncet mit dem Chefadjutanten hinauffuhr, sagte der Adjutant scherzend: »Exzellenz, jetzt geht's hinauf in die Hölle.« François-Poncet, ebenfalls zum Scherzen aufgelegt, erwiderte lachend: »Nein, in den Himmel.« Die Räume des Kehlsteinhauses, wie

das Teehaus hieß, waren keineswegs groß. Bemerkenswert waren eigentlich nur der Speisesaal und der große runde Kaminraum, der einen wundervollen Blick auf die herrliche Gebirgslandschaft freigab.
Martin Bormann, der Verwalter des Obersalzberges, zeichnete nicht nur für die Unterhaltung der Baulichkeiten und Anlagen, sondern auch für alle Änderungen im Bereich des sogenannten Führergeländes verantwortlich. Auf sein Betreiben entstanden, mit Parteigeldern finanziert, Kasernen, Gästehäuser, ein – von Bormann verwalteter – Gutshof, Landhäuser für Göring, Speer und Bormann. Hitler, der selbst gern bauen ließ und noch 1945 von Bauwerken »träumte«, die er irgendwann noch einmal errichten zu können hoffte, ließ Bormann in seiner Bauwütigkeit zwar gewähren, doch er spöttelte: »Dieser Maulwurf versetzt über Nacht ganze Berge«, was tatsächlich zutraf. So äußerte Hitler 1938 in Bormanns Anwesenheit einmal ganz nebenbei, daß ein unweit seines Berghofes liegender Bauernhof das harmonische Bild und die Aussicht »eigentlich« störe. Weiter nichts. Als er am nächsten Tage von einem Aufenthalt in München zurückkehrte, traute er seinen Augen nicht. Rotbunte Kühe weideten, wo am Tage zuvor noch der Bauernhof gelegen hatte. Bormann hatte das Gehöft erworben, die alten Besitzer umgesiedelt und von Hunderten von Bauarbeitern den Hof abtragen und die nun freie Fläche mit Rasenplatten auslegen lassen. Doch Hitler kamen Bedenken, daß der Besitzer sein Anwesen nicht so »gern« und so »freiwillig« verkauft hatte, wie Bormann es auf Befragen des Führers hingestellt haben

dürfte; denn Hitler machte ihm in meiner Anwesenheit Vorhaltungen und sprach dabei sogar andeutungsweise von Machtmißbrauch.
Vor dem Kriege hatte ich manchmal den Eindruck, nicht beim Führer und Reichskanzler, sondern im Hause eines großen und viel beschäftigten Architekten und Baumeisters beschäftigt zu sein. Skizzen von Bauwerken, Grundrisse, Berechnungen, Bauentwürfe aller Art, Lineale, Farbstifte und allerlei andere Architekten-Utensilien lagen ständig auf seinem Tisch, und immer wieder griff Hitler nach ihnen, änderte und korrigierte die Entwürfe, schlug in Fachbüchern nach und verglich. Gelegentlich unterhielt er sich dabei mit mir, dem angehenden Bauingenieur, der auf dem Bau gearbeitet hatte, auch über das Leben der Bauarbeiter, Maurer und Zimmerleute. Ich war überrascht, wie gut er sich in handwerklichen Einzelheiten auskannte. Wenn ich dabei auf seine gepflegten Hände sah, fiel es mir schwer, seiner Darstellung zu glauben, in Wien selbst einmal als Hilfsarbeiter auf dem Bau tätig gewesen zu sein. Was er in »Mein Kampf« darüber geschrieben hatte, habe ich erst mehr als zehn Jahre nach dem Krieg gelesen. Bis dahin wußte ich eigentlich nur, wie sein Buch aussah. Niemals hat er mich gefragt, ob ich es kenne oder besitze. Heute weiß ich, daß er darin beispielsweise berichtete, er sei nach dem Tode seiner Mutter in Wien von sozialdemokratischen Bauarbeitern gezwungen worden, den Bau zu verlassen, weil er mit ihnen über Politik diskutiert und ihrer Auffassung widersprochen habe. Und erst seit der nachträglichen Lektüre seines Buches weiß ich auch, wieso er bei

Besuchen auf Baustellen Fragen stellte, mit denen ich damals nichts zu beginnen wußte. Die erbärmliche Eintönigkeit, die er in Wien auf dem Bau kennengelernt hatte, war in seiner Erinnerung haftengeblieben.

Mehrfach äußerte Hitler, daß, wenn die »Vorsehung« ihn nicht zum Führer des deutschen Volkes bestimmt hätte, er sicher auf dem Gebiet des Bauwesens ein führender Mann geworden wäre, was ihn, wie er gern hervorhob, vor dem Ärger und vor den Sorgen bewahrt hätte, mit denen er nun ständig konfrontiert würde. Immer wieder erlebte ich, daß er großen Eifer darauf verwandte, alle aufwendigen oder nach seiner Auffassung wichtigen Bauvorhaben zu beobachten und voranzutreiben. Ja, er arbeitete sogar persönlich an maßgeblichen Entwürfen, Modellen und Änderungen mit und nahm den Architekten Hermann Giesler und Albert Speer, um zunächst zwei der wichtigsten Leute zu nennen, die seine diesbezüglichen Pläne und Vorstellungen in die Tat umsetzten, die Organisation der Bauträger und die Regelung der Finanzierung ab. Und er drängte, trieb zur Eile an und duldete – selbst während des Krieges – Verzögerungen nur widerwillig. Manches entstand, gemessen an den Ausmaßen, nahezu über Nacht. Die neue Reichskanzlei mußte 1938 innerhalb von neun Monaten fertiggestellt und eingerichtet werden. Ende Januar bekam Speer von Hitler den Auftrag, sofort mit den Arbeiten zu beginnen, mit denen er sich auf das Ziel hin noch nicht beschäftigt hatte. Drei Jahre hatte Hitler ihn an Planskizzen zu einer Erweiterung der Reichskanzlei herumbasteln lassen, und nun, für Speer unerwartet, kam

die Anweisung, augenblicklich einen Neubau zu errichten. Innerhalb von acht Wochen waren die älteren Bauten niedergerissen und die Baustelle vom Wilhelmplatz bis zur Friedrich-Ebert-Straße, entlang der Voßstraße, für den Baubeginn vorbereitet. Am 2. August feierten »wir« und rund 8000 mit dem Bau beschäftigte Arbeiter und Angestellte in Berlin und in den Gauen des Reiches bereits das Richtfest. Am 12. Januar 1939 empfing Hitler das diplomatische Korps im neuen Bau und weihte ihn damit ein. Nahezu über Nacht, sagte ich, entstanden manche Bauwerke. Dies war eines davon. Auf 16 300 Quadratmetern Grundfläche standen in wenigen Monaten 420 Räume mit 360 000 Kubikmetern umbauten Raumes. 20 Millionen Ziegel waren vermauert, die 120 mal 22,2 Meter große Fassade des Mitteltraktes, in dem die großen Repräsentationsräume lagen, in Muschelkalkquadern und der 68 Meter lange und 26 Meter breite Ehrenhof in Juradolomit ausgeführt worden. Marmor kleidete die hohen Wände, im Runden Saal 14 Meter hoch, wo immer man hinblickte. 146 Meter lang war der Weg durch die 9,5 Meter hohe und 12 Meter breite, von Hitler ganz besonders geschätzte Galerie, die vom kuppelüberwölbten Runden Saal zum 9,75 Meter hohen und 27 mal 14,5 Meter großen, mit dunkelrotem Limbacher Marmor bekleideten Arbeitszimmer des Führers führte. Da ich ja »vom Bau« kam, beobachtete ich alles das mit ganz besonderem Interesse. Nur was ich als angehender Bauingenieur immer wieder hatte hören müssen, hörte ich von Hitler niemals. Von den Baukosten, die heute wohl rund 350 Millionen DM erfassen

würden, sprach er nicht. Sein Denken und Handeln drehte sich hierbei nur um die Architektur, die für ihn eine zentrale Rolle in der Kulturpolitik spielen und als Symbol für die Vitalität und den Zukunftsglauben des neuen Reiches natürlich auch propagandistischen Zielen dienen und das Dritte Reich als ein Reich des Aufbaus erscheinen lassen sollte. Auf dem 421 mal 402 Meter großen Gelände war ein herrlicher Garten angelegt worden, der den alten Park einbezog, in dem Otto von Bismarck zu promenieren pflegte. Sein Bild, ein Gemälde von Lenbach, hing über Hitlers Marmorkamin im Arbeitszimmer.
Zum Geld hatte Hitler kein normales Verhältnis. Unbekümmert ließ er seinen Chefadjutanten über Geldangelegenheiten verfügen. Das Gehalt, das er als Reichskanzler bezog, reichte nach seiner Auffassung, die er uns nicht selten hören ließ, gerade zur Unterhaltung seiner Begleitung aus. Den »Hofstaat« in seinen Führerhauptquartieren bestritt er aus Einnahmen aus den Honoraren seines Buches »Mein Kampf«. Da auf seinem Verlagskonto beim Franz Eher-Verlag stets beträchtliche Summen standen, 7 oder 8 Millionen Mark waren es 1944,* konnte er hier recht großzügig schalten und walten. Oft erlebte ich, daß er den Chefadjutanten nach dem Kontostand fragte und, wenn er befriedigende Antworten erhielt, bestimmte Beträge an Organisationen, wie z. B. »Mutter und Kind«, NSV oder Jugendinstitutionen, überweisen ließ. Manchmal sagte er dann wie erleich-

* Vgl. dazu Maser, Werner, *Adolf Hitler*, Mein Kampf S. 39.



1 *Hitler mit Linge im Führerhauptquartier Wolfsschanze bei Rastenburg 1942*

2 *Modell des Triumphbogens, den Hitler bereits während seiner Haft, vor 1925, entworfen hatte. – Hitler besichtigt an seinem 50. Geburtstag 1939 das Modell, das im Modellsaal der neuen Reichskanzlei aufgebaut war. Zum Größenvergleich befand sich ein kleineres Tor in dem Modell*

3 *Hitler auf dem Wege zur Reichstagssitzung in der Krolloper in Berlin vor Ausbruch des Krieges. Im Wagen sitzen hinter Hitler Linge, ferner Goebbels und Ley*

tert: »Nun ist alles wieder weg, und ich habe meine Ruhe.« Wer das hörte, konnte glauben, Hitler fühle sich durch Geld belastet. Tatsache ist, daß er nicht verstehen wollte, daß verschiedene Leute bestimmte Maßnahmen unterließen, weil ihr Geld nicht ausreichte. Seinen engeren Stab besoldete er großzügig. »Meine Leute«, so meinte er einmal, »sehen bei mir einen Lebensstandard, wie er bei meiner Position selbstverständlich ist. Sie sollen in ihrer Stellung an meiner Seite angemessen leben. Niemand darf womöglich in Versuchung geraten, sich bestechen zu lassen und aus Geldmangel unrechte Handlungen zu begehen. Ich nehme mir das Recht, so etwas gegebenenfalls hart und unbarmherzig zu bestrafen.« Und er tat es. Als sich zwei Ordonnanzen einmal an seinen Geburtstagsgeschenken vergriffen und Gemälde und kunstvolle Modelle entwendeten, ließ er sie ins KZ einweisen. Mit KZ-Haft drohte er gelegentlich auch anderen offen und unmittelbar, und ich konnte beobachten, daß solche Drohungen die tatsächliche KZ-Haft schließlich verhinderten. Einmal geschah dies in Berlin noch vor dem Kriege. Anlaß war ein Platzregen, der die unteren Räume der alten Reichskanzlei, der eigentlichen Führerwohnung, unter Wasser gesetzt hatte. Alles »schwamm«. Teppiche, Papiere und andere Gegenstände waren aufgeweicht und wurden teilweise unbrauchbar. Besonders schlimm war, daß aus den Toiletten der Inhalt herausquoll und in dreckigem Wasser durch die Räume trieb. Ein bestialischer Gestank war die Folge. Wie die Briefe später wieder gereinigt wurden, weiß ich nicht. Ich war froh, daß ich mit der »Kata-

strophe« nichts weiter zu tun hatte. Zu allem Überfluß wurde gerade der polnische Minister Beck in der alten Reichskanzlei erwartet. Über Treppen erreichten die Besucher schließlich trockene Räume. Hitler tobte. Er ließ den verantwortlichen Baurat kommen und stellte ihm die Frage, wie so etwas passieren konnte. Nachdem der Baurat erklärt hatte, daß der Grundwasserspiegel Berlins zu hoch sei und Pumpen bei einem solchen Regen nicht in der Lage wären, das Wasser wegzuschaffen, wollte Hitler wissen, ob auch die umliegenden Gebäude unter Wasser gestanden hätten. Nachforschungen ergaben, daß dies nicht der Fall war. Verärgert befahl Hitler, ihm umgehend Pläne zur Beseitigung der Gefahrenherde in der alten Reichskanzlei vorzulegen. Als der Baurat mit seinem Stab, mit Plänen und Akten, wieder bei Hitler erschien, um ihm zu erklären, daß Änderungen nicht möglich seien, runzelte er die Stirn und zuckte mit dem Mund. Ich stand in seiner Nähe, kannte diese Regungen und war auf ein Donnerwetter gefaßt; aber Hitler sagte mit grollendem und unmißverständlichem Unterton »nur«: »Meine Herren, wenn Sie diese Schweinerei nicht innerhalb kürzester Zeit behoben haben, werde ich Sie allesamt kurzerhand ins KZ sperren lassen. Ich hoffe, Sie haben mich verstanden.« Dann drehte er sich um und verschwand. Betreten und schweigend blickten die so gemaßregelten Spezialisten einander an. Wie begossene Pudel verließen sie den Raum. Solange ich in Hörweite war, sprach niemand auch nur ein Wort. Hitlers Ärger über die »Hohlköpfe« und »Stümper«, die nicht einmal mit »solchen Kleinigkeiten fertig« würden,

verflog nicht so rasch. Überschwemmungen hat es in der alten Reichskanzlei nicht mehr gegeben.
Ob wir in Berlin, in München oder auf dem Berghof weilten, bauen war stets Hitlers intensivstes Anliegen. In München, der sogenannten Hauptstadt der Bewegung, hatte er bereits damit begonnen, als sich die Pläne für Berlin, die Hauptstadt des Reiches, teilweise noch in Entwurfsphasen befanden. So beschäftigte Albert Speer sich beispielsweise erst seit 1935 mit Plänen für den Umbau der Reichskanzlei, während Hitler in München schon im Oktober 1933 den Grundstein für das repräsentative »Haus der deutschen Kunst« gelegt hatte und 1937 die wesentlichsten Arbeiten am Königsplatz bereits beendet waren.
Augsburg, Bayreuth, Berlin, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Graz, Hamburg, Linz, München, Münster, Oldenburg, Posen, Nürnberg, Duisburg, Saarbrücken, Hannover, Köln, Innsbruck, Königsberg, Stettin, Weimar und Würzburg wurden von Hitler zu Neugestaltungsstädten erklärt. Danzig, Wuppertal, Bremen und Memel kamen Anfang 1941 noch hinzu. Allein diese Projekte, die vom Tisch Hitlers ausgingen, der sich nicht nur um München, Berlin, Nürnberg und Linz besonders intensiv kümmerte, waren von Ausmaßen, die ein normales Vorstellungsvermögen überschreiten mußten. Kasernen wurden gebaut, Autobahnen angelegt, Flugplätze errichtet und die von Hitler und Dr. Todt festgelegte Trasse des Autobahnringes für den Individualverkehr verwirklicht. Das ganze Reich war der Bauplatz des Bauherrn Adolf Hitler, der sich zu allem Überfluß auch noch mit den Eifer-

süchteleien und Querelen innerhalb der Architektengilde belastete. Da wollte einer der »Lieblingsarchitekt des Führers« und ein anderer »Der persönliche Architekt des Führers« sein. Streitereien um verschwommen abgegrenzte Kompetenzen und Zuteilungen waren an der Tagesordnung. Nach dem Kriege ist ein Bild entstanden, das nur teilweise mit den Tatsachen übereinstimmte. Mit einiger Überraschung mußte ich nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft feststellen, daß immer nur von Albert Speer die Rede war, wenn von der Architektur des Dritten Reiches berichtet wurde. Speers Publikationen nach seiner Entlassung aus der Spandauer Haft haben diesen Eindruck noch vertieft. Da gab es Albert Speer als »Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt«, Paul Ludwig Troost und Hermann Giesler, den »Generalbaurat für die Hauptstadt der Bewegung« (seit Dezember 1938) und für Weimar, Roderick Fick (seit Anfang 1939) und Ludwig und Franz Ruff – neben Speer – für die Nürnberger Reichsparteitagsbauten und Brugmann und Schmeißer für die städtebaulichen Planungen. Fick und Dr. Todt planten und bauten den Obersalzberg im Sinne Hitlers um. Die Gauanlage für Bayreuth plante Reissinger, das neue Stadtzentrum für Dresden der Architekt Kreis, den Städtebau von Graz und Innsbruck der Dipl.-Ing. Peter Koller, das Hamburger Gauhaus Konstanty Gutschow, das Münsterer Stadtzentrum und die Gauanlage der Architekt Bartels, und so ging es weiter. Für Posen waren Bangert und Schmidt, für Stettin Claassen und für Würzburg Gross, für Frankfurt/Oder Mehrtens zuständig. Was sie planten und bau-

ten, verriet die Hand und die Geisteshaltung des verhinderten Architekten Adolf Hitler.
Im Mai 1938 – wir waren aus Italien zurückgekehrt, Hitler hatte die Gauleiter der eben erst zum Reich gekommenen Alpen- und Donau-Gaue ernannt – begannen die Arbeitskolonnen mit dem Bau des Münchner U- und S-Bahnsystems. Hitler, der lange dazu gedrängt hatte, wohnte der Eröffnung der Arbeiten zu der geplanten Untergrundbahn am Goetheplatz bei. Nachdem seit 1933 in München eine Reihe baulicher Aufgaben in Angriff genommen und teilweise bereits verwirklicht worden seien, begänne nun, so hob er hervor, die »größte Arbeit zum Ausbau und zur Verschönerung dieser Stadt.« Bis spätestens 1944 sollten die Arbeiten abgeschlossen sein. Hochstimmung beherrschte nicht nur mich. Wir befanden uns auf dem Weg in eine große Zeit, wie ich glaubte. Wir hofften, daß kommen würde, was Hitler den Münchner U-Bahnbauern in seiner Rede am 22. Mai 1938 ankündigte. »Die Stadt erhält«, sagte er, »ein vorbildliches Verkehrsnetz von Schnellbahnen, die die ganze Umgebung mit dem Zentrum verbinden werden. Es wird dann möglich sein, in wenigen Jahren aus dem inneren Stadtkern die Trambahn zu entfernen ... Spätestens in fünf bis sechs Jahren wird diese Aufgabe restlos gelöst sein. München wird dann ein hervorragendes Verkehrsnetz für den Massenschnellverkehr besitzen und vor allem eine Reihe gewaltiger Bahnanlagen, an der Spitze den neuen großen Zentralbahnhof sein eigen nennen können. Dasselbe, was hier geschieht, wird auch Berlin erleben, und ich möchte wün-

schen, daß die beiden Städte in einen edlen Wettbewerb eintreten in dem Sinne, daß die eine versucht, die andere in der Erkenntnis der Notwendigkeit der gestellten Aufgabe zu übertreffen. Die Lösung der Verkehrsaufgaben ist der erste Grund für die großen Aufgaben, die besonders in Berlin, in München und in Hamburg in Angriff genommen worden sind.«*
Daß alles ganz anders kommen würde, hielt ich 1938 für ausgeschlossen, und so interessierte mich schon aus zivilberuflichen Erwägungen ganz besonders, was Hitler im Hinblick auf umfassende Bauplanungen zu tun erwog. Was er sagte, nährte nicht nur in mir schöne Hoffnungen, und ich war überzeugt, bald als gut bestallter Bauingenieur »sicher aufgehoben« zu sein. Hatte Hitler doch eben erst erklärt: »Wir wollen, daß diese Aufgaben gelöst werden aus einem Geist heraus, der unserer Zeit entspricht. Denn unsere Zeit ist bestimmt durch die Sorge für die Zukunft des deutschen Volkes. Ich möchte, daß diese Arbeiten, die wir heute vollbringen, auch noch nach Jahrhunderten groß genug sind. Ein paar Zahlen lassen erkennen, daß unsere Vorfahren einst schon so groß gehandelt haben: Als die Straße ›Unter den Linden‹ im 17. Jahrhundert entstand, zählte Berlin noch nicht 40 000 Einwohner, und als die Ludwigstraße in München gebaut wurde, besaß München noch nicht ganz 70 000 Einwohner. München hat heute über 800 000 und Berlin hat über 4½ Millionen Einwoh-

* Domarus, Max: Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945. München 1965, Bd. I/2, S. 865.

ner. Da soll mir keiner kommen und sagen, unsere neuen Straßen, die wir jetzt bauen, seien zu breit ... Wenn wir nun mit dieser gewaltigen Arbeit beginnen, dann erkennen wir immer wieder, daß das alles ja nur möglich ist, weil die geballte Kraft eines 75-Millionen Volkes dahintersteht. Nicht Berlin baut Berlin, nicht Hamburg baut Hamburg, nicht München baut München, und nicht Nürnberg baut Nürnberg, sondern Deutschland baut sich seine Städte, seine schönen, seine stolzen herrlichen Städte.«* Und Albert Speer, der auf dem Obersalzberg viel von sich reden machte und von uns allen als sachlicher und kluger Mann mit sicherem politischem Instinkt und Weitblick geschätzt wurde, hatte schon 1936 geschrieben: Des Führers »große Bauten, die heute an vielen Orten zu entstehen beginnen, sollen ein Wesensausdruck der Bewegung auf Jahrtausende und damit ein Teil der Bewegung an sich sein ... er muß als Nationalsozialist bauen. Als solcher bestimmt er, ebenso wie er Willen und Ausdruck der Bewegung bestimmt, die Sauberkeit und Reinheit der Baugesinnung ... Es wird in der Geschichte des deutschen Volkes einmalig sein, daß an entscheidender Wende sein Führer nicht nur mit der größten weltanschaulichen und politischen Neuordnung unserer Geschichte beginnt, sondern gleichzeitig mit überlegener Sachkenntnis als Baumeister daran geht, auch die steinernen Bauten zu schaffen, die als Urkunden sowohl des politischen Wil-

---

* ebenda, S. 865 f.

lens wie des kulturellen Könnens noch in Jahrtausenden für ihre große Zeit zeugen sollen.«

Dr. Fritz Todt, der wußte, daß ich auf dem Bau gearbeitet hatte, bevor ich »zum Führer gekommen« war, erzählte mir begeistert, wie Hitler den seit Jahren geplanten Bau der Autobahn-Teilstrecke Frankfurt-Darmstadt am 23. September 1933 in Frankfurt eröffnete. Hoffnungsvoll seien 700 – bis dahin arbeitslose – Arbeiter direkt vom Arbeitsamt zunächst zum Frankfurter Börsenplatz marschiert, wo der Gauleiter ihnen Arbeitswerkzeuge ausgehändigt habe. Mit Musik sei es dann zum Arbeitsplatz gegangen, einer Straßenbau-Baustelle, wo ungezählte Männer, Frauen und Kinder bereits der Dinge harrten, die da kommen sollten. Dann, gegen 10 Uhr früh, sei Hitler erschienen, dessen Fahrt im Kraftwagen durch Frankfurt einem beispiellosen Festzug geglichen habe. Auswendig zitierte Todt den Schlußpassus der Hitler-Rede. »Gehen Sie jetzt zur Arbeit«, hatte Hitler gesagt und war fortgefahren: »Der Bau muß heute beginnen. Das Werk nehme seinen Anfang! Und ehe wieder Jahre vergangen sind, soll ein Riesenwerk zeugen von unserem Willen, unserem Fleiß, unserer Fähigkeit und unserer Entschlußkraft. Deutsche Arbeiter, an das Werk!« Und dann, so Todt, sei etwas geschehen, was jedermann fasziniert und »ergriffen« habe. Hitler sei an den ersten 2-Kubikmeter-Wagen herangetreten, habe einen Spaten ergriffen und gesagt: »Ans Werk. Beginnen wir damit!« Zusammen mit zwei Arbeitern habe er den ganzen Wagen Erde weggeschaufelt. 700 Arbeiter hatten dies gesehen. Was sie gedacht

haben mögen, ist nicht schwer zu erraten. Ihr Verhalten hat es gezeigt. Bis Ende September hatten sie einen großen Teil der »Hitler-Erde« in Taschen und Tüten nach Hause mitgenommen.
Ich glaubte bis 1944, guten Mutes in die Zukunft blicken zu können. Falls ich, so dachte ich, später infolge des Zeitverlustes durch meine Anstellung bei Hitler nicht als Ingenieur arbeiten würde, wäre in jedem Falle für meine Existenz gesorgt. Friedrich der Große, mit dem Hitler sich nicht ungern vergleichen ließ, hatte Johann Friedrich von Domhardt, der beim großen Preußenkönig einmal ungefähr die gleiche Funktion ausübte, wie ich sie seit Juli 1944 bei Hitler wahrnehmen mußte, zum Direktor des Hofgestüts Trakehnen in Ostpreußen, zum Präsidenten der Kriegs- und Domänenkammer Gumbinnen und zum Oberpräsidenten von Ost- und Westpreußen gemacht. Wenn ich, seit dem Stauffenberg-Attentat vom 20. Juli 1944 Hitlers ständiger Reisebegleiter und Tischgast am Tisch Eins, Chef des persönlichen Dienstes beim Führer und damit »Herr über das Dienstpersonal und die Verpflegung Hitlers«, solche Ambitionen auch niemals hegen konnte und Hitler in der Hinsicht zweifellos auch ganz andere Vorstellungen als Friedrich der Große hatte, war ich doch überzeugt, dank Hitler nach der Quittierung meines Dienstes zeitlebens auf sicheren Beinen stehen und einigermaßen sorglos leben zu können. »Linge wird«, sagte Hitler zu Himmler Ende 1944, »nach dem Kriege Reise- und Hofmarschall.«
Das Leben in Hitlers unmittelbarer Umgebung war durchaus kein Zuckerschlecken. Nicht von ungefähr bat

ich ihn mehrfach, mich an die Front zu schicken. Selbst der ausgesprochen spartanische Generaloberst Alfred Jodl stöhnte während des Krieges manchmal: »Mein Gott, in einem Konzentrationslager kann das Leben auch nicht anstrengender und deprimierender sein als hier.« Daß er sich getäuscht hatte, erfuhr er während des Nürnberger Prozesses, in dem er 1946 zum Tode durch den Strang verurteilt wurde. Wie überall, so setzte Hitler sich auch hier als Maß. Hätte ein nicht Eingeweihter beispielsweise im Führerhauptquartier »Wolfsschanze« Hitlers Schlafraum mit dem serienmäßig hergestellten einfachen Feldbett gesehen, würde er ihn bestenfalls für die Schlafkammer eines subalternen Offiziers gehalten haben. Kopfschüttelnd und staunend meinte der Generalfeldmarschall Bock einmal zu mir, nachdem er Gelegenheit gehabt hatte, kurz »hinter die Kulissen« zu blikken: »Das müßten einmal unsere Landser von der Front sehen.« Manchmal mußte selbst ich staunen, obwohl ich im Laufe der Zeit an allerlei Überraschungen gewöhnt worden war. So hörte ich eines frühen Morgens, als ich von einem »Ausflug« zurückkehrte und an Hitlers Schlafraum leise »vorbeischlich«, knirschende Geräusche im Hitler-Raum. Das war so ungewöhnlich, daß ich kurzerhand hineinging. Was ich erblickte, verschlug mir schier den Atem. Hitler stand, barfuß und im Nachthemd, auf dem Tisch und versuchte, die elektrische Birne an der Decke auszuwechseln, was ihm infolge seiner starken Schüttelneurose sehr schwer fiel. Ich entschuldigte mich und fragte: »Mein Führer, warum haben Sie mich denn nicht gerufen?« Hitler sah mich an und

sagte: »Sollte ich Sie denn aus dem Schlaf reißen, nur um eine Birne auszuwechseln. Das kann ich doch selbst auch, wie Sie sehen.« Ich half ihm vom Tisch herunter und schob das Möbelstück wieder an seinen alten Platz zurück. Das knirschende Geräusch, das ich vernommen hatte, war nun geklärt. Hitler legte sich wieder ins Bett und las weiter. Er war schlecht »auszurechnen«. Auf der einen Seite nahm er Rücksicht selbst auf die nebensächlichsten Dinge, und auf der anderen Seite war er maßlos in seinen Forderungen und Erwartungen. Während er sich um die Fußverstauchung einer Sekretärin wie ein Vater um sein Kind sorgte, zeigte er keine Regung, wenn er Einsätze befahl, die Tausende Tote zur Folge haben mußten. Den »Vorzug«, seine Besorgnis zu erfahren, hätte manch einer zuweilen gern nicht »genossen«. So war ihm bei aller Toleranz, die er mir gegenüber zu üben meinte, nicht einmal gleichgültig, was ich privat tat, was ich aß und trank. Immer wieder wollte er mich davon überzeugen, daß es ungesund sei, zu rauchen. Er setzte die Raucherei mit der Entstehung von Krebs in Beziehung und warnte mich eindringlich vor unausbleiblichen negativen Folgen. Doch nicht nur ich als sein persönlicher Bediensteter mußte solche und andere Ratschläge hören, die sich auf die Ernährung bezogen. So »durfte« sich am 6. November 1941 beispielsweise auch Professor Hugo Blaschke, Hitlers Zahnarzt, der gerade bei den Männern der Führerbegleitung Zahnkontrollen vorgenommen hatte und Hitlers Gast bei der Abendtafel im Führerhauptquartier war, mit Hitlers Version vom gesunden Lebenswandel vertraut machen. Hitler »ver-

focht mit großer Hartnäckigkeit die These«, protokollierte der SA-Standartenführer Dr. Werner Koeppen, der als persönlicher Referent Rosenbergs fungierte und Hitlers Äußerungen mitschreiben durfte, daß die Ursachen – zumindest jedoch »die Möglichkeit ihrer Auswirkung« – für die meisten der »noch nicht restlos erklärlichen Krankheiten wie zum Beispiel der Krebs« in der unsachgemäßen Ernährung der Menschen zu suchen seien.* Wir, die ständig in Hitlers Umgebung weilten, kannten das »Lied«, das er so gern und so vehement auf das fleischlose Leben als bestes Rezept für die Gesundheit »sang«. Der »einschneidendste Punkt in der Entwicklung des Menschengeschlechts«, so sagte er laut Protokoll, sei »der Tag gewesen, an dem der Mensch erstmals gekochtes Fleisch gegessen habe.« Wie meist, so hatte er seine Zuhörer auch hierbei mit seinen Ausführungen verblüfft. Blaschke war im wahrsten Sinne des Wortes sprachlos geworden, als Hitler ihm erklärt hatte, daß die Natur sich niemals den »Luxus« leisten würde, den in naturgemäßen Verhältnissen lebenden Menschen nur 60 bis 70 Jahre alt werden zu lassen, wo er doch 150 bis 180 Jahre leben könne. Gemessen an ihrer Entwicklungsphase, so hatte Hitler doziert, lebten alle Tiere, deren Ernährung natürlich sei, 8-bis 10mal so lange wie ihre Entwicklung zum ausgewachsenen Lebewesen gedauert habe, während der Fleisch verzehrende – und damit unnatürlich lebende – Mensch nur die 3- bis

* Protokoll: National-Archiv Washington, EAP/05/44, Bericht Nr. 54, Blatt 2.

4fache Dauer dieser Phase überlebe. Bei vernünftiger Lebensweise, worunter Hitler vor allem den Verzicht auf Fleisch und Schlachtfette verstand, müßte auch der Mensch zwangsläufig ein Alter von 150 bis 180 Jahren erreichen, was in alter Zeit überdies der Fall gewesen sei, wie man den Sagen entnehmen könne.*

Ich war an diesem Abend nicht beim Essen dabei, so daß ich diese Äußerungen nur aus »zweiter Hand« wiedergeben kann. Fremd waren sie mir ohnehin nicht; denn gelegentlich wiederholte Hitler während der Tafel ausführlicher, worüber er sich zuvor schon andeutungsweise geäußert hatte. Obwohl er oft unter Hinweis auf ein Wort von Tacitus spöttelte, daß »die Krieger sogar Fleisch zu fressen« begannen, wenn die Not in Kriegen besonders groß gewesen sei, machte er sich vor allem seit dem Beginn des Rußlandkrieges Gedanken über die Fleischproduktion. So erwog er Ende Oktober 1941 beispielsweise, die Schafhaltung zu intensivieren und Hammelfleisch markenfrei zu verkaufen. Infolge des Landgewinns im Osten, so argumentierte er, würde es leicht möglich sein, den zunächst auf 12 Millionen Schafe zurückgegangenen und inzwischen wieder auf 18,5 Millionen Tiere angestiegenen Bestand zu erhöhen. Mit der Abneigung der Deutschen gegen Hammelfleisch werde man schon fertig werden. Die Markenfreiheit und der billige Preis von 20 Pfennigen für ein Pfund Schaffleisch würden gewiß nicht unbeachtet bleiben. Über die Frage der Ernährungsweise des Menschen ganz allgemein re-

* ebenda.

dete Hitler sehr oft, vor allem in Zeiten, in denen er sich gesundheitlich entweder besonders gut oder besonders schlecht fühlte. Wenn er über die menschliche Lebensweise monologisierte, beobachtete er genüßlich die Reaktionen der »Fleischfresser«, wie er pauschal alle Leute ironisch nannte, die Fleisch aßen. Einmal, im Herbst 1944, schien es einen Augenblick lang, als wäre Hitler unter dem Einfluß des Hals-, Nasen- und Ohrenarztes Dr. Erwin Giesing bereit, seinen Vegetarismus wieder aufzugeben. Der Arzt, der alles andere als ein Ja-Sager war*, begegnete Hitler mit Argumenten, die ihn nachdenklich werden ließen. So erklärte er Hitler, daß das menschliche Gebiß, der Magendarmkanal und die Verdauungssäfte so »konstruiert« seien, daß sie zwischen den rein Pflanzen fressenden und rein Fleisch verzehrenden Tieren anzusiedeln seien, was heiße, daß der Mensch von Natur aus keineswegs eindeutig den Vegetariern zugerechnet werden könne. Hitler, der stets dazu neigte, der »Natur abzuschauen«, was sinnvoll sei, hörte aufmerksam zu. Giesings Erklärung, daß die »sonst so praktische Natur ganz gewiß keine Verdauungssäfte für tierische Eiweiße« im menschlichen Darmkanal produzieren würde, wenn sie grundsätzlich überflüssig wären, erschien Hitler offenbar sehr plausibel. Er bat Giesing, ihm umgehend entsprechende Fachliteratur zu beschaffen, damit er sich ausführlich mit diesen Fragen befassen könne. Ich bin einigermaßen sicher, daß Giesing, wenn

---

* Vgl. S.240 ff.

er länger bei Hitler geblieben* oder eher zu ihm gekommen wäre, Hitler zu überzeugen vermocht hätte, daß er einige seiner ungesunden Lebensgewohnheiten aufgeben müßte, wenn er körperlich dauerhaft leistungsfähig bleiben wollte.

Ganz gewiß aber wäre es auch Giesing nicht gelungen, Hitler zum Raucher zu machen oder ihn für den Alkoholgenuß zu gewinnen. Den Wein empfand er als so »sauer«, daß er, wenn er schon einmal einen Schluck (mit-)trank, »am liebsten Zucker hineingetan« hätte. Bier, das er, wie er mehrfach erzählte, in früheren Jahren recht gern getrunken habe, war ihm jetzt »zu bitter«. Was das Nikotin betraf, hielt er es mit Goethe, der den Tabakgeruch als das gräßlichste von allem bezeichnete. Eine zu frühe Verhärtung der Blutgefäße, Blutgefäßkrämpfe im Gehirn und im Herzen, bezeichnete Hitler als Folgen des Rauchens ebenso wie Herzmuskelveränderungen, die zu Todesfolgen führen könnten. Den Tabak sah er »als Rache des braunen Mannes« dafür an, daß der Weiße ihm »das Feuerwasser gebracht« und ihm damit schwer geschadet habe. Übereifrige und um Hitlers Wohlwollen buhlende Parteigenossen in Führungspositionen, die nach Lob für eigene Initiativvorschläge lechzten, schlugen Hitler liebedienerisch vor, das Rauchen in Parteigebäuden und Büros zu verbieten. Dazu war er, trotz seiner grundsätzlichen Vorbehalte gegen den Genuß von Tabak, dem er die gleiche Schädlichkeit wie dem Fleischgenuß zuordnete, jedoch nicht bereit,

* Vgl. ebenda.

weil er befürchtete, durch solche Maßnahmen zahlreiche seiner Anhänger zu vergraulen – und schließlich ganz zu verlieren.
Aus dem selben Grunde verzichtete er – nach seinen Angaben – beispielsweise auch darauf, sich offiziell an eine Frau zu binden oder sich öffentlich zu seinem Verhältnis mit Eva Braun zu bekennen. Seine Beziehung zu Eva Braun wurde daher streng geheimgehalten. Anfänglich wußte natürlich auch ich nicht, daß die junge blonde Dame, die an der Tafel stets links neben ihm saß, seine heimliche Geliebte war. Sie, Eva Braun, hatte er 1932 bei dem Fotografen Heinrich Hoffmann kennengelernt und bald zu sich geholt. Da sie bei Hoffmann angestellt war, der stets in Hitlers Nähe weilte, um zu fotografieren, dachte ich mir zunächst nichts weiter dabei. Zwar fiel mir auf, daß Hitler dieses hübsche Mädchen auf eine ganz besondere Weise behandelte; aber ich schrieb dies der Erscheinung Eva Brauns zu. Ihre natürliche und einfache Art war sehr sympathisch, und ihr Charme und ihre grazile Figur bezauberten uns alle. Wenn Hitler auf dem Obersalzberg weilte, war sie stets eingeladen. Sie stammte aus einer bürgerlichen Familie.
Eva Brauns Vater war ein angesehener Münchner Lehrer, der keineswegs als »Nazi« bezeichnet werden konnte. So war er denn auch nur einmal – zusammen mit Evas Mutter – Hitlers Gast auf dem Berghof. Daß Eva Braun und Hitler auf dem Berghof wie Eheleute lebten, sah ich bald zwangsläufig. Vier Zimmer, für deren Ordnung ich Sorge zu tragen hatte, standen ihnen für ihr Intimleben zur Verfügung. Den Plan für diese Privat-



4 *Hitler auf Frontfahrt im Polenfeldzug beim Erbsensuppen-essen aus der Feldküche. Die Suppe wurde direkt aus der Feldküche gereicht, wobei nur das Fleisch entfernt wurde. Neben Hitler, halb verdeckt, Linge*

5 *Hitler im Frankreichfeldzug 1940. Links vorne Linge*

6 *General Huntzinger und der französische Botschafter Noel warten auf das Besteigen des Zuges in Compiègne, in dem Hitler mit seinem engsten Stab bereits Platz genommen hatte. Am Wageneingang Linge*

wohnung mit zwei Bädern und zwei Schlafräumen, die durch Türen miteinander verbunden waren, hatten beide gemeinsam entworfen.
An den Abenden, an denen Hitler sich auf dem »Berghof« aufhielt, saß er gewöhnlich noch allein mit Eva Braun in seinem Arbeitszimmer zusammen, bevor sie zu Bett gingen. Sie trug dann meist nur noch einen Abendmantel oder einen Hausmantel und trank Sekt, während er seinen Tee zu sich nahm. Einmal betrat ich das Arbeitszimmer, ohne zuvor angeklopft zu haben. Mitten im Raum hatten Hitler und Eva Braun sich umarmt. Mit hochrotem Kopf machte ich kehrt und verschwand wieder. Liebkosungen und andere Zärtlichkeiten gehörten weder für Hitler noch für Eva Braun zu »öffentlich« gezeigten Gepflogenheiten. Es bedeutete schon sehr viel, wenn er sie in Anwesenheit anderer Leute einmal »Schnaksi« nannte, während sie dann süffisant-ironisch »mein Führer« sagte. Wie in jeder Ehe, so hing auch bei Hitler und Eva Braun der »Haussegen« dann und wann einmal schief. Zwar gab Eva Braun sich dann Mühe, ihre verweinten Augen vor mir zu verbergen; aber ich sah ihr doch an, daß es »Krach« gegeben hatte. Sie behielt für sich, was vorgefallen war. Auch ihrer Zofe, Frau Mittelstrasser, vertraute sie sich nicht an. Immer blieb sie das liebenswürdige und charmante »gnädige Fräulein«, wie sie offiziell angeredet wurde, und niemals gab es Vertraulichkeiten oder Plumpheiten irgendwelcher Art. So offen und ungeschminkt sie ihrem Tagebuch anvertraute, was sie bewegte, so wenig ließ sie Unbefugte daran teilhaben. Da auch sie, wie die Frauen aller Angehöri-

gen des Führerhauptquartiers, niemals – außer zuletzt in Berlin – ins Führerhauptquartier kommen durfte, telefonierte Hitler regelmäßig mit ihr. Die Gespräche hörte ich oft mit; denn nachdem ich ihn einmal während eines Gesprächsbeginns gefragt hatte, ob ich den Raum verlassen sollte, hatte er schmunzelnd gesagt: »Bleiben Sie ruhig da. Ich spreche schon so, daß jeder mithören kann, was ich sage.« Er neckte sie gern; aber er hörte auch zu, wenn sie redete, und es gab sogar Entscheidungen, die auf ihren Vorschlag hin zustandegekommen sind. Eine von ihnen haben zumindest die Frauen und Mädchen mit Sicherheit während des Krieges begrüßt. Als Hitler nämlich die Friseurläden schließen lassen wollte, brachte Eva Braun ihn dazu, diese Absicht nicht in die Tat umzusetzen. »Du erwartest eine gut frisierte Frau, wenn du von der Front kommst«, sagte sie schmollend und fragte: »Und deine Soldaten?« Hitler zog seine Augenbrauen hoch und meinte: »Gut. Sollen sie die Frauen auch weiterhin schön machen für unsere Soldaten!« Wenn Hitler Zeit hatte und die Umstände es zuließen, besuchte er Eva Braun auch von seinen Hauptquartieren aus.

Im Gegensatz zu Hitler betätigte Eva Braun sich gern sportlich. Sie war eine gute Turnerin, Schwimmerin und beliebte Skipartnerin, was Hitler allerdings nicht so gern sah. So mußte auch der Filmschauspieler und Regisseur Luis Trenker, mit dem sie zunächst gern zusammen Ski gelaufen war, auf Hitlers Weisung bald auf dieses Vergnügen verzichten. Bevor ich zu Hitler kam, war er, wie er nicht nur mir erzählte, einmal ein passabler Sportler

gewesen, der sich sportlich aktiv, wenn meist auch nur allein, betätigt hatte. Er war Ski gelaufen, gerodelt, geschwommen und hatte regelmäßig Expanderübungen gemacht. Seit ich bei ihm war, gehörte alles dies der Vergangenheit an, was vor allem Eva Braun bedauerte, die sich im Winter nichts mehr wünschte, als von Hitler wenigstens auch nur einmal bei ihrem Lieblingssport begleitet zu werden. Er sah ihr zwar zu, wenn sie turnte oder schwamm; aber auch da war er nur »Zuschauer«. Er wollte nicht womöglich irgendwo einmal in einer Badehose abgebildet zu sehen sein, wie es bei Ebert und Noske der Fall gewesen war. Sie, die beiden Sozialdemokraten, hatten nach seiner Meinung ihre Autorität eingebüßt, nachdem sie im August 1919, bis zu den Knien im Wasser des Haffkrugs bei Travemünde stehend, von der »Berliner Illustrirten« abgebildet worden waren. Daß Eva Braun gelegentlich im Bade- oder Turnanzug herumlief und zuweilen auch so fotografiert wurde, störte ihn dagegen nicht.
Bei offiziellen Gelegenheiten auf dem Berghof, in München und Berlin, bei Empfängen und Gesellschaften, durfte Eva Braun nicht erscheinen. Ein verheirateter oder sonstwie an eine Frau gebundener Führer, das jedenfalls äußerte Hitler mehrfach, hätte auf einen Teil seiner weiblichen Anhänger verzichten müssen.
Vielleicht dachte er aber auch, daß Eva Braun, wenn sie als seine Frau auftreten müßte, doch nicht so repräsentieren könnte, wie die Welt es von einer Frau Hitler erwarten würde. Eva hat dies wohl empfunden und manchmal melancholisch neidvoll auf Frau Göring gese-

hen, die ihrer Aufgabe souverän gewachsen war. Ob Hitler auch darunter litt, weiß ich nicht. Zwar sagte er einmal in meiner Anwesenheit zu ihr, daß er später »alles wieder gutmachen« wolle, was er ihr im Laufe der Jahre »angetan« habe; aber das kann auch nur ein Trostwort gewesen sein. »Wenn Deutschland meiner Führung nicht mehr bedarf und ich beruhigt meinem Nachfolger die Staatsgeschäfte überlassen kann«, versprach er Eva, »dann werde ich mir in Linz ein Häuschen bauen und mit dir als meiner Ehefrau friedlich als Privatmann leben, mich mit Architektur und Malerei beschäftigen und meine Memoiren schreiben.« An der Tatsache, daß er Eva Braun die Liebe angedeihen ließ, deren er fähig war, kann es keine Zweifel geben. Eva hat beispielsweise 1936, wie ihr Tagebuch beweist, das ich damals natürlich noch nicht kannte, bitter darüber geklagt, daß Hitler sie nur in dem Augenblick liebe, in dem er mit ihr im Bett sei. Später, während des Krieges, dürfte dies anders gewesen sein, auch wenn er da, als er auf den Kriegsschauplätzen und in seinen Hauptquartieren weilte, kaum Zeit für Eva hatte. Das alte Liebesidyll vom Obersalzberg trat vor allem nach dem Beginn des Rußlandkrieges in den Hintergrund. Doch Hitler »vergaß« seine »Frau« nicht. An jedem zweiten Tag telefonierte er mit ihr. Wenn sein Chefadjutant oder Bormann nach München flogen, gab er ihnen Briefe für sie mit. Bekam er Geschenke, ließ er sie durch mich an Eva weiterleiten. Er schrieb ein paar nette Zeilen dazu. Flog er selbst nach München oder Berlin, war es selbstverständlich, daß er sich mit Eva traf. Wurde der Berghof

zum Hauptquartier bestimmt, lebte das alte Idyll wieder auf, wenn auch unter anderen Bedingungen.
Als der totale Krieg proklamiert wurde und die Rationierung der Lebensmittel immer straffere Formen annahm, hatten auch die Frauen der Frontkämpfer Sorgen, wie sie ihre Männer in den wenigen Urlaubstagen ausreichend und wenigstens etwas abwechslungsreich ernähren sollten. Eva, die sich auf ihre Weise mehr des Schicksals der Frauen annahm als die Funktionäre der Partei, bat Hitler, der die Rationierung der Lebensmittel konsequent einhalten ließ und sich selbst auch diesem Zwang unterwarf, sie zu lockern, soweit dies Kriegerfrauen betraf, deren Männer Fronturlaub hatten. Hitler gab nach und versprach, die Rationierungen in solchen Fällen künftig großzügiger handhaben zu lassen. Eines Tages machte Eva ihrem Herzen Luft, indem sie Hitler vorhielt, den Soldaten zu erlauben, nicht mehr wie Soldaten der deutschen Wehrmacht, sondern wie Landsknechte aufzutreten und gegenüber Frauen unhöflich, rücksichtslos und rüpelhaft sein zu dürfen. Hitler, den dies überraschte, zuckte buchstäblich zusammen. Darüber hatten ihn offenbar weder Himmler noch Bormann informiert. Verärgert erklärte er, daß er da sofort »Remedur schaffen« werde.
Als sich der Krieg dem Ende näherte, wurde das Hauptquartier nach Berlin verlegt. Eva kam zu Hitler in den Bunker der Reichskanzlei. Anfang Februar 1945 fuhr sie noch einmal nach München, um ihren persönlichen Nachlaß zu regeln. Hitler hatte Eva gebeten, sich um meine Frau und meine Kinder zu kümmern, die ich nach

Berchtesgaden evakuieren wollte, weil in Berlin Platz für das Führer-Hauptquartier geschaffen werden mußte. Mich fragte er, ob meine Frau während ihres vorübergehenden Aufenthalts in München wüßte, wo sie und die Kinder bleiben könnten. Wenn dies nicht der Fall wäre, stünde ihr und den Kindern seine dortige Wohnung zur Verfügung. Als sich die »Reisegesellschaft« – Eva und Gretl Braun, meine Frau und meine Kinder – auf den Weg zum Kurierzug nach München machte, waren die Russen schon tief in Deutschland eingedrungen, und im Westen zeichnete sich der Beginn des Einmarsches in deutsches Gebiet ab. Die Abschiedsstimmung war entsprechend. Wir, meine Frau und ich, wollten das Ende nicht wahrhaben und verschlossen die Augen aus Zweckoptimismus, den das Geplappere unserer Kinder über den »lieben Onkel Führer«, wie sie Hitler stets nannten, noch »beflügelte«. Eva, die mir da als große Frau erschien, versuchte krampfhaft, uns noch einmal Mut zu machen. Unterwegs, während der Fahrt, fragte sie meine Frau: »Sie werden doch auch nach Berlin zurückfahren?« Auf die Antwort meiner Frau, daß sie in Berlin keine Wohnung mehr habe, erklärte Eva Braun ruhig und bestimmt: »Ich werde auf jeden Fall nach Berlin zurückkehren. Wenn der ›Chef‹ (sie sagte weder Adolf noch ›der Führer‹) mich nicht innerhalb von vier Wochen zu sich ruft, fahre ich auf eigene Verantwortung zu ihm. Ich bleibe bei ihm.« Sie hielt ihr Wort und kam wieder zurück, obwohl sie wußte – oder doch zumindest ahnte –, daß es das Ende ihres Lebens bedeutete. Sie war zu der Zeit 33 Jahre alt und eine schöne, reife und etwas

verhärmte Frau. Die Jahre mit Hitler hatten sie gezeichnet.
Wie gut Hitler und Eva Braun ihr Verhältnis selbst vor Leuten zu verbergen verstanden, die sehr oft »am Hofe« waren und ein waches Auge hatten, beweisen die Antworten Hugo Blaschkes vom 19. November 1947 in einem Verhör durch Dr. Robert M. W. Kempner in Nürnberg. Blaschke, der nicht nur Hitler von Ende 1933 bis zum 20. April 1945 als Zahnarzt behandelte, sondern auch Evas Zahnarzt war, konnte auf Kempners Fragen über das Verhältnis Hitlers zu seiner Geliebten nahezu gar nichts sagen. Das Verhör, dessen Protokoll hier – mit Dr. Kempners Erlaubnis – auszugsweise publiziert wird, ist für Hitlers und Evas Fähigkeit exemplarisch, selbst der nächsten Umgebung jahrelang lückenlos etwas vorzumachen. Das Protokoll:
»*Dr. Kempner:* War Eva Ihre Patientin?
Dr. Blaschke: Ja.
Dr. Kempner: War sie eine hübsche Person?
Dr. Blaschke: Ja.
Dr. Kempner: Was war der Witz an dieser Person?
Dr. Blaschke: Sie war kein kluger Mensch. Am liebsten hat sie zwei Filme am Tag gesehen. Wenn sie gekonnt hätte, hätte sie sich vier Filme am Tag angesehen. Das Komische ist ja, ich glaube nicht, daß ein Mann, wenn er eine Frau gern hat, es verbergen kann, trotz größter Selbstbeherrschung. Obwohl Hitler nie angab, so wie Göring. In den ganzen Jahren habe ich nicht einmal gemerkt, daß er die Frau liebt. Das muß man als Mann doch merken.

Dr. Kempner: Ich weiß nicht.
Dr. Blaschke: Man müßte es doch merken, durch eine Geste oder so.
Dr. Kempner: Aber Sie wußten es auf der anderen Seite?
Dr. Blaschke: Ich sah nicht durch. Mir persönlich lag sie nicht. Ich habe sie sehr bald, nach zweimonatiger Behandlung, abgegeben, und zwar meinem Assistenten. Ich nahm immer einen mit rauf, damit einer im Bilde war und behandeln konnte, wenn ich nicht Zeit hatte.
Dr. Kempner: Wer war von den Frauen in Ihrer Praxis?
Dr. Blaschke: Gretl Braun.
Dr. Kempner: Die spätere Frau Fegelein?
Dr. Blaschke: Ja. Und dann noch eine Freundin, Herta Schneider. Sie war immer mit oben, wenn Eva auf dem Berg war.
Dr. Kempner: Hat Hitler zugeguckt, wenn Sie Eva behandelten?
Dr. Blaschke: Nein.
Dr. Kempner: Sie haben sie zusammen gesehen?
Dr. Blaschke: Links von Hitler saß Eva und links von ihr Bormann.
Dr. Kempner: War das eine Brünette, die Eva?
Dr. Blaschke: Ein bißchen Wasserstoff, sie war nicht ganz hellblond.
Dr. Kempner: Gefärbt?
Dr. Blaschke: Blondiert. Ein bißchen nachgeholfen. Etwas heller gemacht.
Dr. Kempner: Kinder haben die nicht gehabt, oder doch?

Dr. Blaschke: Ich habe nichts gehört. Sie hatte auch das, was man sex appeal nennt, nicht. Sie war sehr gut angezogen. Wenn ich wochenlang oben war, hatte sie nicht zweimal dasselbe Kleid an. Man sah sie nur mittags und abends. Manchmal, wenn es zum Tee im Berghaus ging, ging sie auch runter.

Dr. Kempner: Sie sagen, man hat es nicht angemerkt, daß er sie geliebt hat. Aber auf der anderen Seite, wenn einer ständig bei einer so hohen Persönlichkeit sitzt, zwischen Hitler und Bormann, müßte man annehmen, daß was Besonderes los war?

Dr. Blaschke: Die Position hatte sie, aber für mich ist es fraglich, warum. Denn in den vierzehn Jahren bin ich mit größeren Abständen manchmal auch daneben gesessen.

Dr. Kempner: Haben Sie nie einen zärtlichen Blick beobachtet?

Dr. Blaschke: Wenn man in Berlin W. aufgewachsen ist, kennt man das. Vielleicht liegt mir das auch, Menschen zu beobachten.

Dr. Kempner: Aber es war nie etwas zu merken?

Dr. Blaschke: Nein.

Dr. Kempner: Nur aus den äußeren Umständen konnte man das schließen?

Dr. Blaschke: Wenn ich eine Frau gern habe, nehme ich doch mal ihre Hand.

Dr. Kempner: Auch nicht in harmloser Weise?

Dr. Blaschke: Nein.

Dr. Kempner: Hat er sie nie angefaßt in Gegenwart von Dritten?

Dr. Blaschke: Nein, er hat ihr nur die Hand geküßt. Ich

fand es komisch, er küßte allen verheirateten Damen die Hand. Eine seiner Sekretärinnen heiratete, und nach der Heirat hat er ihr auch die Hand geküßt. Vorher nicht. Ich habe nie der Eva Braun die Hand geküßt oder sonst einer Dame. Ich schätze das nicht. Das war vielleicht der Grund, daß so etwas zwischen uns war. Wir liebten (sic!) uns nicht direkt«.*

Für uns, die Hitlers Verhältnis mit Eva Braun aus persönlichen Beobachtungen kannten, galt bis zum 29. April 1945 die Devise: »Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen«. So wurde denn auch erst nach dem Kriege allgemein bekannt, daß Hitler ein langjähriges Liebesverhältnis mit Eva Braun unterhalten hatte. Wann immer Leute kamen, die nicht zum engsten Kreis um den Führer gehörten, hielt Eva sich in ihren Zimmern auf. Sie entschädigte sich, indem sie Freundinnen, Frau Speer, die Frau des Hitler-Begleitarztes Karl Brandt oder aber Frau Hoffmann einlud und aus ihrer Situation zu machen suchte, was möglich war. Nicht selten half ihr auch ihre Schwester Gretl dabei, sich die Zeit zu vertreiben. Ilse Braun, ihre älteste Schwester, eine besonders intelligente Journalistin, die mit einem jüdischen Arzt befreundet war, hielt sich dem Kreis fern, in den Eva hineingekommen war. Gretl, die Mittlere dagegen, sahen wir oft, zumal Hermann Fegelein, Himmlers Vertreter beim Führer, sie heiratete. Fegelein, ein ehemaliger Rennreiter, avancierte infolge seiner Heirat schnell. Der

---

* Kempner, Robert M. W.: Das Dritte Reich im Kreuzverhör. München und Esslingen 1969, S. 55 ff.

an der Front hoch ausgezeichnete Führer einer Kavallerie-Division wurde rasch General und genoß bis zu seiner Erschießung kurz vor Kriegsschluß auch allerlei andere Vergünstigungen. Er fühlte sich sehr wohl und geborgen im Kreis um Hitler, der ihn anzog wie das Licht die Motte. Mit Charme und Geschenken hatte er es verstanden, sich nahezu bei jedermann einzuschmeicheln und den Eindruck zu erwecken, bei Hitler in besonderem Ansehen zu stehen, was jedoch nicht der Fall war; denn Hitler, sein Schwager, behandelte ihn korrekt und hielt ihn betont auf Distanz. Wie jeder andere, so hatte auch er Hitler, der ihn stets nur mit »Fegelein« anredete, mit »mein Führer« anzusprechen. Eva Braun jedoch duzte er, und auch sie nannte ihn nur »Hermann«, was er als Auszeichnung auslegte und nach außen hin zwar stillschweigend, aber vielsagend auch auf Hitlers Verhältnis zu ihm zu übertragen versuchte. Kaum jemand wollte sich mit dem »Schwager des Führers« anlegen, der seinen Dienst wie einen bezahlten Zufallsjob versah und zu oft erkennen ließ, daß er eigentlich »zu schade« für seine Tätigkeit sei. Zu schade, wie er glaubte, war er für den von ihm bekleideten Posten indes nicht. Im Gegenteil: Er war nicht gut genug dafür, und nur seiner Verwandtschaft mit Eva Braun hatte er seine Stellung und sein Ansehen zu verdanken. Wie Eva Brauns konservative Eltern, die anfänglich gegen die Liaison ihrer Tochter mit Adolf Hitler waren, ihren SS-Schwiegersohn Fegelein aufnahmen, wußte niemand von uns genau. Daß sie sich mit der Entscheidung Evas, sich ihr Leben selbst und nach eigenem Er-

messen mit Hitler »einrichten« zu wollen, im Laufe der Zeit abfanden, war für mich kein Geheimnis.
Von Außenstehenden – nicht selten waren es Gäste – wurde ich zuweilen gefragt, wie Hitler zu dem Problem »Frauen« stünde. Meine Antwort, daß er in dieser Beziehung die fröhliche Schwäche aller normalen Männer teilte, befriedigte die meisten Leute. Den Reizen schöner Frauen gegenüber war Hitler keineswegs blind. Er liebte schöne und geistvolle Frauen. Den Damen kam er mit Ritterlichkeit und Galanterie entgegen. Kaum eine konnte sich seiner Liebenswürdigkeit, seinem Charme und seiner Ausstrahlung verschließen. Wenn er, im Frack oder bei besonderen gesellschaftlichen Gelegenheiten, wie beispielsweise zu den Festspielen in Bayreuth, in weißem Smoking oder in weißer Uniform erschien, fing manche der Schönen Feuer, selbst wenn sie in Begleitung ihrer Ehemänner erschienen waren. Nicht selten wurde mir dann angetragen, dem Führer diskret entsprechende Winke oder gar Geständnisse zukommen zu lassen. Wenn Hitler in Stimmung war, faszinierte er Frauen geradezu. Die Damen aus Künstlerkreisen, vor allem Schauspielerinnen, wurden dann gelegentlich auffallend vertraulich, was Hitler peinlich war. Ich hatte den Eindruck, daß es ihm nicht immer leicht wurde, sich den Huldigungen zu entziehen und seiner Eva die Treue zu halten. Einmal fand Hitler einen Liebesbrief mit einer Rose in seinem Bett. Wie diese Anbeterin das geschafft hatte, erfuhr ich niemals. 1932, während einer seiner Wahlreisen durch das Reich, hatte er, wie er selbst erzählte, in diesem Zusammenhang eine ganz besondere

Erfahrungen machen müssen. Nachdem er seine Rede hinter sich gebracht und das Hotel aufgesucht hatte, war eine Dame mit dem Ansinnen erschienen, ihn in seinem Zimmer sprechen zu wollen. Seinen Begleitern sei diese – in einen teuren Pelz gehüllte – Dame nicht geheuer vorgekommen, weshalb sie ihr nicht gestatteten, zu ihm zu gehen. Plötzlich habe sie den Pelz geöffnet und laut geschrien: »Hitler hat mich vergewaltigen wollen.« Ihr Kleid unter dem Pelz sei zerrissen gewesen. Ein abgekartetes Spiel, wie sich rasch herausstellte. Hitler hatte bloßgestellt und unmöglich gemacht werden sollen. Seitdem waren die Begleiter angewiesen, fremde Frauen nicht mehr ohne Zeugen vorzulassen. Aber selbst nach 1933 gelang es Frauen gelegentlich noch, die strengen und schier nahtlosen Wachen zu umgehen. So wurden beispielsweise im Juni 1936 zwei Frauen vorübergehend verhaftet, nachdem sie, kein Mensch wußte, wie es geschehen war, in den Garten der Reichskanzlei gelangt waren.

Einmal fragte ich Hitler, wieso er denn nicht heirate. Er hielt mir eine »Vorlesung« über den schädlichen Einfluß von Frauen auf große Männer und deutete an, daß er, soweit es um die Propagandaversion in dieser Frage ginge, Wert darauf lege, als der Staatsmann zu erscheinen, der seine ganze Kraft dem deutschen Volke weihe. Einem ehemaligen Generalstabsoffizier, der von 1929 bis 1932 als Stabschef der SA und als Leiter der Wirtschaftspolitischen Abteilung der NSDAP in Hitlers unmittelbarer Nähe weilte, hatte er zu der Zeit folgendes erklärt: »Wenn ich dazu berufen sein sollte, Deutsch-

land aus der Not herauszuführen, wenn es mir gelingen sollte, ein Heros des deutschen Volkes zu werden, dann soll das Volk nicht mit einem Sohn von mir belastet sein. Denn sehen Sie, wo große Persönlichkeiten aus einem Nichts herausgewachsen sind zu genialer Leistung, sei es in der Kunst, sei es in der Wissenschaft, sei es als Staatsmann, nie sind die Söhne auch nur annähernd geworden, was die Väter waren, immer sind sie abgefallen oder verschollen. Wo haben wir einen Sohn Goethes, einen Sohn Schillers, einen Sohn Beethovens? Was würde Siegfried Wagner geworden sein, wenn er nicht außer dem Sohn seines Vaters auch noch der Erbe Bayreuths gewesen wäre und seine Mutter Cosima sowie seine ebenso bedeutende Lebensgefährtin Winifred bei sich gehabt hätte? Oder nehmen Sie Kant, oder Napoleon. Auch ein Sohn von mir würde nur eine Belastung sein und damit ein unglücklicher Mensch oder eine Gefahr.«*
Jenem Mann, Otto Wagener, verschwieg Hitler, der »einen Sohn haben« in diesem Fall offenbar mit einer Ehe als Voraussetzung verband, was er anderen zu der Zeit bereits erzählt hatte, nämlich daß es von ihm eben doch einen Sohn gab. Er war 1918 aus einem Verhältnis hervorgegangen, das Hitler als Soldat 1916 und 1917 in Nordfrankreich und Belgien mit einer Französin unterhalten hatte.**

---

* Hitler aus nächster Nähe. Aufzeichnungen eines Vertrauten 1929–1932. Hrsg. H. A. Turner jr., Frankfurt/M., Berlin und Wien 1978, S. 99.

** Vgl. dazu Seite 197 ff.

Eva Braun jedenfalls, die aus ihrem Elternhaus, wie sie gern erzählte, ein glückliches Familienleben kannte, mußte auf einen Sohn von Hitler verzichten. Und kinderlos sind auch ihre beiden Schwestern Ilse und Gretl geblieben. So war Hitler nur für Goebbels', Bormanns, Himmlers, meine und anderer Leute Kinder aus seiner Umgebung der »Onkel Führer«.
Durch die Anwesenheit Eva Brauns und einiger anderer Frauen auf dem Obersalzberg kam in das Leben auf dem Berghof ein völlig anderer Stil als in der Reichskanzlei in Berlin. Bevor ich zu Hitler kam, hatte er vorübergehend seine Schwester Angela als Hausdame bei sich auf dem Obersalzberg gehabt. Sie hatte Göring zu einem Grundstück in seiner Nähe verholfen und deshalb das Vertrauen ihres Bruders verloren, der derartige Machenschaften grundsätzlich nicht duldete. Innerhalb von 24 Stunden mußte sie, wie Bormann mir einmal schadenfroh erzählte, »den Berg« verlassen. Im März 1938, als wir in Österreich einrückten, traf Hitler sich in Wien mit seiner Schwester Paula. Ich war dabei. Im »Hotel Imperial« erwartete er sie. Die zu der Zeit vierundvierzigjährige Junggesellin, die ihren Bruder seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, war sichtlich beeindruckt. Hitler hatte sich in der Zwischenzeit auch äußerlich sehr verändert. Die Begrüßung war herzlich. Paula Hitler wirkte geradezu überglücklich. Gerührt drückte sie Hitler die Hand, der sich sichtlich freute, seiner Schwester in Wien als Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches begegnen zu können. Worüber sie (ungefähr eine halbe Stunde in Hitlers Hotel-Zimmer allein) sprachen, weiß ich nicht.

Ich ließ ihnen Tee servieren und sah dabei, daß sie angeregt miteinander redeten. Während des Abschieds wurden der kultiviert und sehr mütterlich wirkenden Hitler-Schwester weisungsgemäß etwa 100 Mark in einem Briefumschlag übergeben. Wirtschaftlich scheint es ihr nicht sonderlich gut gegangen zu sein; denn anders war die Geste nicht zu erklären. Auch deutete ihr Aufzug nicht gerade auf Wiener Wohlstand hin. Gesehen habe ich Paula Hitler nicht mehr. 1945, als alles dem Ende zuging, beauftragte Hitler einen SD-Mann, seiner Schwester auf Umwegen ein paar hundert Mark (wenn ich mich nicht irre, waren es ganze 400 Mark) auszuhändigen. In München, wo wir nicht so oft weilten, betreute Anny Winter Hitlers 7-Zimmer-Wohnung in der Prinzregentenstraße 16. Wie eine Reihe anderer Leute, so war auch sie in Hitlers Umgebung geraten, ohne dafür irgendwie besonders prädestiniert zu sein. Da Hitler eine Verwalterin und Betreuerin für seine Wohnung brauchte, fragte er eines Tages Max Amann, seinen Feldwebel aus der Zeit des Ersten Weltkrieges und damaligen Leiter des Franz-Eher-Verlages, in dem auch »Mein Kampf« erschien, ob er eine geeignete Frau kenne. Amann versprach, sich »herumhören« zu wollen. Eines Tages brachte er die Frau eines seiner Bücherpakker. Es war Anny Winter. Sobald wir in der Prinzregentenstraßen-Wohnung Hitlers ankamen, nahm sie den Führer buchstäblich an die Hand und führte ihn ins Arbeitszimmer, wo sie ihn mit allen »neuesten Nachrichten« überschüttete. Da erfuhr er dann jeden Klatsch über Künstler, Kaufleute und Parteileute und über alles

das, worüber die Hausfrauen im Münchner »Tante-Emma-Laden« tratschten. Anny Winter wußte »alles«, und Hitler, der einstige Wiener Caféhaus-Besucher, hörte ihr zu. Was sie »nicht in Erfahrung gebracht« hatte, besorgte Julius Schaub, der sich in dieser Hinsicht kaum von Anny Winter unterschied.
Obwohl Hitler auf dem Berghof seinen täglichen Arbeitsplan weitgehend einhielt, entwickelte sich der Tagesablauf zumindest bei den Gästen zu einer manchmal geradezu zwanglosen Geselligkeit. Der Berghof glich dann einem Urlaubsheim in herrlicher Landschaft. Während Hitler am Vormittag arbeitete, gingen die Gäste ihren Neigungen und Vergnügen nach. Sie sonnten sich in Liegestühlen, spielten Tischtennis, plauderten auf der Terrasse oder machten Spaziergänge in die wundervolle Bergwelt. An diesen Unternehmungen nahm Eva Braun, die gern fotografierte und filmte, meist vergnügt teil.
Eine besondere Abwechslung im täglichen Einerlei bildeten gelegentliche Sportveranstaltungen in München, denen wir als Zuschauer beiwohnten. Der einzige große »Nazi«, der selbst aktiv Sport trieb, war Reinhard Heydrich. Er ritt, focht, flog und segelte. Alles beherrschte er meisterhaft. Immer wirkte er als Sportler bestechend, und stets war er dort fair und gern gelitten. Sobald er beispielsweise die Fecht-Montur angelegt hatte, hatte er den Gestapochef abgelegt, war er nur noch Sportler. Er tat, was Göring, Goebbels, Rosenberg und Ley nur salbungsvoll schilderten oder forderten.
Hitler, der sich sehr für den Sport interessierte, auch

wenn er ihn nicht selbst ausübte, sah vor allem Eishokkeyspiele, Fußballspiele und Boxkämpfe gern. Daß Max Schmeling zu den von ihm gern gesehenen Gästen gehörte, war kein Zufall. Was niemand wußte oder erfahren durfte, bemerkte ich immer wieder: Hitler hatte Angst, daß Deutsche in internationalen Wettkämpfen verlieren könnten. Unruhig rutschte er bei entsprechenden Veranstaltungen auf seinem Platz herum und bewegte den Kopf nervös, während er mit seinen Händen »knetete«. In dieser Hinsicht glich er Mussolini, der allerdings selbst Sport betrieb und sich gern hoch zu Roß zeigte, was Hitler wiederum »ein bißchen komisch« fand. Von Pferden hielt er nämlich nicht viel, weil sie, wie er sagte, ein viel zu kleines Hirn hätten und dumm wären. Hinzu kam, daß er als eindeutig auf die Notwendigkeit der Entwicklung der Technik eingeschworener Feldherr und Stratege überzeugt war, mit Pferden im Kriege nichts Entscheidendes mehr erreichen zu können. Für ihn hatte das Pferd als »Motor in der Geschichte« ausgedient. Dies hinderte ihn jedoch nicht, Pferde-Plastiken schön zu finden und sich von Josef Thorak sogar zwei überlebensgroße Abbilder vor die neue Reichskanzlei stellen zu lassen. Den Künstler Hitler faszinierten die natürliche Schönheit, der Adel, die Harmonie der Bewegungen und die Kraft des Pferdes als künstlerische Sujetaspekte. Darüber hinaus sah er in ihm einen eindrucksvollen Beleg für den Erfolg der lenkenden Hand des Menschen in der Zuchtwahl. Nur sehr widerwillig duldete er künstlerische Darstellungen, die ihn als Ritter auf einem Pferd zeigten. »Ich auf einem Pferd«,

sagte er einmal, »unmöglich, unvorstellbar.« Und so war es denn vielleicht auch kein Zufall, daß keiner der NS-Exponenten, von Reinhard Heydrich abgesehen, auch als »Reiter« »bekannt« war. Hermann Göring ritt zwar auch; aber er tat es heimlich in der Schorfheide, wo ihn meist nur der von ihm in eine Fantasieuniform gesteckte Pferdepfleger beobachtete. Zu Göring paßte, was Hitler kritisierte, daß er, der mehr als zwei Zentner wog, für seine oft stundenlangen Heide-Ritte ein Pferd in Anspruch nahm, das sich als internationales Sportpferd einen großen Namen gemacht hatte. Es war der mächtige Schimmel »Wotan«, der der deutschen Equipe 1933 im Concorso Ippico auf der Piazza di Siena in Rom vor Italien, Spanien und Polen zum Sieg und damit zum begehrten Copa Mussolini verholfen hatte. Auf »Umwegen« war er in die Hände Görings gelangt, der »schlank« werden wollte und meinte, dies auf dem Wege über die Reiterei erzielen zu können. Umsonst. Göring nahm nicht ab, wenn er zu der Zeit auch noch nicht 250 bis 270 Pfund wog, wie es während des Krieges zeitweilig der Fall war. Hitlers witzelnde Anspielungen auf den »eitlen Vorwärtsdrang« und »Höhenflug« des »reitenden Luftmarschalls« taten Göring nicht weh, zumal er aus ihnen auch eine Portion Anerkennung und Respekt des Führers heraushören konnte.

Hitler wußte gewöhnlich, was die Leute seiner Umgebung privat taten; aber es war nicht womöglich so, daß er jemanden beauftragte, zu spionieren und ihm ständig zu berichten. Er selbst sprach diesen oder jenen an und fragte ihn, womit er sich außerhalb seines Dienstes be-

schäftige. Klatschereien waren ihm zuwider, und er unterband meist sofort barsch jeden Versuch, ihm Einzelheiten über andere Leute zu erzählen. Das »wer mit wem« und »wer gegen wen« interessierte ihn nur, wenn es sich um Leute handelte, die sich mit ihm zeigen mußten oder deren Privatleben in die Politik hineinreichte, wie es beispielsweise bei Goebbels der Fall war. Nur einmal habe ich erlebt, daß er mich in einer solchen Sache »zu Rate« zog. 1942 hatte ein relativ oft mit ihm zu sehender Mann seiner unmittelbaren Umgebung eine ehemalige Prostituierte geheiratet, was Hitler nicht wußte. Die Frau, zuvor schon, das heißt, nach ihrer Dirnen-»Laufbahn«, mit einem Angehörigen des Führerbegleitkommandos verheiratet, der an der Ostfront gefallen war, hatte ihre Vergangenheit verheimlichen können. Nun, durch die neuerliche Heirat ganz in die Nähe Hitlers geraten, kümmerte Ernst Kaltenbrunner sich um das Getuschele, das sich nach seinen Feststellungen als berechtigt erwies. »Was würde geschehen, wenn der Führer dies erführe?« fragten wir uns. Niemand, weder Himmler und Kaltenbrunner noch Bormann oder Schaub, wollte ihn informieren, und kam einmal das Gespräch auf das »junge Eheglück«, blickten wir befangen zur Seite. Aber so konnte es nicht weitergehen. Himmler und Kaltenbrunner brachten Bormann dazu, Hitler reinen Wein einzuschenken. Kaum war Bormann gegangen, rief Hitler mich und fragte: »Sagen Sie mal, Sie kennen doch die Frau . . . Das ist doch seit einiger Zeit Ihre Nachbarin. Wie gefällt sie Ihnen?« Da ich erfahren hatte, daß sie in Abwesenheit ihres Ehemannes

mit anderen Männern ins Bett ging, antwortete ich frei heraus: »Für mich, mein Führer, ist das eine Nutte!« Er sah mich ruhig an und fragte, wie ich darauf käme. Nachdem ich ihm erzählt hatte, was mir gelegentlich aufgefallen sei und berichtet worden war, meinte er nachdenklich: »Kinder, Kinder, warum habt ihr mir das denn nicht vorher schon gesagt. Das können wir uns hier nun wirklich nicht leisten.« Die Folge dieser »Unterredung« war Hitlers Anweisung, die Ehe annullieren zu lassen, was umgehend auch geschah. Der nunmehrige Junggeselle aber blieb mit der »Dame« auch weiterhin zusammen, was Hitler nicht verbot. Nach dem Kriege sah ich sie wieder. Der SS-Führer hatte sie nach der Entlassung aus der Gefangenschaft ein zweites Mal geheiratet.

»Was die Leute in ihren Betten machen«, pflegte Hitler zu sagen, »geht mich nichts an, solange dem Staat und seiner Führung nicht Nachteile aus besonderen Verhältnissen erwachsen.« Und er hielt sich tatsächlich auch daran. So wurde über die Ehefrau eines seiner Adjutanten beispielsweise geflüstert, daß sie einen überaus lockeren Lebenswandel hinter sich hätte, was ihren Mann beim Führer eventuell einmal in eine schwierige Situation bringen könnte. Wie Hitler dies erfuhr, weiß ich nicht. Möglicherweise hatte Bormann seine Hand im Spiele. Auf das »Gerede«, so sagte Hitler zu mir, wolle er nichts geben. Ich mußte die Frau, die er zu sich »gebeten« hatte, vom Bahnhof zu ihm begleiten. Charmant und liebenswürdig plauderte sie mit mir während der Fahrt zu Hitler, der sie freundlich und ruhig emp-

fing. Da ich Hitler sehr genau kannte, ahnte ich, wie die Unterredung ausgehen würde, nachdem ich seinen Blick beim Eintreten der bildschönen und bestrickenden Frau aufgefangen hatte. Als sich nach geraumer Zeit die Tür öffnete und Hitler sich von ihr liebenswürdig lächelnd verabschiedete, wußte ich, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Die Ehe blieb erhalten, und der Adjutant blieb da, wo er war. Wir aber, die »besorgt« gewesen waren, mußten uns von Hitler eine Lektion anhören, die unter die Haut ging. Er bezeichnete die Dame (er sagte nicht Frau) nicht nur als auffallend schön, sondern auch als besonders intelligent und klug und lobte ihre »entwaffnende Offenheit«. »Was seid Ihr doch für scheinheilige Moralapostel«, sagte er spöttisch und belehrte uns wie kleine Schulbuben. Mich nahm er danach zur Seite, sah mich an und fragte wie von ungefähr: »Linge, wieso hatten Sie eigentlich Ihre Stiefel ausgezogen, als Sie kürzlich in aller Frühe an meinem Schlafraum vorbeischlichen? Wollten Sie mich nicht wecken, oder sollte ich nicht erfahren, daß Sie Nachtspaziergänge besonders lieben?« Seine Betonung des Wortes »Nachtspaziergänge« sagte mir mehr als genug. Als ich ihm zu erklären versuchte, daß ich ihn bei seiner Nachtruhe nicht hätte stören wollen, konnte ich seinem Blick entnehmen, was er dachte. Er wußte, daß ich nicht die ganze Wahrheit sagte.

Auf dem Berghof verliefen die Tage vor dem Kriege gewöhnlich wie folgt: Hitler, der gern bis in den Morgen hinein zu arbeiten oder sich im kleinen Kreis zu unterhalten pflegte, ließ sich erst gegen 10 Uhr »inoffiziell«

wecken, es sei denn, dringende politische Geschäfte zwangen ihn, sich vorher aus dem Bett holen zu lassen. Die Morgenzeitungen und ersten ausländischen Depeschen, die bereits in den frühen Morgenstunden aus der Reichskanzlei gebracht worden waren, lagen bereit. Ich sortierte sie und legte sie auf einen Stuhl vor seinem Schlafzimmer. Um 11 Uhr weckte ich Hitler »offiziell« mit den Worten: »Guten Morgen, mein Führer. Es ist 11 Uhr. Die neuen Zeitungen und Depeschen liegen vor der Tür.« Er erhob sich, holte sich die Post und las sie im Bett. Manchmal kam es vor, daß er, in Nachthemd und Pantoffeln, die Tür bereits öffnete, während ich seine »Morgenpost« auf den Stuhl legte. Anfänglich waren mir derartige Begegnungen peinlich, und ich stammelte Entschuldigungsversuche; aber Hitler, der immer ungezwungen und natürlich wirkte, meinte nur: »Das macht doch nichts. Lassen Sie nur.« Die Zeitungen und Depeschen las er dann im Bett, neben dem ein Teewagen stand, auf dem Bücher, Zeitungen, seine Brille und ein Etui mit Farbstiften lagen. Was er jeweils gelesen – oder was ihn besonders interessiert – hatte, ließ sich nicht feststellen; denn er strich nirgendwo etwas an; auch in Büchern tat er es nicht. Nach der Morgenlektüre rasierte er sich selbst, zog sein weites Nachthemd aus, legte es aufs Bett, badete, nahm sich die für den Tag vorgesehene Kleidung vom Kleiderständer und kleidete sich an. Vierzig Minuten nach dem Wecken frühstückte er in der neben dem Schlafzimmer liegenden Bibliothek. Das Frühstück war karg. Immer nur Tee oder Milch, Biskuit oder Knäckebrot und ein Apfel standen auf seinem

»Speiseplan«. Während des Frühstücks las er die Speisekarte für das Mittagessen. Aus zwei jeweils für ihn vorgesehenen vegetarischen Gerichten wählte er ein Essen aus, zu dem immer auch ein Apfel gehörte. Kamen seltene oder fremde Gäste, wurden die Speisen Hitlers so angerichtet, daß nach Möglichkeit nicht auf den ersten Blick zu erkennen war, daß er kein Fleisch aß.
Nach dem Frühstück begrüßte Hitler seine Adjutanten und mich und begab sich mit uns zu seinen Amtsräumen, wo er mit ausländischen Besuchern und Geschäftsträgern konferierte. Ungefähr seit 1936 bestand meine Aufgabe dann nicht zuletzt darin, dafür Sorge zu tragen, daß Hitlers Brille stets griffbereit war, wenn er sie brauchte. Öffentlich zeigte er sich niemals mit einer Brille. »Der Führer«, so hatte er mich belehrt, »darf keine Brille tragen.« Dennoch kam es vor, daß er sie – wenn er sich in einem kleineren Kreis befand – in seinen Händen hielt und mit ihr »herumspielte«. Nicht selten ging sie dabei »zu Bruch«, wenn er erregt war. Ich mußte daher stets einige Brillen als Reserve bei mir haben und auch dafür sorgen, daß überall dort, wo er hinkam, schon Ersatz bereitlag. Ebenso hatten überall dort auch Atlanten, Lupen, Zirkeln, Schreibmaterial und rote, grüne und blaue Farbstifte griffbereit zu sein. Für Psychologen mag aufschlußreich sein, was er mir einmal scherzhaft erklärte. »Die roten Stifte«, sagte er, »benutze ich, wenn ich mir Notizen über einen Feind mache, die grünen, wenn es sich um jemanden handelt, dem ich freundschaftlich gesonnen bin und die blauen, wenn ich fühle, daß es ratsam ist, vorsichtig zu sein.«

Das Mittagsmahl, an dem durchschnittlich zehn bis zwölf Gäste teilnahmen, ließ der notorische Langschläfer Hitler erst um 14.30 Uhr reichen, was manchen Gast dazu bewogen haben dürfte, schon vorher irgendwo anders richtig zu essen. Außer Goebbels, der vor dem Kriege sein ständiger Mittagsgast war, kamen – neben Hitlers engstem Stab – oft Hess und Göring, Reichsminister und Parteiführer. Seine Gäste begrüßte Hitler gewöhnlich erst kurz vor dem Mittagsmahl im Wohnzimmer. Abwechselnd führte er eine der anwesenden Damen dann zu Tisch, wobei sich jedermann an die festgelegte Tischordnung hielt. Eva Braun saß stets, wie bereits gesagt, zu seiner Linken. Die Tischgespräche verliefen bis Kriegsbeginn meist lebhaft und wurden von den Damen beeinflußt. Hitler amüsierte sich dabei gern vor allem über die weiblichen Schwächen, über die er sich zuweilen illustrativ ausließ. Bei Streitfragen, die die Damen gelegentlich in verschiedene Lager spalteten, wurde er als »oberster Richter« angerufen. Mit Humor entledigte er sich dieser »Funktion«. Einmal stritten sich die Damen beispielsweise über die Kunst, bayrische Knödel zu kochen. Hitler, um sein Urteil gebeten, schickte sie alle kurzerhand in die Küche, wo sie jeweils beweisen sollten, was sie behauptet hatten. Dort entstand ein lauter Wettstreit. Als die Knödel dann aufgetragen wurden, oblag es den Herren, ihre Urteile zu fällen. Die Ordonnanz, durch die ungewöhnliche Szene ein wenig verwirrt, hatte das Pech, daß ihr die Knödel beim Auftragen plötzlich über den Tisch rollten. Der Mann erstarrte wie eine Salzsäule und erwartete von Hitler ein Donnerwetter; aber es blieb

aus. Hitler rettete humorvoll die Situation und spießte ein paar der über die Tafel rollenden Knödel auf. Die Gäste folgten seinem Beispiel.
Gewöhnlich gab es Suppe, ein Hauptgericht und Nachtisch. Getränke wurden jeweils nach Wunsch serviert. Hitlers Speisen durften stets nur lauwarm sein, da er infolge einer Stimmbandoperation im Hals empfindlich geworden war. Die Unterhaltung bei Tisch war zwanglos und oft recht lebhaft. Nach dem Essen fanden Besprechungen mit Hess, Göring oder anderen Politikern oder Militärs statt, die meist auch den Tee mit Hitler einnahmen.
Hitlers Mahlzeiten bestanden vorwiegend aus Kartoffeln und Gemüsespeisen, Eintopfgerichten und Obst. Bei gemeinsamen Mahlzeiten wurde anderen Gästen normalerweise kein Zwang bezüglich des Essens auferlegt. Doch einmal witzelte er über Göring. Bei einem Mittagsmahl kurz vor der Norwegen-Operation* – Raeder und der Chef der Seekriegsleitung gehörten neben Göring zu den Gästen – ließ Göring sich eine Fleischspeise mit Spargelbeilage servieren. Hitler beobachtete ihn spöttisch, betrachtete seine Kartoffeln mit der einfachen Gemüsebeilage und sagte: »Da sagt man nun im Volke, das Schwein fresse Kartoffeln; aber niemandem würde in den Sinn kommen, davon zu reden, daß das Schwein Spargel fresse.« Schallendes Gelächter war die Folge. Auch Göring lachte.

---

* Der Feldzug gegen Dänemark und Norwegen begann am 9. April 1940.

Gelegentlich trank Hitler während der Mahlzeiten Bier, und bei offiziellen Anlässen, wenn getoastet wurde, nahm er auch Wein zu sich. Er war zwar konsequenter Vegetarier und rauchte nicht; aber dem Alkohol war er nicht abgeneigt. Den Biergenuß gab er erst während des Krieges auf, ungefähr 1943, als er an den Hüften füllig zu werden und einen kleinen Bauch zu bekommen begann. Ihn störte nicht, wenn seine Umgebung trank. Jedoch waren ihm Betrunkene zuwider. Als nach einem Künstlerempfang einmal ein Adjutant »beschwipst« war und den Damen beim Abschied Handküsse am laufenden Band gab, befürchtete Hitler, daß sein Adjutant vollends die Haltung verlieren könnte. Später imitierte er in dessen Anwesenheit die Szene in einer Weise, die unmißverständlich war und seinen mühsam unterdrückten Ärger verriet.

Nach dem Essen ging Hitler gern zum unteren Teehaus. Sein Adjutant oder irgendein zur Besprechung beorderter Minister begleiteten ihn. Die Damen bildeten den Vortrab. Im Teehaus fand dann stets ein zwangloses Beisammensein statt. Hitler saß am Kamin und kämpfte – infolge seiner durchwachten Nächte – meist mit der Müdigkeit, während die Gäste sich miteinander unterhielten.

Am Abendessen, das meist vor Hitlers eigentlicher Arbeit eingenommen wurde, nahmen in der Regel nur wenige Gäste teil. Am Schluß der Tafel, die gewöhnlich gegen 20 Uhr begann, suchte Hitler aus einer Liste den Film aus, der später in der großen Wohnhalle gezeigt werden sollte. Er hob die Tafel auf, küßte seinen Nach-

barinnen und auch der gegenübersitzenden Dame die Hand und begab sich in das kleine Wohnzimmer. Dort wurde wie im Familienkreis geplaudert, und man vertrieb sich die Zeit mit Gesellschaftsspielen. Hitler hatte während der Zeit in der Wohnhalle kürzere Besprechungen mit Leuten aus seinem engeren Stab. Danach bat er seine Gäste zur Filmvorführung. Meist wurden aktuelle Filme in buntem Wechsel gezeigt, wobei, anders als in öffentlichen Filmtheatern, keine »kirchliche« Stille herrschte. Die Filme wurden temperamentvoll kommentiert und oft von fröhlichem Gelächter übertönt. An diesen Filmvorführungen durfte das gesamte Personal teilnehmen. Der Tag klang aus in besinnlicher Gemeinschaft am Kamin, wo auch alkoholische Getränke gereicht wurden und Eva Braun oft einen kleinen Imbiß improvisierte. Kam es zu Streitfragen, mußte ich Lexika oder Geschichtswerke holen, wobei Hitler, dessen Gedächtnis geradezu unglaublich war, meist aus dem Stegreif in den meisten Fällen nicht nur den jeweiligen Band, sondern auch die entsprechenden Seiten aus dem Kopf angab. Da die »Themenstellungen« keineswegs immer von ihm ausgingen, war ausgeschlossen, daß er sich unmittelbar zuvor womöglich präpariert hatte, um mit seinen Kenntnissen bluffen zu können.
Unterbrochen wurden solche Diskussionen durch Depeschen und wichtige Berichte in Abendblättern oder auch durch Besprechungen mit Mitarbeitern oder Militärs, was Hitler dann meist nicht mehr rechtzeitig zu den Arbeiten kommen ließ, die er sich vorgenommen hatte, so daß er oft bis in den Morgen hinein wach bleiben und

im Bibliothekszimmer nachholen mußte, was er zuvor versäumt hatte. Abwechslung in das Einerlei der Durchschnittstage brachten Besuche von Konzerten, Theatern, Varietés und anderen künstlerischen Darbietungen.

Gern unternahm Hitler vor 1939 Picknickfahrten in die nähere und weitere Umgebung. Ich war stets dabei und erlebte meist einen Hitler, wie wir ihn gern immer gehabt hätten: witzig, kameradschaftlich und unproblematisch. Unterwegs mußte die Kolonne halten. Es wurden in schattigen Wäldern oder auf Wiesen Decken ausgebreitet und Bier und Wein kredenzt. Jeder aß und trank, worauf er Lust hatte. Anekdoten und gesellschaftsfähige Witze wurden erzählt, Erlebnisse geschildert und Zukunftspläne geschmiedet. Hitler lag oder saß mitten unter uns auf einer Decke und machte alles mit. Nur verzichtete er darauf, Alkohol zu trinken und zu rauchen. Bei der ersten dieser Ausfahrten, die ich mit ihm erlebte, verblüffte mich vor allem, daß er den »Führer« ganz und gar abstreifte, was mir zuvor buchstäblich unmöglich erschienen war. Ja, er stellte sich sogar neben uns, wenn wir, voll vom Bier und Wein, unseren natürlichen Bedürfnissen freien Lauf lassen mußten. Er hatte zwar, anders als wir, immer nur Fachinger oder Tee und Kaffee getrunken; aber die Wirkung war zwangsläufig die gleiche wie beim Alkohol. Als ich mich in russischer Gefangenschaft befand, wurde ich in Verhören oft gefragt, ob ich Hitlers Geschlechtsteile gesehen hätte und ob sie normal gewesen seien. Ich ahnte zwar nicht, wieso die Russen ausgerechnet dies wissen wollten; aber ich sagte, wie es gewesen war. Ich hatte Hitler natürlich

nicht nur einmal nackt gesehen. Über die andeutungsweisen Behauptungen der russischen Vernehmungsoffiziere, daß Hitler »doch wohl nur einen Hoden gehabt« habe, konnte ich daher nur lachen, und ich tat es auch, was mir manchmal allerdings schmerzhafte Nachteile einbrachte. Ich bekam Prügel. So ungereimt wie dies, so absonderlich waren auch die Behauptungen der Russen, daß ich sexuelle Beziehungen zu Eva Braun unterhalten hätte, weil »Hitler doch vermutlich gar nicht konnte«. Daß er »konnte«, habe ich oft genug mitbekommen. Nach meinen Beobachtungen waren die sexuellen Beziehungen zwischen Hitler und Eva Braun zeitweilig besonders aktiv. Wer der aktivere von beiden war, weiß ich allerdings nicht. Eva Braun wirkte sehr sexy, um den heute üblichen Begriff zu verwenden, doch Hitler war es auch.

Empfänge, die Hitler vor dem Kriege in Berlin veranstaltete, fanden in der alten Reichskanzlei in der Wilhelmstraße statt, im ehemaligen Bismarckpalais. Der alte Kongreßsaal war baufällig und konnte nicht mehr benutzt werden. Vertreter der Wirtschaft, der Kunst, der Partei, der Wehrmacht und des Staates waren seine Gäste. Der erste große Empfang in dem auf Hitlers Weisung geschaffenen neuen Speisesaal vereinte Exponenten der Industrie. Hitler wünschte nicht nur ein glanzvolles Ereignis. Er wollte vor allem die zum Teil doch recht skeptischen Exponenten dieses für seine Politik so wichtigen Kreises gewinnen. So war für mich verständlich, daß er sich bei den Vorbereitungen selbst um alles kümmerte. Die Gäste wurden nicht enttäuscht. Berühmte

Künstler, Musiker, Sänger und das Skalaballett, vielen nur vom Hörensagen und aus Rundfunksendungen und Presseberichten bekannt, traten auf. Erna Sack und einige Wagner-Sänger gaben dem Abend einen besonderen Glanz. Hitler begrüßte die Gäste mit einer kurzen Ansprache, in der er darauf hinwies, daß eine persönliche Fühlungnahme beiden Teilen zum Vorteil gereichen würde. Für mich war interessant, wie die einzelnen Industriellen reagierten. Die anfänglich betont zur Schau gestellte Reserve wich bald. Gelöste Stimmung machte sich an allen Tischen breit. Hitlers Laune, sein Charme und seine Fürsorge, hatten ihre Wirkung rasch getan. Jedem seiner Gäste widmete er sich persönlich zumindest ein paar Minuten. Plaudernd begab er sich von Tisch zu Tisch. Mancher, das sah man, war von Hitlers Gewandtheit überrascht. Nicht wenige waren zweifellos gekommen, um den schreienden Propagandisten einmal aus nächster Nähe zu sehen. Als sie ihren Gastgeber wieder verließen, haben die weitaus meisten mit Sicherheit ganz anders gedacht. Sie nahmen einen neuen Eindruck von Hitler mit nach Hause. Doch bevor es so weit war, hatten sie noch eine andere Überraschung über sich ergehen lassen müssen. Hitler hatte an die »dicken Brieftaschen« der Industriekapitäne appelliert und erwähnt, daß die Künstler ihre Gagen dem Winterhilfswerk spenden wollten. Eine Spenden-Liste ging von Hand zu Hand. Die »Spitzen der Gesellschaft« setzten Summen darauf und schrieben ihre Namen dahinter. Am Schluß lag die Liste auf Hitlers Tisch. Er blickte darüber hinweg, nahm einen Stift und spendete

eine Million Mark. Innerhalb weniger Sekunden »stand« die Summe im Raum. Eine Million Mark. Die Industriemagnaten atmeteten hörbar tief – und nicht wenige holten sich die Liste noch einmal, um nachträglich noch eine oder zwei Nullen hinter ihre ursprünglichen Zahlen zu setzen. Hitler, der auf den Einfluß und die Eitelkeit der Damen spekuliert hatte, war auf seine Rechnung gekommen. Nach leisem Geflüster mit ihren Ehemännern und ermunternden Gesten hatten sie sich gegen ihre rechnenden Männer durchgesetzt. Hitler triumphierte. Etliche Millionen kamen dem Winterhilfswerk zugute. Freundlich klopfte er mir, nachdem die Gäste gegangen waren, auf die Schulter und sagte: »Ein voller Erfolg, eine gelungene Sache. Alles hat wunderbar geklappt.« Ich hatte die Anpfiffe vergessen, die er mir nicht nur vor dem Fest, sondern auch während des Galaabends noch heimlich »verpaßt« hatte.

Diesem »Muster« folgten später ähnliche Veranstaltungen – unter Hitlers Regie. Die exklusiven aristokratischen Kreise, die Hitler ohnehin nicht besonders schätzte, was er offen jedoch nur selten erkennen ließ, hielten sich zunächst zurück. Doch Hitler fand einen Ausweg. Frau von Dirksen, eine seiner ihm treu ergebenen Anhängerinnen, bot sich als Vermittlerin an. Schon vor seiner Machtübernahme hatte sie ihm Eingang in den sogenannten »Herrenklub« um Franz von Papen verschafft. Selbst wenn Hitler sehr beschäftigt war, für Frau von Dirksen, die ihm stets auch schrieb, wenn sie sich auf Reisen befand, so daß er meist wußte, wo sie sich jeweils aufhielt, hatte er immer Zeit. Ihr

nahm er nicht einmal ihre persönlichen Beziehungen zum Hause Hohenzollern übel. Wenn er beispielsweise hörte, daß sie sich mit der Exkaiserin Hermine traf, rührte ihn dies nicht. Eines Tages wurde Frau von Dirksens Nichte Hitler vorgestellt. Sie, Sigrid von Laffert, eine der schönsten Frauen, die ich jemals in Hitlers Umgebung gesehen habe, bezauberte alle, und Hitler lud sie zu allen festlichen Gelegenheiten ein. Durch ihre ungewöhnliche Schönheit und ihren Esprit war sie meist einer der Mittelpunkte der Gästerunde und verlieh Hitlers Festen einen besonderen Glanz. Um diese Frau, die sich offensichtlich nur für ihn interessierte, ganz an seinen Kreis zu fesseln, hätte er gern gesehen, wenn sie seinen Botschafter Hevel geheiratet hätte. Nicht selten hörte ich, daß er Hevel animierte, sich mit einer solchen Vorstellung vertraut zu machen; aber es wurde nichts daraus. Sigrid von Laffert, die Hitler von Ferdinand Staeger* malen ließ, heiratete einen Adeligen von der deutschen Botschaft in Madrid.
Der Führer akzeptierte zwar die Gesellschaft bestimmter Aristokraten; aber selbstverständlicher »Bestandteil« seines »Hofes« wurden sie niemals. Ihnen gegenüber blieb er besonders mißtrauisch. Kam das Gespräch auf sie, redete er zuweilen »von meinem Prinzen« oder »von meinem Fürsten«; aber man spürte deutlich die Ironie hinter solchen Bemerkungen. Hatte sich jemand jedoch für die Partei verdient gemacht, was in den Krei-

---

* Abgebildet in Maser, Werner, Adolf Hitler – Legende – Mythos – Wirklichkeit, S. 401 (Abb. 47)

sen kaum vorkam, sah es anders aus. Philipp von Hessen, der Neffe des letzten deutschen Kaisers und Schwiegersohn des letzten italienischen Königs, war bis Sommer 1943 ein gern gesehener Gast. Dann verschwanden er und seine italienische Frau im KZ. Philipp hatte Hitler diplomatische Dienste vor allem in Italien geleistet und war gelegentlich so etwas wie des Führers »fürstlicher Postbote« gewesen. Nach Mussolinis Sturz war er für Hitler »gestorben«.

Hitler ging es vor allem darum, Angehörige des Bürgertums um sich zu versammeln, die irgendwie aus der Gesellschaft herausragten: Künstler, Wissenschaftler, Schriftsteller, Industrielle und »alte Kämpfer«. Darüber hinaus lud er vor dem Kriege gern Führer der Jugendorganisationen mit ihren Frauen ein. Zufrieden sagte er einmal nach einem solchen Abend: »Gab es da nicht Frauen, die auch in der sogenannten besten Gesellschaft Aufsehen erregen würden. Da wächst aus dem Volk ein Adel heran, auf den wir getrost bauen können.« Hitlers Verhältnis zu den Künstlern wurde nicht zuletzt auch von der Tatsache getragen, daß sie kaum irgendwelchen politischen Ehrgeiz verrieten, wenn manche von ihnen, wie Hans Albers beispielsweise, auch früh schon Parteimitglieder waren. Nicht selten meinte er, man müsse den Leuten »fast jede Narrenfreiheit gewähren«. Alles verzieh er jedoch auch ihnen nicht. Kritik am Nationalsozialismus, an ihm, dem Führer und seinem Staat, durften auch sie nicht straflos äußern. Großzügig sah er vor allem dann über Bemerkungen und Geständnisse hinweg, die ihm nicht paßten, wenn es sich bei den »Kriti-

kern« um Gäste handelte, die er zu sich oder in das Lokal der Kameradschaft der deutschen Künstler eingeladen hatte. Dort wurde Hitler zwar ebenso wie in der Reichskanzlei oder auf dem Berghof als Führer und Staatschef angesehen; aber die Atmosphäre, in der sich Max Schmeling und Anny Ondra besonders wohl zu fühlen schienen, war doch freier und offener. Nach dem Kriege las ich in Künstler-Memoiren gelegentlich Berichte über solche Zusammenkünfte, wobei die Autoren sich insbesondere rühmten, Hitler wie ihresgleichen behandelt, ihn mit »Herr Hitler« angeredet und nicht selten natürlich auch belehrt zu haben. Tatsache aber ist, daß das »mein Führer« gerade von einigen dieser Leute stets buchstäblich zelebriert wurde und daß niemand von ihnen Hitler ohne besondere Respekterweisung begegnete. Max Schmeling, Anny Ondra, Gustav Knuth, Leni Riefenstahl, sie und alle die anderen, die Hitlers Gäste waren, genossen die Einladungen und dankten dem Führer überschwenglich, der sich gern rühmte, einer der ihren zu sein und viel für sie zu tun.
Zuweilen kam es vor, daß bei Hitler – über Bormann, Lammers, Meissner oder Adjutanten – angemeldete Besucher unmittelbar vor der Zusammenkunft von mir zu erfahren versuchten, wie sie »den besten Eindruck auf den Führer machen« könnten. Daß diese Frage durchaus nicht immer nur von sogenannten kleinen Leuten aus dem Volk gestellt wurde, bedarf der besonderen Erwähnung. Manch »Großer des Reiches« fragte so; nur fügten diese Leute meist den Zusatz »heute« in ihre Frage ein. Sie wollten wissen, »wie der Führer heute

aufgelegt« sei, bevor sich die Tür zu ihm öffnete. Was ich Besuchern sagte, die erstmals erschienen? Ich riet ihnen gewöhnlich, »dem Führer aufrecht in die Augen zu blicken« und ihm ohne Umschweife zu sagen, was sie auf dem Herzen hätten. Daß Hitler Wert darauf legte, einen festen Händedruck zu empfangen, behielt ich für mich. Mir wäre es komisch – und auch ein bißchen hinterhältig – vorgekommen, ausdrücklich darauf hinzuweisen. Einer der Besucher, der von einem solchen Hinweis allerdings profitiert hätte, wäre sicherlich Bernhard Prinz zur Lippe-Biesterfeld gewesen, der 1937 die Kronprinzessin Juliane der Niederlande geheiratet hatte. Obwohl er als ehemaliger Parteigenosse und nunmehriger Prinz Bernhard der Niederlande, wie Hitler verächtlich erzählte, immer nur davon geredet habe, wie sehr er sich seinem »Vaterland Deutschland« verbunden fühle, sei ihm, Hitler, spätestens bei der Verabschiedung klar geworden, daß er es »mit einem Schwätzer zu tun gehabt« habe. »Als ich ihm die Hand zum Abschied reichte«, sagte Hitler, »griff ich in faules, welkes Laub.« Die »Umpolung des Gewissens und der Gefühle« des Prinzen, wie Hitler sich ausdrückte, sah er als »Verrat an Volk und Vaterland« an. Wenn er, was er »gestand«, ursprünglich geglaubt habe, mit dem Prinzen in Amsterdam und Den Haag eine Bastion des Reichs gewinnen zu können, habe ihm allein schon der Händedruck gezeigt, daß dies ein Irrtum gewesen sei.
Wer nicht empfangen wurde, und das waren im Laufe der Zeit sehr, sehr viele, erhielt den Rat, sich in die Gästebücher einzutragen. Dabei schien Hitler oft gar

nicht zu interessieren, um wen es sich bei den Audienz-Bewerbern handelte. Da wurden ausländische Automobilindustrielle ebenso abgewiesen wie deutsche Diplomaten und Delegationen aus aller Welt. Soweit ich informiert bin, sind Auswertungen der Gästebücher, die seit 1938 natürlich auch in Braunau und Leonding auslagen, wo Hitler als Kind mit seinen Eltern gewohnt hatte, niemals vorgenommen worden. Sie wären gewiß nicht uninteressant. Hitler kümmerte sich darum nicht. Auch als Bormann nach dem »Anschluß« Österreichs zu ihm kam und ihm mitteilte, daß ein amerikanischer Jude angeboten habe, das Leondinger Hitler-Haus kaufen, abtragen und in den USA wieder originalgetreu aufbauen zu wollen, schüttelte er nur betroffen den Kopf. Bormann, der das Haus mit Parteigeldern erwarb und renovieren ließ, erzählte Hitler, daß im Leondinger Gästebuch Namen und Eintragungen stünden, die eventuell wichtig sein könnten, zumal es sich dabei auch um zahlreiche namhafte Persönlichkeiten des Auslandes handele. Angehörige des Hochadels, Unternehmer, Wissenschaftler und Künstler hatten sich – meist mit »blumigen« Huldigungen – eingetragen. Hitler hörte sich das zwar interessiert an, ließ es jedoch dabei bewenden.
Uneingeweihten mag das System der Besuchsgenehmigung zuweilen undurchsichtig erschienen sein. Hatten beispielsweise Lammers, Meissner oder Bormann einem Antragsteller mitgeteilt, daß der Führer ihn dann und dann empfangen werde, konnte durchaus geschehen, daß er buchstäblich vor Hitlers Tür von mir zurückgewiesen werden mußte, weil irgend etwas »nicht in Ord-

nung« war. Hatte jemand zum Beispiel einen Schnupfen und ich erkannte dies, durfte ich ihn nicht zum »Chef« hineinlassen.

Ich hatte für meinen »Umgang« mit Hitler im Lauf der Zeit einen Stil entwickelt, der mir ohne großen Aufwand erlaubte, seine Erwartungen zu erfüllen, seine Gewohnheiten nicht zu stören und seine Marotten zu ertragen. Am wichtigsten war mir gleich zu Beginn erschienen, ihm niemals irgendeinen Anlaß zum Mißtrauen zu bieten. War gelegentlich beispielsweise etwas auf mein Konto gekommen, was nach seiner Auffassung nicht in Ordnung war, wartete ich nicht, bis er dies entdeckt hatte, sondern gestand es ihm sofort freimütig. Da er den Mut zur Wahrheit liebte, wie er es nannte, gingen derartige Geständnisse meist sehr glimpflich für mich aus. Gelegentlich sagte er, vor allem, wenn er jemandem eine Lehre erteilen wollte, wobei es sich mit der zunehmenden Dauer des Krieges nicht selten um Militärs handelte: »Ich kann Linge, auch wenn er etwas verbockt hat, niemals richtig zusammenstauchen, weil er mir stets schon vorher seinen Fehler eingesteht und mir damit den Wind aus den Segeln nimmt.«

Dennoch verlief mein Dienst bei Hitler keineswegs reibungslos. Nicht selten bekam ich »Zigarren« verpaßt, die mir nicht gerechtfertigt erschienen. Als Hitler einmal meinem Verhalten entnahm, daß ich mich ungerecht behandelt fühlte, sagte er nur: »Linge, Sie sind bei mir. Ich muß daher, auch wenn Sie schuldlos sein sollten, Ihnen die ›Zigarren‹ verpassen. Und ich muß sie Ihnen so nachdrücklich geben, daß Sie sie von sich aus schon

entsprechend nach unten weiterreichen. Ich kann die Schuldigen nicht immer selbst suchen.«
So zwanglos der Verkehr Hitlers mit seiner nächsten Umgebung war, so setzte er Annäherungsversuchen jedoch klare Grenzen. Das vertrauliche »Du« beispielsweise gab es selbst zwischen ihm und Eva Braun, die er »Schnacksi« nannte, nur wenn sie allein waren. Offen duzte er sich nur mit der Familie Wagner in Bayreuth. Bevor ich 1935 zu ihm kam, so wurde mir erzählt, hatten auch seine alten »Mitkämpfer« Ernst Röhm und Hermann Esser noch zu denen gehört, die ihn mit »Du« anreden durften. Mit der Familie Wagner war er, wie er selbst erzählte, 1925 zum erstenmal in Bayreuth zusammengetroffen, wohin ihn die mit ihm befreundete Familie Bechstein mitgenommen hatte. Er sei da, so versicherte er, nur ungern nach dort gefahren, weil Siegfried Wagner sich »ein bißchen in der Hand der Juden« befunden habe. Aber nicht der vermeintliche »jüdische Einfluß« auf Siegfried Wagner habe ihn zurückgehalten, sondern die Überlegung, daß er den Wagners durch sein Erscheinen eventuell habe wirtschaftlich schaden können. Ihm sei es damals, und das fand ich besonders aufschlußreich, wichtiger erschienen, die Familie Wagner über Wasser zu halten als sie aus »der Hand der Juden« zu befreien. Mit gemischten Gefühlen sei er daher in Bayreuth eingetroffen, von der Herzlichkeit und Zuneigung jedoch »umgekehrt« worden, mit der beispielsweise Lotte Wagner ihn empfangen habe. »Schon am ersten Tag«, sagte er, »brachte sie mir Blumen ins Hotel.« In kurzer Lederhose ist er tagsüber –

manchmal in Begleitung von Künstlern – in die Fränkische Schweiz und ins Fichtelgebirge gefahren oder als Tourist durch die Stadt gestreift, wo er sich vor allem mit der Architektur befaßte. Obwohl sein rasch weltweit bekannt gewordener Putsch vom 8. und 9. November 1923 mit dem ihm folgenden Hitler-Ludendorff-Prozeß noch nicht so lange zurückgelegen habe, wäre er »doch noch recht unbekannt« gewesen, so daß es ihm möglich gewesen sei, weitgehend ungestört zu bleiben. An den Abenden, so berichtete er weiter, habe er widerwillig stets einen Frack getragen und sich nach den Vorstellungen im Gasthaus »Eule« mit den Künstlern getroffen, die an den Festspielen mitwirkten – und ihn »natürlich auch kannten«. Seit 1935 war auch ich als Begleiter Hitlers automatisch Festspielgast in Bayreuth, wo ich die ersten beiden Jahre »privat« untergebracht wurde und danach auf Hitlers Veranlassung in der »Villa Wahnfried«, wo dem Führer ein Gästehaus zur Verfügung stand, in dem er auch als Gastgeber fungierte und ein Zimmer reserviert bekam. Zum Troß Hitlers, der unterwegs entweder eine Uniform oder aber Zivil trug und dazu einen Schlapphut aufsetzte, der ihn wie einen oberbayerischen Heimatdichter aussehen ließ, gehörten meist der Pressechef Dr. Dietrich, Albert Speer, Martin Bormann, Theo Morell und Karl Brandt, seine Adjutanten, geladene Militärs und andere Leute seiner ständigen Umgebung, die vom Berghof aus mit Autos hinter uns herfuhren. In Bayreuth gehörte Hitler zur Familie Wagner, und mancher Zaungast mutmaßte, daß sich hinter Hitlers Beziehungen zu Winifred Wagner ein heimliches

Liebesverhältnis verbarg. Wer die beiden beispielsweise sah, wenn sie im Park der »Villa Wahnfried« Hand in Hand oder Arm in Arm promenierten, konnte sie für ein Ehepaar halten, das sich besonders gut verstand.

Die Bayreuther Woche war für Hitler und für uns stets eine Erholung, von der Hitler meist lange zehrte. Immer wieder ließ er die Festspielereignisse in Gesprächen nachklingen und wieder lebendig werden.

Vor dem Kriege war Joseph Goebbels fast täglich Hitlers Mittagsgast. Ihn ließ Hitler gern das große Wort bei Tisch führen. Geistvoll und sarkastisch, wie Goebbels war, erheiterte er die Tafelrunde oft durch witzige Episoden. Er wiederholte Kritiken und erzählte Witze, die im Volk über ihn im Umlauf waren. Nicht selten nahm er sich dabei genüßlich selbst auf den Arm. Wer Ausgangspunkt vieler Witze und Anekdoten sei, meinte er, sei im Volk populär und werde auch geliebt. Wie weit er dabei zuweilen ging, zeigt folgendes Beispiel: »Zwei Fliegen«, so wiederholte er einen zu der Zeit in Berlin kursierenden Witz, »saßen in einem Mundwinkel von Goebbels. Dort schlossen sie eine Wette ab. Wer von beiden zuerst im anderen Mundwinkel eintreffe, habe die Wette gewonnen. Eine flog um Goebbels' Hinterkopf – und gewann die Wette. Als die Verliererin sich darüber wunderte, sagte die Gewinnerin: ›Du hast eben nicht an Goebbels' riesiges Maulwerk gedacht.‹« Nach der Lachsalve, die dieser Pointe folgte, sagte Hitler: »Da glaubt man nun im Ausland, daß in der Reichskanzlei in Berlin ein wilder Wolf sitzt. Vielleicht sollten wir die Reichskanzlei umtaufen in Hotel zum lustigen Reichs-

kanzler.« So gern er sich an ironisch-witzigen Sticheleien beteiligte, wenn sie gegen »Große« gerichtet waren, die sich verteidigen konnten, so mißmutig reagierte er, wenn über jemanden »hergefallen« wurde, dem die Mittel zur Verteidigung fehlten. So kritisierte er einmal den Preußenkönig Friedrich Wilhelm I., weil er Jakob Paul Gundling, den Historiker und Präsidenten der Berliner Akademie der Wissenschaften, im Tabakskollegium entwürdigend als Hofnarren behandelte, ihn schmähte und drangsalierte und zur Belustigung seiner Gäste in einen Bärenkäfig oder in ein Weinfaß sperren und Narrenkostüme tragen ließ. Zwar zog auch Hitler im engen Kreis gern über bestimmte Berufe wie beispielsweise die Lehrer und Pfarrer her; aber sein Spott war dabei – anders als bei Friedrich Wilhelm I. – nicht gegen die Akademikerschaft schlechthin gerichtet, auch wenn er Intellektuelle ganz allgemein gern verächtlich charakterisierte. Bis zum Beginn des Krieges lachte und scherzte Hitler nicht selten. 1940 verlor sich dies schon während des Frankreichfeldzuges relativ rasch. Allerdings: Vor Fremden hat er sich schon zuvor kaum lustig oder gar ausgelassen gezeigt, was bis September 1939 durchaus vorgekommen war.
Der in Frankfurt am Main geborene deutsch-jüdische Journalist Konrad Heiden, der besonders nach Hitlers Machtergreifung durch seine Bücher über Hitler und den Nationalsozialismus* bekannt geworden war, por-

* Vor allem Heiden, Konrad: Geschichte des Nationalsozialismus. Hamburg 1932; Heiden: Geburt des Dritten Reiches. 2. Aufl. Zürich 1934; Heiden: Adolf Hitler. 2 Bde., Zürich 1936.

trätierte Hitler in einem seiner Bücher, die Hitler übrigens gelesen hat, zumindest in einem Punkte total falsch. Für ihn war Hitler ein ungehobelter Banause, der mit einer Geige nicht spielte, sondern sie zerhackte, um sich mit ihrem Holz ein Schnitzel braten zu können. Tatsache ist jedoch, daß Hitler nicht nur ungeheuer viel las, sehr oft ins Theater und in die Oper ging, Kunstausstellungen besuchte und nahezu in jeder freien Minute Architekturstudien trieb, sondern daß er auch bei jeder Gelegenheit sicher und weltgewandt auftrat. Er hatte 1932 nicht umsonst Schauspielunterricht bei dem damals populären Operntenor Paul Devrient genommen. Zwar nahm er am 29. September 1938 während der Münchener Konferenz als Gastgeber von Mussolini, Daladier und Chamberlain einmal Platz, bevor seine ausländischen Gäste dies getan hatten; aber das sollte wohl so etwas wie eine rücksichtslose Machtdemonstration sein. Vielleicht aber war er auch zu erregt – und vergaß, was sich nach dem Protokoll gehörte; denn vor offiziellen Empfängen war er stets ein wenig nervös. Dann kümmerte er sich um jede Kleinigkeit. Das Blumenarrangement, das Tafelgedeck und ähnliches bestimmte und kontrollierte er. Immer kam dabei der Architekt zum Vorschein. War es dann aber soweit, hatte er seine Ruhe wiedergewonnen und beherrschte souverän jede Situation.

Daß Hitlers Kleidung meist nicht paßte, hatte zwei Gründe. Einerseits meinte er nämlich, eine aufwendige äußere Aufmachung nicht nötig zu haben, und andererseits lehnte er alles ab, was ihn einengte. »Ich fühle mich«, so sagte er bezeichnenderweise einmal, »wie auf-

gehängt, wenn der Hemdkragen und das Jackett im Sinne der Modeschöpfer passen.« Immer wieder versuchte Eva Braun, dies zu ändern. »Könnte der Führer nicht ebenso schnieke gekleidet sein wie Graf Ciano«, meinte sie einmal und empfahl mir, dem »Chef« doch auch beizubringen, daß er »nicht immer wie ein Wachposten« herumlaufen könne. Doch weder sie noch ich vermochten dies zu ändern. Hitler zog nicht an, was modisch war, sondern was ihm behagte. Als wir einmal versuchten, seiner Mütze eine elegantere Form zu geben, protestierte er barsch und monierte: »Gebt mir meinen alten Deckel wieder so, wie er war. Ich muß die Mütze tragen, nicht ihr«. Auf seiner schlichten braunen Uniform trug er neben dem goldenen Parteiabzeichen nur noch zwei seiner Auszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg, das Eiserne Kreuz Erster Klasse und das Verwundetenabzeichen in Schwarz.

Seine Zivilkleidung war nach einem Maß angefertig, das er als »passend« wünschte. Auch wenn der Eindruck täuschte: Hitler war dennoch eitel und stets bemüht, zumindest im Abendanzug den besten Eindruck zu machen. Zuvor aber hatte ich jeweils ein Zeremoniell zu überstehen, das von einer »sportlichen« Marotte Hitlers bestimmt wurde. Er kleidete sich stets selbst an, und er tat dies nach der Stoppuhr, wobei ich als eine Art Schiedsrichter zu fungieren und die benötigte Zeit festzustellen hatte. Auf sein Kommando »Los!« stoppte ich, und die Bekleidungszeremonie begann. Je kürzer die erreichte Zeit, um so besser die Laune. Vor dem Spiegel stehend, die Augen geschlossen, ließ Hitler sich

von mir lediglich die Fliege zum Frack binden, was ebenfalls im Rekordtempo geschehen mußte. Er zählte die Sekunden, und sobald ich »fertig« sagte, machte er die Augen auf und prüfte im Spiegel, wie die Fliege saß. Auch der Schneider und der Friseur mußten im Eiltempo arbeiten. Hitlers charakteristische Locke, die immer quer über der Stirnseite lag, bot – wie sein »Fliegenbärtchen« auch – Anlaß zu freundlichem Spott unter der Bevölkerung. Er wußte dies, und er pflegte beide: die Haarsträhne und den Bart. Ob ihm Napoleons Haarlokke vorschwebte, weiß ich nicht. Schon während seiner Schulzeit trug er sein Haar zeitweilig rechts gescheitelt. Sein Bärtchen verriet mir oft, wie es mit seiner Laune bestellt war. Zuckte es, war dies für uns stets so etwas wie eine Warnung. Reibungsflächen resultierten genug aus meiner Tätigkeit. So hatte ich außer auf seine Garderobe, auf Reisen oft 15 bis 20 große Koffer, auf seine Bücher, Bürosachen, Medikamente usw. zu achten. Die Schlipse bereiteten oft erheblichen Ärger. Der von ihm gewünschte war häufig nicht dabei. Dann sagte er: »Hebt ihr ihn für mich auf, bis ich tot bin?« Wenn wir in München waren und die Architektin, die modebewußte Frau des Professors Trost, besuchten, auf deren Urteil Hitler viel gab, legte er Wert darauf, daß auch die Krawatte ihrer Kritik standhielt.
Orden wollte Hitler weder von fremden Staatsoberhäuptern noch vom Vatikan annehmen, was er vorsorglich mitteilen ließ, nachdem Joseph Goebbels eine Auszeichnung durch den Vatikan angetragen worden war. Ihn belustigte die Vorstellung, wie Franz von Papen

womöglich päpstlicher Kammerherr werden zu können. Daß er sich von Mussolini zum Ehrenkorporal der faschistischen Miliz ernennen ließ und von ihm auch einen Ehrendolch annahm, lag außerhalb dieser Entscheidung. Offensichtlich wollte er den italienischen Diktator, mit dem er sich im Laufe der Zeit freundschaftlich verbunden fühlte, nicht vor den Kopf stoßen.
Der Vorliebe Görings für prächtige, phantasievoll aufwendige Uniformen galt nicht selten Hitlers Spott. Für jeden seiner vielen Posten hatte Göring eine besondere Uniform. Die meisten waren wohl von ihm selbst entworfen. Überaus prunkvoll trat er als Reichsmarschall auf. In taubenblauem Rock mit weißen Aufschlägen, goldenen Schulterstücken, auf denen die gekreuzten Marschallstäbe plastisch hervortraten, und glitzernden Orden, überstrahlte er seine Umgebung. Seinen hohen spanischen Orden vom »Goldenen Vlies« und breite Seidenschärpen legte er bei besonders festlichen Gelegenheiten an. Weniger festlich, eher komisch, wirkte er in seiner Fallschirmjäger-Uniform mit über die Knie reichenden Wasserstiefeln. Er hatte diese Uniform einmal auch bei einer Lagebesprechung angezogen, und ich erlebte, daß sich die anderen Militärs grinsend anstießen und sich gegenseitig auf die komische Figur aufmerksam machten. Hitler beteiligte sich an diesem Tage nicht daran. Wenn er spöttelte, tat er dies offen. Dabei ging er einmal sogar so weit, auf Pappe einen Orden für Göring zu entwerfen, den dieser nur auf dem Nachthemd tragen sollte. Und nicht genug damit: Er ließ Göring diesen »Orden« auch noch übergeben. Ob Göring diese Episo-

de als Scherz auffaßte, habe ich allerdings nicht erfahren.
Zu Hitlers unangenehmen und besonders anstrengenden Gepflogenheiten gehörte es, sich immer erst buchstäblich in letzter Minute an die Ausarbeitung seiner Reden zu machen. Gern schob er diese Arbeit vor sich her, solange es nur irgend möglich war. Hatte er sich jedoch dazu durchgerungen, mit dem Diktat zu beginnen, diktierte er seinen beiden Sekretärinnen die Reden in einem Stück direkt in die Maschine, manchmal Tag und Nacht. In der Zeit stellte er alles andere zurück. Da ich immer wieder erlebte, daß ihn diese Arbeit, die ihn total faszinierte, sehr anstrengte, erlaubte ich mir einmal die Frage, wieso er sich denn nicht mehr Zeit lasse, d. h. warum er nicht eher mit dem Diktat beginne. Seine Antwort klang überzeugend, stimmte aber nur zum Teil mit den Tatsachen überein. Er müßte, so belehrte er mich, die Sache so lange hinauszögern, weil politische Ereignisse manchmal zur Beurteilung neuer Situationen zwängen, und er könnte sich in solchen Fällen nicht leisten, womöglich wortlos darüber hinwegzugehen. Im wesentlichen stand für ihn jedoch jeweils längst fest, was er sagen würde. Wenn er vorbereitend memorierte, ging er im Zimmer auf und ab, sprach laut und eindringlich und tat, als stünde er vor seinen Hörern. Jede Geste wurde auf ihre Wirkung geprüft. Vor ihm, auf dem Tisch, lag eine Uhr zur Abstimmung mit der von ihm jeweils vorgesehenen Zeit. Mich nahm er gar nicht wahr dabei. Diktierte er den »Schreibdamen«, wie er die Sekretärinnen zu nennen pflegte, mußte ich die getippten

Seiten herausholen und sie stets sofort kopieren lassen. Trat ich ein, erwartete er, ohne sich irgendwie zu unterbrechen, daß ich eine Weile zuhörte. Er pflegte mich dann anzusehen, um sich durch mein Mienenspiel zu überzeugen, wie die Parts bei mir »ankamen«. Er suchte – trotz der Erwartung der Massen – die »Wirkung« schon beim einzelnen zu erzielen. Manchmal wurde ich gefragt, ob »der Führer denn seine Reden tatsächlich alleine verfasse oder ob Dr. Goebbels ihm nicht dabei behilflich sei.« Ich konnte immer nur erklären, was ich genau wußte: Diese Arbeit überließ Hitler niemandem. Goebbels hatte damit nicht das geringste zu tun. Im Gegenteil. Dieser mußte seine Reden Hitler vorlegen, der sie nicht selten korrigierte oder änderte. Da Hitlers Reden nicht selten weit mehr als eine Stunde dauerten, konnten sie gewöhnlich nicht innerhalb eines Arbeitstages diktiert werden, zumal er meist erst nachmittags mit dieser Arbeit begann. Immer wieder nahm er dann nachts Tabletten, die ihm helfen sollten, die Müdigkeit zu überwinden und weiterzuarbeiten, obwohl seine Sekretärinnen längst erschöpft waren und sich nur noch durch starken Bohnenkaffee wach halten konnten. Wie sicher er auch immer in der Öffentlichkeit erschien, so nervös war er vor seinen Reden. Dann benahm er sich wie ein sensibler Schauspieler vor seinem Auftritt. Mit einer Mixtur von Glycerin und warmem Wasser gurgelte er, um seine Stimme »wohlklingend« zu »machen«. Da Hitlers Reden oft zwei Stunden und mehr dauerten, fürchtete er, während der Rede womöglich Magenschmerzen zu bekommen. Auf jeden Fall aber war er

7 *Hitler empfängt König Boris der Bulgaren im Hauptquartier vor dem Sonderzug während des Feldzuges gegen Albanien und Griechenland, vor Beginn des Feldzuges gegen Rußland. Direkt am Sonderzug, neben Hitler, Linge*

8 *Hitler im Führerhauptquartier Wolfsschanze bei Rastenburg auf dem Wege zur Lagebesprechung. Links Albert Bormann, rechts Martin Bormann, hinter Hitler Linge*

9 *Besuch Hitlers im Tannenberg-Denkmal in Ostpreußen in der Anfangszeit des Rußlandfeldzuges. Der SS-Offizier ganz rechts: Linge*

10 *Hitler auf dem Wege zur Lagebesprechung im Führerhauptquartier Wolfsschanze. Links Bodenschatz, rechts Göring, ganz links, halb verdeckt, Linge*

nach langen Reden stets schweißgebadet, wenn er das Podium verließ. Durch vorherige Injektionen, die Dr. Theo Morell ihm verabreichte, versuchte er vorzubeugen. Meine Aufgabe bestand darin, Hitler nach den Reden in einen dicken Mantel zu hüllen und ihn nach Hause zu begleiten. Dort nahm er, um eine Erkältung zu vermeiden, Abwehrtabletten, trank Tee mit viel Kognak und badete heiß. Wenn er in einem öffentlichen Saal sprach, durfte die Temperatur dort tunlichst nicht mehr als 10 bis 12 Grad aufweisen.
Zu den Gewohnheiten Hitlers, die trotz aller unserer Bemühungen nicht abzustellen waren, gehörte vor allem während des Krieges, daß er ungewöhnlich oft nach der Uhrzeit fragte. Immer wieder hörten wir, »Linge, wie spät ist es?«, »Schaub, wieviel Uhr ist es?«, »Doktor, welche Uhrzeit haben wir?« Da uns dies lästig wurde, legten wir zusammen und kauften ihm zu Weihnachten eine goldene Uhr. Zwei Tage trug er sie. Dann hieß es wieder, »Linge, welche Uhrzeit haben wir denn jetzt?« Die Uhr lag in seiner Nachttisch-Schublade. Dann beschaffte ich ein ganzes Bündel großer Uhren und stellte sie überall auf, so daß Hitler in jedem Zimmer selbst sehen konnte, wie spät es jeweils war. Umsonst; er fragte trotzdem. Die Uhren ließ ich wieder wegräumen.
Wichtig beim Umgang mit Hitler war vor allen Dingen, daß man wußte oder doch wenigstens ahnte, was er jeweils wollte. Aus seinen Anweisungen und Befehlen war dies keineswegs immer herauszuhören. Da beleuchtete er »laut denkend« einzelne Probleme von allen Seiten und machte simple Vorgänge manchmal dadurch

erst eigentlich zu schier unüberschaubaren Problemen. Jede Position legte er redend so dar, daß ein nicht eingeweihter und mit seinen Methoden nicht vertrauter Zuhörer oft nicht wissen konnte, was er denn nun eigentlich wollte. Er schweifte vom Thema ab, kam auf Einzelheiten zu sprechen, die manchmal überhaupt nichts mit der Sache zu tun hatten und verwirrte Leute, die seinen Ausführungen engagiert folgten. Die richtigen »Gewichte« herauszufinden, überließ er meist seinem Gegenüber, von dem er erwartete, daß es wisse, worauf es ankomme. Selbst die normalerweise an knappe und klare Befehle gewöhnten Militärs mußten zuweilen eine oder zwei Stunden dauernde Erläuterungen über sich ergehen lassen, und längst nicht jeder wußte, worum es Hitler eigentlich gegangen war.

Da durch den Führungs- und Regierungsstil Hitlers die »Herrschaftsbereiche« und Kompetenzen Görings, Goebbels', Hess', Himmlers, Speers, Ribbentrops, Lammers', Meissners und Bormanns ineinandergriffen, kam es zwangsläufig zu Spannungen und Eifersüchteleien. In Hitlers Gegenwart durfte es jedoch keine »Zwischenfälle« geben, die über eine halblaut oder leicht ironisch geführte Auseinandersetzung hinausgingen. Da ich mich in zunehmender Zeit meistens dort aufhielt, wo Hitler war, wußte ich nie, ob die Gerüchte, die über diese Männer im Umlauf waren und natürlich auch immer zu Hilter drangen, der Wahrheit entsprachen. Sehr lange, bis 1943 etwa, galt für mich als sicher: Göring war Hitlers intimster und getreuester »Paladin«. Er war an Hitlers Seite marschiert, als Hitler im November 1923

versucht hatte, die Macht an sich zu reißen. Dies, andere Kampferlebnisse vor der Machtergreifung, Görings Auftreten und Charisma, das sich deutlich von Hitlers Ausstrahlung unterschied, ketteten die beiden Männer offenbar aneinander, und oft plauderten sie über ihre Gemeinsamkeiten und über ihren gemeinsamen Weg. Hitler sah, was er mehrfach hervorhob, in Göring den tapferen Pour le mérite-Träger des Ersten Weltkrieges, der sich durch selbstbewußtes und soldatisches Auftreten Respekt zu verschaffen wußte. Nachdem er in Preußen als Ministerpräsident im Sinne Hitlers souverän »Ordnung geschaffen« und sich als loyaler, diplomatischer und zäher Vertrauter Hitlers empfohlen hatte, konnte er dank Hitlers Gewohnheit, bewährte Mitarbeiter mit Ämtern und Aufgaben zu überlasten, seinen Wirkungskreis bald erheblich ausweiten. Er wurde mit dem Aufbau der Luftwaffe betraut, erhielt das Forst- und Jagdwesen und die gesamten militärischen Aufgaben innerhalb des sogenannten Vierjahresplanes. So war er nicht nur in politischen, sondern auch in wirtschaftlichen und militärischen Fragen einer der einflußreichsten Ratgeber Hitlers. Oft sah ich beide in lebhafte Diskussionen verwickelt, wobei es – anders als sonst in Gesprächen mit Militärs und Ministern – sehr temperamentvoll zuging. Daß sie im Krach auseinandergingen, habe ich niemals erlebt. Wichen Görings Vorstellungen von denen des Führers ab, strich er gehorsam die Segel, wenn Hitler darauf bestand.

Selbst als zwischen Göring und dessen Luftfahrtzeugmeister Udet, der für den Nachschub von Flugzeugen

verantwortlich war, Differenzen entstanden, mischte Hitler sich nicht zugunsten Udets ein, was er von der Sache her sicherlich getan hätte. Göring stand ihm einfach näher. Und das war typisch für Hitler. Wer sein Vertrauen genoß, blieb am Steuer, auch wenn ein anderer besser fahren konnte. Udet hatte, wie es allgemein hieß, zuviel experimentiert, wo es doch darauf angekommen sei, erprobte Modelle in Massenproduktion herzustellen. Udet, der mit seinen Ideen nicht durchkam, verzweifelte schließlich und beging Selbstmord. Als Hitler mitgeteilt wurde, daß Udet sich im Flugzeug erschossen habe, reagierte er sehr betroffen. Nachdenklich sagte er: »Schade, das war nicht richtig. Udet hätte nicht nachgeben sollen, sondern für seine Ideen kämpfen müssen. Er wußte doch, daß er jederzeit zu mir kommen konnte.« Wer Hitler kannte, der wußte, daß er Rivalitäten gern schürte oder zumindest zuließ, weil er sehen wollte, wer sich durchsetzte. Da wartete er ab und war taub für Klagen und Bitten. In die »natürliche Auslese«, wie er es nannte, griff er meist nur ein, wenn es nicht mehr anders ging. Könner mit weichem Gemüt, schwachen Nerven und wenig Stehvermögen hatten normalerweise wenig Chancen, ganz oben zu landen. So schied auch der Generalstabschef der Luftwaffe, Generaloberst Jeschonnek, durch Selbstmord aus dem Leben. Auch er, bei Hitler hoch angesehen, war nicht über seinen Schatten gesprungen. An Göring war er zerbrochen, was Hitlers Auffassung bestärkte, daß Göring der rechte Mann am rechten Platz sei. Als Göring jedoch mit Tränen in den Augen beteuerte, daß Jeschonnek sein »bester

Freund« gewesen sei, war es Hitler doch zuviel. Er nahm ihm »die Krokodilstränen« nicht als Folge echter Trauer ab und meinte: »Jeschonnek könnte noch leben.« Göring, der sich den Plänen Udets und Jeschonneks verschloß, hatte sich mit einem Stab von Leuten umgeben, die er größtenteils aus dem Ersten Weltkrieg kannte. Daß sie sich auf die neuen Gesichtspunkte einer modernen Luftwaffe nicht einstellen konnten, wie sich im Laufe der Zeit zeigte, ignorierte er. In Hitlers Augen sprach für Göring etwas, was »die Schwachen nicht« hatten: Er setzte sich überall durch und blieb trotz aller Rückschläge und Schwierigkeiten Optimist, und es gelang ihm lange Zeit, auch in verzweifelten Situationen Hitler zu überzeugen, daß die Luftwaffe in der Lage sei, immer noch eine günstige Wendung herbeizuführen. Als die englischen Truppen 1940 bei Dünkirchen flüchteten und eine Verfolgung nach England erwogen wurde, bestärkte Göring den zögernden Hitler in dem Beschluß, auf eine Invasion zu verzichten. Seine Luftwaffe, so versicherte er großsprecherisch, sei jederzeit in der Lage, die Versorgung Englands zu verhindern, wenn sich dies als nötig erweisen solle. Hitler, der meinte, daß jeder heil auf die Insel zurückgekehrte Soldat ein »Garant« für eine baldige Übereinkunft mit London sein würde, hörte Görings Versprechen offenbar nur zu gern. Doch wie hier, so konnte er auch in Stalingrad nicht halten, was er versprochen hatte.

Typisch für Görings Rolle war nach meinen persönlichen Erlebnissen folgender Vorfall: Im Frühjahr 1943 fand bei Insterburg in Ostpreußen eine große Luftwaf-

fenvorführung statt. Unter vielen Neuerungen wurde erstmals auch der Düsenjäger vorgeführt. Göring versprach Hitler, in einem Jahr 1 000 einsatzbereite Düsenjäger zur Verfügung zu haben und ab 1944 jeden Monat 1 00 weitere in Dienst nehmen zu können. Tatsächlich waren bei der Invasion im Juni 1944 nach Hitlers Angaben jedoch nur rund 60 Maschinen dieser Art vorhanden. »Wenn ich nur einige Hundert von den versprochenen Düsenjägern gehabt hätte, wäre den Angloamerikanern die Invasion nicht geglückt«, meinte er, als die Angloamerikaner mitten in Frankreich standen. Seitdem mehrten sich im Hauptquartier die Stimmen, die Görings Luftwaffen-Kriegsführung kritisierten, und auch Hitler verschloß sich dieser Kritik nicht mehr so störrisch wie zuvor. Er ließ sich von Boehm-Dettelbach, einem ehemaligen Stabsoffizier Görings, über die Verhältnisse in der Luftwaffe informieren und entschloß sich, selbst nach dem Rechten zu sehen. Eine Reihe von Experten, unter denen sich neben den bekannten Jagdfliegern Galland und Hermann auch die führenden Männer der Flugzeugproduktion wie Heinkel und Messerschmitt befanden, mußten ihn in die Technik und Taktik des Luftkrieges einweihen. In einem Sofortprogramm wurde eine Produktion von monatlich bis zu 3 000 Flugzeugen geplant, der Einsatz der unbemannten Raketenwaffen V 1 und V 2, die Göring ebenfalls gern befehligt hätte, dem SS-Gruppenführer Kammler übertragen, der 1945 auch noch die Produktion und den Einsatz der Düsenjäger übernahm. Das war eine bittere Pille für Göring; denn der Ingenieur Kammler kam aus dem

Luftwaffenministerium, wo er von Göring kaltgestellt worden war. Görings viele Fehlschläge erbitterten Hitler, der sich von Göring belogen und betrogen fühlte und in einer Lagebesprechung, bei der auch Göring zugegen war, offen sagte: »Der einzige, der mich nicht belügt, ist Großadmiral Dönitz.« Niemand erhob Einspruch. Stillschweigend nahmen alle diese handfeste und – zumindest zum Teil – beleidigende Beschuldigung hin. Auch Göring, den Hitler nicht namentlich genannt hatte, schwieg betroffen, doch ich sah, wie tief ihn dieser Vorwurf traf. Offensichtlich war er überzeugt, zu Unrecht beschuldigt worden zu sein.

Im Volk galt Hermann Göring als großzügiger, jovialer Politiker mit staatsmännischer Attitüde. Hitler wußte es und freute sich darüber. Daß Göring tatsächlich aber ganz anders war, soweit es die Jovialität betraf, sah ich ständig. Selbst Himmler war im Vergleich zu ihm ein gern gesehener Gast für uns. Herrisch, wie Wotan auf Rössern, so erschien Göring, vor Hitlers Tür seinen Umhang theatralisch von seinen Schultern gleiten lassend, herablassend um sich blickend und mit den Augen und seiner ganzen Gestik nicht nur seinem zehn bis zwölf Mann starken, scharwenzelnden Gefolge befehlend: »Nehmet dieses Ereignis wahr. Ich bin da!« Stand er aber dem Führer gegenüber, sah er anders aus, auf ein angemessenes Maß zurückgestutzt. Er wußte, daß er nur ein Stern war, der nicht aus eigener Kraft leuchtete und daher stets die »Sonne« Hitler brauchte. Immer wieder habe ich den krassen Wechsel in seinem Habitus vor, während und nach den Begegnungen mit Hitler beob-

achten können, und immer wieder konnte ich nur sagen: Dönitz und Goebbels sind Männer ganz anderen Zuschnitts. Sie waren, soweit ich es beobachten konnte, beispielsweise frei auch von der Angst, die bei Göring deutlich zu spüren war, wenn er zu Hitler kam. Erschien Göring, »kannte« er niemanden. Seine ganze Energie war auf »Schau« gegenüber den »Domestiken« und allen anderen, die er dafür hielt oder kraft seiner Ämter so einstufte, und auf die erwartete »Begegnung mit dem Führer« ausgerichtet, vor dem er besonders gut dastehen wollte. Kamen Dönitz und Goebbels dagegen, sah alles ganz anders aus. Dönitz scherzte, fragte nach dem Wohlergehen meiner Familie und sagte meist witzelnd: »Linge, du Schuft, paß mir ja auf den Führer auf!« Goebbels verhielt sich anders, nicht so soldatisch-burschikos, aber auch überlegen und so, wie die führenden Nationalsozialisten sich gern öffentlich dargestellt sahen. Ihm konnte man sagen, was einem auf der Zunge lag. Er hörte zu, faßte nach – und besprach es, wenn es sich als nützlich erwies, ungeschminkt mit Hitler, der sich mit ihm am ungezwungensten unterhielt. Einmal sagte er, nachdem Goebbels gegangen war: »Ein Riese in einer Zwergenhaut, ein Mann mit Format!« Der geistvolle, kleine, unscheinbare und nicht gerade »arisch« aussehende Mann hatte für Hitler das »rote Berlin« erobert. Nun suchte Hitler gern seine Gesellschaft, schon weil sie im Grau-in-Grau seiner Umgebung immer ein Lichtblick war. Goebbels' lebhafte und witzige Unterhaltung fesselte nicht nur alle Zuhörer, sondern auch Hitler. Wenn er, Goebbels, mit seiner scharfen Zunge ungeniert

einen Gast der Tafelrunde ironisch aufs Korn nahm, was nicht selten der Reichspressechef Dr. Dietrich war, hatte er stets die Lacher auf seiner Seite. Dietrich, der ruhige und besonnene Pressemann, dessen Privatvergnügen das Angeln war, ließ das witzige Feuerwerk wortlos über sich ergehen, vor allem, wenn Hitler sich selbst auch daran beteiligte. Daß Göring eine seiner sehr gern und oft benutzten Zielscheiben war, lag in Görings auffälliger Wesensart begründet. Alles an ihm konnte einen Humoristen zur Karikatur oder Nachahmung reizen. Goebbels setzte ihn beispielsweise als Sonntagsjäger in Szene und schilderte ihn dabei, wie er in dickem Pelz, im Auto verbarrikadiert, zum Wildwechsel transportiert wurde und dort sein Gewehr mit Zielfernrohr auf einer Astgabel armierte. Hitler, der wenig Sinn für das Waidwerk hatte und eher den Mut der Wildschützen anerkannte, beteiligte sich vergnügt an dieser Kritik an seinem Reichsjägermeister.

Obwohl Hitler nicht immer eine glückliche Hand bei der Auswahl seiner Mitarbeiter verriet, in Goebbels hatte er einen Mann gefunden, der seine Aufgabe als Propagandist meisterhaft erfüllte. Er war ein »Volltreffer«, wie Hitler einmal selbst sagte. Wenn Goebbels vor Tausenden sprach, hing alles an seinen Lippen und war ebenso fasziniert und überzeugt, wie wir es waren, wenn wir in kleinem Kreis um ihn herum saßen. Zu diesen Fähigkeiten gesellte sich bei ihm eine Eigenschaft, die Hitler stets besonders hervorhob: Goebbels hatte Mut, Durchsetzungskraft und Stehvermögen. Gern schilderte er bei Tisch seine »Saalschlachten« aus der Kampfzeit, ein

Thema übrigens, das in Krisenzeiten gern als »Mutmacher« aufgegriffen wurde. In Berlin, wo der Rheinländer Goebbels sich besonders wohl fühlte, nannte der Volksmund ihn den »kleinen Doktor«, worin niemand etwas Abfälliges sah. Jeder wußte, daß Goebbels wie kaum ein anderer vor 1933 viel Mut und Schneid bewiesen hatte. Daß diese Eigenschaften ihn auch danach noch ebenso beseelten, konnte ich oft genug feststellen. Er scheute sich nicht, beispielsweise Mißstände aufzudecken, die durch Bevorzugung von Parteigenossen entstanden waren. Ungeschminkt berichtete er Hitler über Unregelmäßigkeiten, die zum Beispiel in staatlichen Krankenkassen vorgekommen waren, wo sich nach Hitlers Machtübernahme SA-Leute in Schlüsselstellungen eingenistet hatten. Als sie das in sie gesetzte Vertrauen nicht rechtfertigten, schritt Goebbels ein, der an Hitlers Ablehnung der Vetternwirtschaft appellierte und Erfolg hatte. Goebbels säuberte den Augiasstall, in dem Kumpanei und Festgelage an der Tagesordnung gewesen zu sein schienen. Daß er dabei auch seine eigenen alten Kameraden nicht schonte, sprach für ihn. Die Gemaßregelten, die meinten, gegen den Willen des Führers ihre Flügel gestutzt bekommen zu haben und eine Protestkundgebung vor dem Propagandaministerium inszenierten, stießen auf Granit. Hitler stellte sich hinter Goebbels, der sich nicht einschüchtern ließ. Bei der Besetzung wichtiger Posten, so befahl Hitler nun in meiner Anwesenheit, sei fortan vor allem darauf zu achten, daß die alten Parteimitglieder auch für die jeweils zu besetzenden Positionen geeignet seien. Wäre dies nicht der Fall,

gäbe es genug Stellen, in denen sie untergebracht werden könnten, ohne unnötig Porzellan zu zerschlagen. Später, als Hitler noch einmal darauf zu sprechen kam, meinte er, Atatürk, der türkische Staatsmann, habe ihm wohl zu Recht nachgesagt, daß er seine alten Mitkämpfer anfänglich zu sehr bevorzugt und zu viele von ihnen in Jacken gesteckt habe, die ihnen nicht paßten. Wenn er dies auch einsah, rechtfertigte er sich häufig doch mit der Feststellung: »Ich habe Gauleiter, die zwar aus einfachen Verhältnissen stammen, ihre Posten aber doch voll und ganz ausfüllen.« Tatsächlich war es so: Wer sein »Amt« einigermaßen versah, konnte bleiben, wo er war. Goebbels' Tätigkeit als Propagandist erkannte Hitler auch im engsten Kreis, dem er manche Wahrheit offenbarte, stets ohne Abstriche an. Was er dagegen als Privatmann trieb, fand Hitlers Billigung nicht immer. Schon die vielen Histörchen, die über Goebbels überall im Umlauf waren, störten ihn empfindlich. Da dem Propagandaminister der Rundfunk, das Theater und der Film unterstanden, kam er viel mit Schauspielerinnen und anderen Künstlerinnen zusammen, auf die der Minister, und mehr noch vielleicht der geistreiche Plauderer, der zu Karrieren verhelfen konnte, oft einen nachhaltigen Eindruck hinterließ. Ich habe oft beobachtet, wie sich Künstlerinnen und Stars vom Film und Theater um Goebbels scharten und mit allen Mitteln um seine Gunst buhlten. Goebbels, dem Hitler insgeheim ein anderes Aussehen, »wenigstens doch aber zwei gesunde Beine und Füße« wünschte, war dagegen nicht gefeit. Liebschaften waren die Folge. Zum Skandal kam es, als die

schöne tschechische Filmschauspielerin Lida Baarova in den Kreis seiner Verehrerinnen trat. Sie übte auf Goebbels einen so großen Reiz aus, daß er den Kopf verlor und seine bis dahin glückliche Ehe mit Magda Goebbels in ernsthafte Gefahr brachte. Sein Staatssekretär Hanke, der auch sein persönlicher Vertrauter war und die Abenteuer seines Chefs kannte, gleichzeitig aber auch Mitleid mit der von ihm hochgeschätzten Frau Goebbels hatte, wußte bald nicht mehr ein noch aus. Er kam und bat mich, für ihn »beim Führer einen Termin zu erwirken«, was ich tat. Nun erfuhr Hitler, was hinter den Geschichten steckte, die von Mund zu Mund gingen. Da Frau Goebbels sich infolge des Verhaltens ihres Mannes scheiden lassen und mit ihren Kindern in die Schweiz gehen wollte, fürchtete Hitler einen nicht tragbaren Skandal. Er bemühte sich um eine Versöhnung des Ehepaares und lud beide zu sich auf den Obersalzberg ein. Dort wurden sie von Hitler getrennt empfangen. In Einzelunterredungen erklärte er ihnen, daß sie ihre persönlichen Interessen denen des Staates unterzuordnen hätten. Die Trennung kam nicht zustande. In der großen Wohnhalle der Berghofes nahm er beiden das Versprechen ab, von nun an fest zueinanderzustehen. Froh, daß die Krise überstanden war, brachte er die Versöhnten selbst in sein Gästehaus und wünschte ihnen scherzend »frohe zweite Flitterwochen.« An den Ehe-Zwist wollte er von niemandem mehr erinnert werden. Daß ausgerechnet ich es einmal tat, übersah er gnädig. Da es zu meinen Aufgaben gehörte, Hitler auch jeweils die Fotografien vorzulegen, die die Presse und illustrierte Zeit-

schriften von ihm veröffentlichen wollten, mußte ich dies auch kurz vor dem 20. April 1944 tun, unmittelbar vor seinem 55. Geburtstag. Wie immer, so entfernte ich auch dabei zuvor die Aufnahmen, die er nicht veröffentlicht zu sehen wünschte: Bilder, auf denen bestimmte Orte, Plätze oder Landkarten und besondere Persönlichkeiten zu erkennen waren. In der Eile hatte ich übersehen, daß auf einem der Fotos, das Hitler mit Goebbels inmitten von Künstlerinnen im Filmatelier in Neubabelsberg zeigte, neben Goebbels Lida Baarova stand. Hitler gab es mir lächelnd mit der Bemerkung zurück: »Ich glaube, das können wir nicht bringen.«

Daß Goebbels sich bemühte, beim »Chef« Stimmung gegen Göring zu machen, bemerkte ich schon früh. Ich wunderte mich über die nur dünn verdeckte Feindschaft zwischen dem »kleinen Doktor« und dem im Volk ebenso sehr beliebten »Hermann«, dem die meisten sogar das Versagen der Luftwaffe nachsahen. Da Hitler die Goebbels-Attacken gegen Göring stets abfing und auch darauf verzichtete, die Konsequenzen zu ziehen, die der Reichspropagandaminister für unerläßlich hielt, kam bei mir zunächst der Eindruck auf, daß es sich vornehmlich um private Eifersüchteleien, Querelen und Rivalitäten handele. Im Laufe der Zeit, vor allem seit der alliierten Invasion, wurde ich jedoch eines besseren belehrt. So hörte ich beispielsweise – es dürfte Mitte März 1945 gewesen sein –, wie Goebbels dem Führer in seiner weinerlich-singenden Stimme vortrug, daß Göring völlig versagt habe und daß die Zukunft des deutschen Volkes von der Unfähigkeit des Reichsmarschalls

abhinge, da er nicht in der Lage wäre, die von ihm geführte Luftwaffe zu einem schlagkräftigen Instrument zu machen. Er sprach u. a. von Korruption, von unerläßlichen personellen Veränderungen in der Luftwaffe und von einem diesbezüglichen sachlichen Schuldkonto, das Göring infolge des Zustandes seiner Luftwaffe nicht mehr begleichen könnte. Ich dachte mir mein Teil. Nach außen hin wurde fleckenreine Einheit demonstriert, Zuversicht und »Gottvertrauen«. Hinter den Kulissen und am Schalthebel der Macht aber, wo ich steter Zaungast war, sah es völlig anders aus. Und noch etwas war ganz anders als es in der Propaganda erschien: Der Führer hatte einen Schatten, über den er nicht sprang. Er zögerte und zauderte und nahm Rücksicht auf persönliche Gefühle, soweit es sich um Göring handelte, obwohl er einzusehen schien, daß er um der Sache willen anders reagieren müßte. Mit hängenden Schultern und schleifend-hinkenden Schritten verließ Goebbels die Unterredung, in der sich keine seiner Erwartungen erfüllt hatte. Hitler, der Göring 1942 wegen des Versagens der Luftwaffe zwar so heftig kritisiert hatte, daß Göring danach seinen ganzen Ordensschmuck ablegte, konnte sich trotz allem zu einem scharfen Schnitt auch jetzt noch nicht entscheiden. Zu Görings Gunsten wirkte sich der Verlust Stalingrads aus, obwohl ihm ein Großteil der Schuld an der deutschen Niederlage in Stalingrad zugeschrieben werden mußte. So war es eben mit Hitler. Er hätte Göring ablösen müssen; aber er tat es nicht, weil er der Generalität des Heeres seit Stalingrad so sehr mißtraute, daß er meinte, den alten und einstmals sehr verdienten

Mitkämpfer Göring nicht fallenlassen zu können. In dieser Phase des Krieges zog er ihn wieder mehr als zuvor an sich heran und zeigte ihm nachdrücklich, daß er ihn brauchte. Ich konnte beobachten, wie sehr er sich hierbei von Gefühlen und Erinnerungen leiten ließ. Offenbar redete er sich manchmal selbst ein, daß der aufgeschwemmte Göring wieder der schneidige alte Kämpfer sein könne, der mit ihm zusammen im November 1923 zur Feldherrnhalle marschiert und dort verwundet worden war. Wenn ich Hitler vor Stalingrad gemeldet hatte, daß Göring als Gast erwartet werde, erwiderte er meist barsch, daß dies keiner besonderen Beachtung bedürfe, da auch der Reichsmarschall den Eintopf essen müsse, den er und seine übrigen Gäste zu sich nehmen würden. Jetzt aber, nach Stalingrad, war er um Göring besorgt, lud ihn zu Tisch und fragte ihn von sich aus, ob man ihm denn nicht etwas Besonderes zum Essen zubereiten könne. Diese Besorgnis ermunterte Göring schließlich dazu, seine eben überwundene Situation optimistisch zu vergessen und künftig sogar seine eigenen Gerichte und ein speziell für ihn gebrautes Bier mitzubringen.
Während des Krieges suchte Goebbels das Hauptquartier nur auf, wenn er von Hitler gerufen wurde. In der Winterkrise 1941–1942, als die Bevölkerung zur Spende von Winterkleidung für die Fronttruppen aufgerufen werden sollte, war ich während des Gespräches dabei, das Hitler mit Goebbels führte. Unbeirrt behauptete Goebbels, daß Moskau hätte erobert werden können, wenn nur 10 Prozent mehr Soldaten eingesetzt worden

wären. Eine totale Kriegsführung wäre, so betonte er, hier nötig gewesen. Hitler dagegen glaubte, wie er sagte, dem deutschen Volk die Bürde des totalen Krieges »noch nicht auferlegen« zu dürfen. Aufschlußreich war nicht nur für mich, daß Goebbels sich viel härter und konsequenter als Hitler gab. Wäre es nach ihm gegangen, hätte es den totalen Krieg mit Sicherheit schon im Winter 1941 gegeben. Nicht nur bei der oben geschilderten Gelegenheit zeigte Goebbels, daß er nicht zu den vielen Ja-Sagern um Hitler gehörte. Er hat oft mutig »nein« gesagt und auch im Beisein Hitlers Kritik geübt, wie niemand sonst es wagte. Auf einer Reise hörte ich ihn beispielsweise sagen: »Der Führer hat leider zu viele Satzvollender um sich.« Er sprach dies so laut und so deutlich, daß Hitler es hören mußte. Daß er es gehört hat, sah ich. Als 1945 die Reichskanzlei zum Führerhauptquartier gemacht wurde, war Goebbels Hitlers engster Vertrauter. Nach den militärischen Lagebesprechungen mußte ich ihn stets zu Hitler bitten, der sich meist stundenlang mit ihm allein unterhielt. Vieles von dem, was Goebbels seinem Tagebuch anvertraute,* hörte ich mit eigenen Ohren.

Die dritte, im Zusammenhang mit Hitler am meisten genannte Persönlichkeit war Heinrich Himmler. Er war Student, Fahnenjunker und Agrarpraktikant gewesen, bevor er sich über eine kurze Freikorps-Karriere der NSDAP und Hitler anschloß, in dessen Auftrag er die

---

* Vgl. Joseph Goebbels: Tagebücher 1945. Die letzten Aufzeichnungen, Hamburg 1977.



11 *Hitler mit Göring auf dem Wege zur Lagebesprechung im Führerhauptquartier Wolfsschanze. Zwischen beiden Linge*

12 *Hitler mit Professor Porsche und Albert Speer bei der Vorführung neuer Waffen 1942 im Führerhauptquartier Wolfsschanze. Zwischen Hitler und Porsche, ganz hinten, Linge*



13 *Hitler in Schloß Klessheim in Liefering bei Salzburg, wo Besprechungen mit seinen Verbündeten wie Mussolini, Antonescu, Horthy usw. stattfanden. Von links: Linge, Hitler, Staatssekretär Meissner, Albert Bormann, Göring, Gesandter Hewel*

14 *Hitler in Schloß Klessheim bei Salzburg. Rechts Albert Bormann, in der Mitte Linge*



sogenannte Schutzstaffel der Partei, die SS, organisierte und aufbaute.
Heinrich Himmler, der zunächst als Sekretär Gregor Strassers in Niederbayern und schließlich als Chef der Partei-Schutzstaffel fungiert hatte, war Hitler früh schon wegen seiner pedantischen Zuverlässigkeit, »Pflichterfüllung« und Organisationsgabe aufgefallen. Ihm traute Hitler zu, eine militärisch aufgezogene Partei-Truppe zu organisieren und zu führen, die ihm auf Gedeih und Verderb ergeben wäre. Himmlers Herkunft, Bildungsgang und Interessen, seine antisemitische »Weltanschauung« und seine schwärmerischen Weltverbesserungsideen empfahlen ihn geradezu für den Posten, den Hitler ihm gab. Da konnte er frei verwirklichen, was er sich jahrelang teilweise nur undeutlich erträumt hatte. Er durfte eine »Elite« führen, Männer, die schon rein äußerlich durch ihre Körpergröße auffielen und als »rassische Auslese« erscheinen sollten. Daß Hitler diesem »Orden unter dem Totenkopf«, wie Heinz Höhne die SS später genannt hat, nicht nur eine sorgfältige militärische Erziehung, sondern auch eine systematische, nationalsozialistische Schulung und Erziehung angedeihen lassen wollte, entsprach ganz Himmlers Intentionen. Daß es in der Praxis damit dann jedoch nicht weit her war, merkte ich an mir selber. Als ich 1935 zu Hitler kam, wußte ich über den Nationalsozialismus so viel oder so wenig wie jeder gleichaltrige Soldat der Wehrmacht. Die kämpferische Schulung der SS allerdings, die auch ohne detaillierte weltanschauliche Kenntnisse zu Sondereinsätzen herangezogen werden konnte, die von der Wehrmacht

ganz gewiß abgelehnt worden wären, entsprach weithin den Erwartungen Hitlers und Himmlers.
Ganz allgemeine Gespräche zwischen Hitler und Himmler – vor allem vor dem Kriege – fanden nicht immer hinter verschlossenen Türen statt. So konnte ich Zeuge mancher Unterhaltung sein, und ich spitzte immer dann besonders die Ohren, wenn es um »meine Truppe« ging. Als die SS sich an der Seite des Heeres die ersten Sporen an der Front verdient hatte, wollte Himmler, der sich gern an die Geschichte anlehnte oder doch anzulehnen bemühte, besonders tapfere SS-Leute zu Rittern schlagen. Dieser »Adel«, der nach Himmlers Vorstellungen nicht erblich sein sollte, erschien Hitler als eine »Marotte«, der er zu Himmlers großem Bedauern nicht zustimmte. Dabei hatte der Reichsführer bereits alles so schön ausgetüftelt. Die Adelsurkunde, so hatte er gewollt, sollte im Degenknauf deponiert und im Kampf stets mitgetragen werden. Daß die »Ordens«-Mitglieder die »rassisch wertvollsten Frauen« heiraten sollten, war ein weiterer Himmler-Einfall, der den so ausgezeichneten SS-Mann von der Wiege bis zur Bahre am Gängelband halten sollte. Hitler, dem viel an einem gesunden Nachwuchs lag, hörte sich das alles an und meinte dann, daß das doch Sandkastenspielereien seien, die in der Form keine Aussicht auf Realisierung hätten. Als eines Tages Hitlers Begleitarzt Karl Brandt kam und berichtete, daß Himmler beabsichtige, die Frauen, die SS-Führer heiraten wollten, dazu zu zwingen, zuvor das Reichssportabzeichen zu erwerben, fragte Hitler mich: »Linge, in welcher Zeit ist Ihre Mutter hundert Meter gelau-

fen?« Auf meine Antwort, daß ich dies nicht wisse, sagte er belustigt: »Meine Mutter hat auch kein Sportabzeichen gehabt, und ich glaube, daß ich trotzdem ein ganz guter Deutscher geworden bin.« Auch Himmlers Plan, an Stelle des Christentums den altgermanischen Götterglauben und die Kulte um Wotan und Thor usw. wieder lebendig werden zu lassen, stießen bei Hitler auf Ablehnung. Ihm genügte, daß die SS nicht kirchlich gebunden war. Als während eines Mussolini-Besuches auf dem Obersalzberg Mussolini und Hitler allein an der Mittagstafel weilten, brachte Hitler dies auf seine Weise zum Ausdruck. Ihr Gespräch drehte sich um den Vatikan und um kirchliche Fragen ganz allgemein. Hitler wies dabei darauf hin, daß nicht nur das Königshaus dem Duce Schwierigkeiten bereitete, sondern auch die Kirche, weshalb es für Mussolini »notwendig« sei, entsprechend darauf zu reagieren und das Volk »aufzuklären«. Als der Duce seinen mächtigen Kopf leicht wippend hin und her bewegte und mit großen Augen zu fragen schien, wie das denn in Italien bewerkstelligt werden sollte, fragte Hitler mich so »ganz nebenbei«: »Linge, gehen Sie in die Kirche? Wie viele Männer meines Begleitkommandos und der Leibstandarte gehen in die Kirche?« Ich sagte die Wahrheit: »Niemand, mein Führer.« Das traf Mussolini buchstäblich wie ein Keulenschlag. Geradezu entgeistert blickte er mich aus großen Augen an, was Hitler sichtlich zu genießen schien.

Himmler war ein ruhiger, unauffälliger Mann von beherrschter Wesensart. Ihm persönlich habe ich damals keine Gewalttaten zugetraut. Aber er gab bedenkenlos

Befehle weiter, die von anderen ausgeführt werden mußten. Uns – im Stabe Hitlers – erschien er undurchsichtig. Er hatte bei uns keine Sympathien, und wir sahen ihn lieber gehen als kommen. Auch wußten wir, daß er selbst geringste Versehen in der SS besonders hart bestrafte. Unglaublich war, worum er sich alles kümmerte. Er verbot beispielsweise der SS, Salzkartoffeln zu essen und befahl, daß nur Pellkartoffeln verzehrt werden dürften. Wer ihm auffiel, weil er mager oder blaß war, konnte damit rechnen, von ihm mit einem auf den Tag genau befristeten Rauchverbot belegt zu werden. Hitler, der sich manchmal darüber lustig machte, ließ ihn jedoch gewähren, weil die SS fest zu ihm hielt. Ihm überließ er sogar die Entscheidungen bei Heiratsgesuchen von SS-Angehörigen zum Beispiel mit Ausländerinnen, eine Vollmacht, die er in der Wehrmacht selbst wahrnahm. Daß Himmler nachtragend war, habe ich nicht feststellen können. Nur wenn jemand rückfällig wurde, erinnerte er sich an vergangene Fehltritte, die er aber nicht immer bei der Strafzumessung berücksichtigte. Als der Führer einmal wieder einige der Himmlerschen detaillierten Anweisungen durchsah, meinte er scherzhaft: »Himmler ist Lehrer wie sein Vater. Eigentlich ein idealer Reichskultusminister« – und nach einer kurzen Pause: »Aber ich brauche ihn da, wo er ist.« Was alles auf sein Konto kam, erfuhr ich erst nach dem Kriege, da Hitler mit ihm stets nur unter vier Augen die Dinge besprach, die ich ihm niemals zugetraut hätte: die Massenvernichtung der Juden. Himmler hat befohlen, Juden und andere Menschen zu töten; aber selbst war er

schwerlich kaum in der Lage, jemanden umzubringen. So wunderte ich mich nach 1945 auch gar nicht, als ich erfuhr, daß er unnachgiebig jeden SS-Mann bestrafte, der einem Getöteten etwas abgenommen und für sich behalten hatte. Für das Amt, das Hitler ihm anvertraut hatte, war er wohl der richtige Mann, für die Sache war er es nicht. Hätte ein anderer an seiner Stelle gestanden, wäre vermutlich manches nicht geschehen. Er hatte keine Fronterfahrung aus dem Ersten Weltkrieg aufzuweisen, was ihn bei Hitler in eine besonders abhängige Rolle zwang. Er mußte sich beim Führer ständig »bewähren«, und nicht selten sah und hörte ich, wie Hitler mit ihm umging, wenn sonst niemand dabei war. Dann war er nicht der »allmächtige« Reichsführer, sondern ein Rekrut auf dem Kasernenhof. In der von ihm geschaffenen Geheimen Staatspolizei (Gestapo) und im Sicherheitsdienst (SD) wirkte viel von ihm nach.
Mehrfach äußerte Hitler, daß so etwas wie der SD im Ersten Weltkrieg gefehlt habe. Seine Berichte las er, auch wenn er mit Arbeit überlastet war. Daß sie für ihn keineswegs immer schmeichelhaft waren, störte ihn nicht. Damit rechnete er, und er kannte die Stimmung des Volkes besser als jeder andere. Für Himmlers organisatorische Fähigkeiten, auf die Hitler teilweise angewiesen war, sprach beispielsweise, daß er die Gestapo so aufbaute, daß niemand – außerhalb der Organisation – etwas über die Gestapo erfuhr. Ich wußte, daß viele Leute nach 1933 ins KZ geschickt wurden. Für mich stand damals allerdings fest, daß es sich dabei nur um Gegner des Nationalsozialismus und um Kriminelle han-

dele. Mehrfach erfuhr ich, teilweise auch von Hitler selbst, daß politisch Inhaftierte freigelassen wurden, wenn angenommen werden konnte, daß sie sich nach ihrer Entlassung nicht illegal betätigen würden. Himmler erzählte mir, daß inhaftierte Hauptfunktionäre der gegnerischen Parteien, um freigelassen zu werden, ein Schriftstück unterschreiben müßten, in dem sie sich verpflichteten, sich in Zukunft nicht mehr politisch zu betätigen. Namhafte Sozialdemokraten und Kommunisten sind darauf eingegangen, worüber Hitler sich zu wundern schien. Ich erinnere mich dabei vor allem an den Fraktionsführer der kommunistischen Partei, Torgler, der – anders als Ernst Thälmann – bereit war, dieses Versprechen abzulegen. Er wurde freigelassen und arbeitete sogar als Journalist, was für sich sprach. Während des Rußlandfeldzuges schrieb Torgler einen Brief an Hitler, den Hitler mich auch lesen ließ. Torgler schrieb, daß sein Sohn an der russischen Front als Soldat eingesetzt sei und daß die Verhältnisse, unter denen die Russen unter Stalins Herrschaft leben müßten, ihn erschreckt hätten. Torglers Brief schloß mit der Feststellung, daß die Schilderungen seines Sohnes so auf ihn gewirkt hätten, daß er, der Vater, ein für allemal vom Kommunismus und seinen Verheißungen geheilt worden sei. Hitler freute sich über diesen Brief und sagte: »Wir sollten alle Kommunisten nach Rußland schicken, damit sie ihr Paradies einmal selbst kennenlernen.« Ernst Thälmann, der wegen seiner Weigerung, dem Kommunismus abzuschwören und im Falle seiner Freilassung nicht mehr für die Kommunisten tätig sein zu

wollen, bis zu seinem gewaltsamen Tod im Jahre 1945 im KZ bleiben mußte, interessierte Hitler, Himmler und Göring bis zum Ende. Zwar beschäftigten sie sich nicht mit ihm; aber Hitler nannte seinen Namen gelegentlich und fragte immer wieder auch, wie es ihm ginge. Als Himmler während eines KZ-Besuches einmal mit Thälmann gesprochen hatte, war ihm von Thälmann ein Vorschlag unterbreitet worden, den er auf Thälmanns ausdrücklichen Wunsch dem Führer vortrug. Hitler sollte, so hatte Thälmann angeregt, den tüchtigsten Arbeitern der Rüstungsindustrie besondere Orden verleihen. Hitler, dem es an Einfällen auch solcher Art keineswegs mangelte, war überrascht. Er sah Himmler groß an, schüttelte den Kopf nachdenklich und entschloß sich, die Thälmann-Idee zu realisieren, und bald verlieh er dem ersten deutschen Arbeiter namens Ritter das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz. Was während des Krieges in den Konzentrationslagern vor sich ging, blieb mir – wie jedem in Hitlers Umgebung – verborgen. Die diesbezüglichen Besprechungen zwischen Hitler und Himmler fanden, wie bereits gesagt, unter vier Augen statt. Himmler blieb auch für uns der Mann hinter der Kulisse. Erst in der russischen Kriegsgefangenschaft erfuhr ich, daß es in den Konzentrationslagern Gaskammern und Verbrennungsöfen gegeben hat. So unglaublich es auch klingen mag: Ich habe, während ich bei Hitler war, niemals etwas von den furchtbaren Vorkommnissen erfahren, die in der ganzen Welt große Empörung hervorriefen. Immer wieder höre ich, Hitler kann nicht alles gewußt haben. Das ist glatter Unsinn.

Ich war zwar nicht dabei, wenn Hitler und Himmler über diese Dinge sprachen – niemand war dabei; aber ich weiß aus persönlichen Beobachtungen und Bemerkungen Hitlers, daß er alles wußte. Oft war ich zugegen, wenn Hitler mit funkelnden Augen und bebender Stimme davon sprach, daß er jederzeit jeden, der sich ihm in den Weg stelle, rücksichtslos ausschalten werde. Mißverständnisse konnten hierbei nicht aufkommen. Ich hätte ihn nicht gekannt, wenn ich geglaubt hätte, daß er damit womöglich Freiheitsstrafen gemeint hätte. Für ihn stand fest: »Der Zweck heiligt alle Mittel.«
Aus den Reihen der alten NSDAP-Mitglieder kam auch Martin Bormann. Auch er war – wie Himmler – Landwirt gewesen. Unter Rudolf Hess hatte er als Parteifunktionär die Funktion des Stabsleiters der Partei ausgeübt. Rein äußerlich entsprach er ebensowenig wie Goebbels und Himmler dem Erscheinungsbild, das der Nationalsozialismus pries. Grob, vierschrötig und ungeschlacht trat er auf. Ein kleiner Bulle von Statur war er, robust und unglaublich vital. Was er tat, geschah mit skrupelloser Vehemenz. Alles walzte er nieder, was sich ihm in den Weg stellte. Auch wer nicht wußte, wer er war, wich ihm aus, wenn er ihm begegnete. In ein engeres persönliches Verhältnis zu Hitler, das er zielstrebig schon anvisiert hatte, als ich zu Hitler kam, geriet er durch den Umbau des Hitlerschen Landhauses Wachenfeld auf dem Obersalzberg. Geschickt wickelte er die Finanzierung aus Parteigeldern ab und gab Hitler, der zum Geld kein realistisches Verhältnis hatte, das Gefühl, daß hier jemand sei, der ihm alles das abnehmen könnte, was ihm

unbehaglich erschien. Als später auf dem Obersalzberg weitere Bauten errichtet wurden, wunderten wir uns nicht mehr darüber, daß Bormann sich selbst auch ein prächtiges Landhaus hinstellte und dadurch zwangsläufig auch als »Nachbar« in Hitlers nächsten Personenkreis gelangte. Bormann war eine starke Persönlichkeit, deren Einfluß selbst auf Hitler ich nicht selten habe beobachten können. Er arbeitete Tag und Nacht, gönnte auch seinen Mitarbeitern und Angestellten keine Ruhe und tyrannisierte sie. Rücksichtslos wechselte er, auch bei geringsten Versehen, seine Mitarbeiter. Er sorgte für ein schier unvorstellbares Arbeitstempo und scheuchte nicht nur die Arbeiter, sondern auch seine Referenten und Adjutanten wie Hühner umher. Man nannte ihn bezeichnenderweise den »Herrgott vom Obersalzberg«. Während des Frankreichfeldzuges erlebte ich eine Episode, die seinen Charakter und sein Verhältnis zu seinen Mitarbeitern treffend kennzeichnete. Er hatte einen Referenten namens Dr. Heinrich Heim, dessen eigene Gelassenheit in einem krassen Widerspruch zu Bormanns Auftreten stand. Als Heim Bormann wieder einmal durch seine unerschütterliche Ruhe zur Weißglut gebracht hatte und von ihm abgekanzelt worden war, sagte Heim in aller Seelenruhe so laut zu mir, daß Bormann es hören mußte: »Sehen Sie, Herr Linge, jener stammt vom Lande. Er hat bisher ja immer nur Umgang mit wilden Tieren gehabt. Man kann ihm deshalb nicht übelnehmen, daß er so brüllt.« Hitler, der dies erfuhr, lachte und versprach »Heimchen«, wie er den zierlichen, ungewöhnlich geistvollen und als Kunstkenner sehr geschätz-

ten Juristen nannte, ihn nach dem Kriege zu seinem Bibliothekar zu machen. Bormanns Frau war die Tochter des Reichsleiters Buch, des Präsidenten des obersten Parteigerichts. Durch diese Verbindung hatte Bormann, der nach außen so tat, als interessiere Karriere ihn überhaupt nicht, den Weg in die Parteileitung gefunden. In seinem Familienleben war er ein Tyrann. Daß er seine Frau und die gemeinsamen Kinder in Wutanfällen schlug und mißhandelte, war »auf dem Berg« ein offenes Geheimnis. Da Kinderreichtum als vorbildlich galt, mußte Frau Bormann zehn Kinder zur Welt bringen. Die stille und bescheidene Frau, die es unter dem bulligen Choleriker nicht leicht hatte, war buchstäblich die Sklavin eines herrschsüchtigen Egoisten, der Geliebte unterhielt und seiner Frau nicht die Stellung und Achtung zugestand, die sie verdiente. Er bestimmte, wann und wie lange sie Gast Hitlers auf dem Berghof zu sein hatte. Meist durfte sie jedoch nur zu den allgemeinen Filmvorführungen nach dem Abendessen kommen. Waren die Vorführungen beendet und die Gäste schickten sich an, zwanglos miteinander zu reden, mußte sie auf einen Wink ihres Mannes das Haus verlassen. Gelegentlich geschah dies sogar schon während der Filmvorführungen. Nach 22 Uhr wollte Bormann sie grundsätzlich nicht mehr sehen. Still, bedrückt und peinlich berührt, stahl sie sich dann oft davon. Daß die viel kolportierten »rauschenden Festlichkeiten auf dem Obersalzberg« nicht im Berghof Hitlers stattfanden, sondern im Landhaus Bormanns, erwähne ich hier nur am Rande. Auf dem Berghof wurde vor dem Kriege lediglich Silvester

groß gefeiert. Zu seinen Festen lud Bormann selbst ein. Seine Gäste waren vor allem Filmschauspielerinnen, die ihn persönlich interessierten. Besonders peinlich war, daß seine Frau alles arrangieren mußte, ohne jedoch dabeibleiben zu dürfen. Bei einem der Festgelage weckte er seine Frau um Mitternacht und befahl ihr, ihm ein neues Frackhemd aus München zu holen.
Infolge seines ständigen Aufenthalts in Hitlers Nähe gewann Bormann mehr Einblick in Hitlers Denkweise als jeder andere. Er ersparte Hitler nicht nur sehr viel Arbeit und Ärger. So nahm er ihm beispielsweise Gauleiterkonferenzen dadurch ab, daß er das Führerkorps der Partei unmittelbar informierte. Als der Krieg begann, war seine Position bereits so ausgeweitet, daß er als Verbindungsmann zur Partei ständig im Führerhauptquartier weilte.
Nachdem Hess im Mai 1941 seinen sensationellen Flug nach England unternommen hatte, lag für Hitler nichts näher, als Bormann zum Hess-Nachfolger zu machen. So stieg Bormann in der Partei zum Stellvertreter Hitlers auf und nannte sich später »schlicht« Sekretär des Führers. Daß er bald weit mehr als das war, beweisen ungezählte Tatsachen. Er hat sich konsequent eine Machtposition geschaffen, die niemand, kein General und kein Minister, schadlos ignorieren konnte. Jedes Schriftstück ging durch seine Zensur, ehe es Hitler erreichte, und so konnte er seine Vollmachten restlos ausnutzen. Hitler fand in Bormanns unerschöpflicher Arbeitskraft eine große Stütze. Nicht selten betonte er anerkennend: »Der Befehlsapparat der Partei arbeitet am besten.«

Kein Wunder; denn jeder Wink und Wunsch Hitlers wurde von Bormann als Befehl ausgeführt, und wichtige Nachrichten, so zum Beispiel über Luftangriffe, ihre Schäden und diesbezügliche Hilfsmaßnahmen, erreichten Hitler früher über Bormanns Parteikanzlei als über die Nachrichtenverbindungen. Bormann errichtete um Hitler eine Mauer, die es selbst Reichs- und Gauleitern unmöglich machte, an Hitler heranzukommen. Als es 1944 um die letzte Phase des Krieges ging und der Volkssturm aufgestellt wurde, bekam Bormann auch noch einen offiziellen Einfluß auf den militärischen Sektor. Er nahm an den Lagebesprechungen teil und ließ die Militärs deutlich fühlen, daß er allgegenwärtig und für den Führer unentbehrlich sei. Seit je hatte er einen geheimen Kampf gegen den durch den Krieg wachsenden Einfluß der militärischen Kreise geführt, weil er fürchtete, daß die Macht der Partei geschwächt werden könnte. So war er an Hitler gekettet, mußte bei ihm bis zum Ende ausharren und fand bei dem Versuch, nach Hitlers Selbstmord aus Berlin auszubrechen, den Tod.
Wieviel anders als Bormann war da doch der 1894 in Alexandria in Ägypten geborene Rudolf Hess gewesen, der 1923/24 zusammen mit Hitler in der Landsberger Festungsanstalt gesessen und dort – nach Diktaten von Hitler – mit zwei Fingern Hitlers »Mein Kampf« getippt hatte. Mit ihm konnte jedermann reden. Er ließ Argumente gelten, wog sie ab und entschied, stets ruhig und bestimmt, nach bestem Wissen und Gewissen. Niemals war er für Einflüsterungen und Intrigen anfällig, und niemand hätte jemals reinen Gewissens behaupten kön-

nen, daß Hess, der »Stellvertreter des Führers«, darauf aus gewesen wäre, jemandem womöglich zu schaden. Bei all den menschlichen Vorzügen, die ihn auszeichneten, wogen seine Marotten, seine Spleenigkeit, seine Astrologiegläubigkeit, seine ausgefallenen Ernährungsgewohnheiten und seine Grübeleien wenig. Ihn mochten wir alle sehr. Um so erschrockener waren wir, als es am Morgen des 11. Mai 1941 plötzlich hieß: Hess ist nach England geflogen. Um 9.30 Uhr waren Hess' Adjutant Karl-Heinz Pintsch und Albert Bormann bei mir erschienen und hatten mich aufgeregt gebeten, »doch bitte sofort den Führer« zu wecken. »Wir haben«, sagte Bormann, »eine sehr wichtige Mitteilung von Hess an den Führer.« Da Hitler sehr lange wach gewesen war und mir ausdrücklich befohlen hatte, ihn nicht vor Mittag zu wecken, lehnte ich die Bitte der beiden ab. Pintsch druckste herum und trat von einem Bein auf das andere. Ich ließ ihn stehen und fragte nach einer kurzen Pause: »Also, was ist los? Was wollen Sie dem Führer melden?« Da platzte Pintsch mit der Nachricht heraus: »Hess hat Deutschland mit dem Flugzeug verlassen.« Mir war, als sackte der Boden unter mir weg. Sofort ging ich zu Hitlers Tür und klopfte. Augenblicklich fragte Hitler: »Was ist los, Linge?« Mit zitternder Stimme meldete ich, was ich von Pintsch erfahren hatte, der einen Brief von Hess für Hitler in der Hand hielt. Ehe ich mich versah, stand Hitler, bereits vollkommen angekleidet und rasiert, in der offenen Tür. »Er hat es also vorher geahnt«, durchfuhr es mich. Anders war nicht zu erklären, wieso er in seinem Schlafzimmer schon um 9.30 Uhr angezo-

gen wartete, nachdem er mir doch ausdrücklich befohlen hatte, ihn erst gegen Mittag aus dem Bett zu holen.* Ich zitierte Pintsch herbei, der Hitler den Hess-Brief übergab. »Kennen Sie den Inhalt des Briefes?«, fragte Hitler barsch und ließ Högl rufen, der Pintsch festnehmen und abführen mußte. Pintsch wußte, was im Brief stand. »Ich lasse ihn verhaften«, sagte Hitler, »nicht weil er weiß, was Hess geschrieben hat, sondern weil er mir nicht sofort Meldung von Hess' Vorbereitungen machte. Wer ist der Führer: Hess oder ich?« Daß Pintsch seinem unmittelbaren Chef Hess gegenüber auch zur Loyalität und zum Gehorsam verpflichtet war, interessierte Hitler in diesem Augenblick gar nicht. Mit undurchsichtiger Miene befahl er, Bormann und Ribbentrop herbeizuschaffen, die überrascht waren. Zu Göring, den er selbst anrief, sagte er, seiner Stimme einen »dramatischen« Ausdruck verleihend: »Göring, es ist etwas Furchtbares geschehen.« »Dicke Luft« herrschte. Jeder bemühte sich, Hitler aus dem Weg zu gehen. Ich konnte ihm nicht ausweichen – und mußte feststellen, daß er nur vor anderen so tat, als sei er überrascht, konsterniert und verärgert. Ob er von Hess' Englandflug gewußt habe, wagte ich ihn nicht zu fragen; aber sein Verhalten sagte

---

* Gerhard Engel stellt diesen Vorfall anders dar. Er behauptet (vgl.: Heeresadjutant bei Hitler 1938–1943. Hrsg. Hildegard von Kotze. Stuttgart 1974, S. 103 f.), er habe Hitler gerade Vortrag gehalten, als Albert Bormann erschienen sei und erklärt habe, Pintsch wolle ihm, Hitler, einen sehr wichtigen Brief von Hess übergeben, was dann geschehen sei. Linge bezeichnet die Engel-Version als nicht zutreffend.

mir: Er hat es nicht nur vorher gewußt, sondern Hess wahrscheinlich sogar nach England geschickt, um dort, eventuell auf dem Wege über Lord Hamilton, den Hess während der Olympischen Spiele in Berlin kennengelernt hatte, doch noch ein Arrangement zwischen London und Berlin zustandezubringen. Offiziell bestritt Hitler dies zunächst am 13. Juni 1941 auf dem Berghof vor ungefähr 60 oder 70 Spitzenfunktionären, Ministern, Gauleitern usw. Er behauptete, daß Hess geisteskrank sei und ihn und das Reich durch seine »verrückte Idee« in eine peinliche Situation gebracht habe. Doch zu viel sprach dafür, daß er das nur sagte, weil Hess gescheitert war. Unwillkürlich mußte ich daran denken, daß er Hess ein paar Tage zuvor zu einem ungefähr vier Stunden dauernden Gespräch empfangen hatte, was ganz außergewöhnlich war; denn derartig lange »Sitzungen« hatte es zwischen den beiden seit dem Beginn des Krieges nicht mehr gegeben. Was sie miteinander zu besprechen hatten, war seitdem stets rasch erledigt. Sie kannten einander und wußten jeweils, wie sie ihre jeweiligen Anliegen am raschesten »an den Mann« bringen konnten. Für Hitlers »Mitwisserschaft« sprach nach meiner Auffassung nicht zuletzt auch, daß er Martin Bormann, der peinlich übereifrig seinen Kindern Rudolf und Ilse sofort andere Namen gab, weil Rudolf und Ilse Hess ihre Taufpaten gewesen waren, zurechtwies, nachdem Frau Hess sich bei ihm über Bormanns Schikanen beklagt hatte. Aus England, wo Hess, der für die Messerschmitt-Werke sogar als Testpilot geflogen war, in der Nähe von Hamiltons schottischem Schloß Dungavel mit dem Fall-

schirm aus dem zweimotorigen Langstrecken-Zerstörer-Flugzeug des Typs Me 110 gesprungen war, das er mit Hilfe seines alten Bekannten Willy Messerschmitt mit zwei Zusatztanks von je 900 Litern (zum serienmäßig eingebauten 1 200 Liter-Tank) hatte versehen lassen, erfuhren wir bald, daß Hess im Verhör durch Lord Simon angegeben habe, ohne Hitlers Kenntnis nach dort geflogen zu sein. So stimmten seine Angaben und Hitlers Äußerungen überein. Da ich Hitler genau beobachtete, wunderte mich schließlich auch nicht, daß er den Gauleiter Ernst Wilhelm Bohle, den Chef der Auslandsorganisation der NSDAP, nicht verhaften ließ, der für Hess so etwas wie ein Dankschreiben übersetzt hatte, das er Lord Hamilton in England hatte überreichen wollen. Er fragte ihn nur laut und theatralisch böse vor »versammelter Mannschaft«, ob er »denn *auch* wahnsinnig geworden« sei. Alle Anwesenden erstarrten bei dieser Szene. Jeder fürchtete ein heilloses Donnerwetter, doch Göring schritt in einer Weise ein, die wie abgesprochen aussah. Als Hitler mit halb erhobenen Armen plötzlich auf Bohle zuging und ihn drohend fragte, ob er »verrückt geworden« sei, forderte Göring den Gauleiter mit gelassener Stimme auf, dem Führer doch in aller Ruhe zu berichten, was er getan habe und was er wisse. Sofort war auch Hitler wieder ruhig. Er nahm Bohle beiseite und redete eine Weile auf ihn ein. Dabei zeigte er ihm den Brief, den Hess ihm (Hitler) nach seinem Abflug durch seinen Adjutanten Pintsch hatte übergeben lassen. Das mindestens zehn bis fünfzehn Seiten umfassende Hess-Schriftstück, das Hess' Se-

kretärin Laura Schrödl getippt hatte, enthielt eine differenzierte Begründung des »Unternehmens«, das nach Pintschs späteren Angaben im Januar 1941 schon einmal gescheitert war. Daß Himmler nicht eingeweiht war – und alles wies darauf hin –, wunderte mich nicht. Für ihn war diese Sache nach Hitlers Meinung, zumindest zu der Zeit, eine Nummer zu groß.

Mit Hess plötzlichem Verschwinden kam Martin Bormanns Stunde. Geradezu beglückt hatte er bei der Nachricht reagiert, daß Hess nach England geflogen sei. Hämisch sagte er zu Hitler: »Der muß ja irrsinnig sein. Fliegt nach England, springt mit dem Fallschirm ab und hofft Freunde anzutreffen, mit denen er ›große Politik‹ machen kann.« Ich fragte mich, woher Bormann da schon wußte, daß Hess mit dem Fallschirm abgesprungen sei. Hitlers Schweigen machte mich noch stutziger, als ich es ohnehin schon sein mußte. Die spätere Bemerkung Hitlers, daß Lord Hamilton nach Lage der Dinge natürlich nicht zugeben könnte, mit Hess »bekannt gewesen« zu sein, nährte weitere Zweifel an der »Überraschung«, die Hess ihm bereitet hatte. Und noch etwas sprach für Hitlers Einverständnis mit der Hess-Aktion: Er sagte, erführe die englische Öffentlichkeit, was Hess vorzutragen und auszuhandeln beabsichtige, würde die britische Regierung in arge Verlegenheit gebracht werden, da die Opposition den Krieg nicht wolle. Bormann jedenfalls, der Hess als Verräter bezeichnete und meinte, daß er hingerichtet werden müsse, wenn er während des Krieges womöglich ausgeliefert werde, war nicht unvorbereitet. Schon seit Sommer 1939 hatte er

sich bei Hitler immer mehr in den Vordergrund geschoben. Manchmal hatten wir den Eindruck, daß Hess die Reichskanzlei geradezu mied, weil ihm die »Politik« Bormanns, der ihn politisch offensichtlich ausschalten wollte, sichtlich zuwider war. Schlagartig änderte sich im Mai 1941 für uns »am Hofe« dann die Atmosphäre. Hitler brauchte Bormann; aber innerlich stand er ihm fern. Hess hatte er stets als seinesgleichen angesehen und behandelt; Bormann dagegen war für ihn nur ein »Kuli«, auf den er sich verlassen konnte.
In Rußland berichteten sowjetische Offiziere mir, daß Hess »verrückt« sei und daß er als »Verrückter« in Berlin-Spandau im Gefängnis säße, wo er lebenslang »für seine Verbrechen« büßen müsse. Sie fragten mich, was ich aus eigener Erfahrung über ihn und seinen Einfluß auf Hitler wisse und ob »er denn schon immer verrückt gewesen« sei. Hitler jedenfalls habe ihn im Mai 1941 für psychisch krank erklärt. Meinen Erklärungen, daß Hitler nach Hess' Englandflug ja kaum etwas anderes übrig geblieben sei, glaubten sie überraschenderweise sofort, was mich nur anfänglich wunderte. Bald war nämlich deutlich, was sie wollten. Es ging ihnen darum, den westlichen Alliierten zu unterstellen, Hess in Nürnberg vor dem Strang gerettet zu haben, weil er in London versucht hätte, die Angloamerikaner für einen Krieg auf deutscher Seite gegen die Sowjetunion zu gewinnen. Was sollte ich darauf antworten? Ich schwieg. Zugeben mußte ich reinen Gewissens jedoch, daß Hess im gewöhnlichen Sinne stets normal gewesen sei. Vorstellen konnte ich mir allerdings recht gut, wie Hess in

Nürnberg alle an der Nase herumgeführt hatte. Er hatte stets undurchsichtig gewirkt und verstanden, diesen Eindruck zu kultivieren. Manchmal wußte man nicht, ob Hess scherzte oder ernsthaft argumentierte. Wenn er, der immer wie ein Soldat im Dienst auftrat, einmal ausgelassen war, seine düstere Einsilbigkeit abwarf und einen Scherz machte, konnte jemand, der ihn nicht gut kannte, zuweilen tatsächlich meinen, Hess sei im Moment nicht ganz normal. So kam er mitten in einer Unterhaltung spontan auf die Idee, einen Stuhl zur Seite zu stellen und mit geschlossenen Füßen im Schlußsprung über den Stuhlsitz zu springen oder den Stuhl an zwei Beinen zu fassen, die Arme zu strecken und – mit dem Stuhl in den Händen – mehrere Kniebeugen zu machen. Ihm war gleichgültig, wer dabei war. Goebbels, Himmler, Göring und andere Exponenten der Partei und des Staates störten ihn bei seinen »Freiübungen« nicht. Nur in Hitlers Anwesenheit tat er so etwas nicht.
Einer der wenigen »Großen«, die nicht aus dem Kreis der frühen Parteimitglieder kamen, war Joachim von Ribbentrop. Er war Hitler erstmals im Sommer 1932 begegnet. Auf dem Berghof, wo er, ein Schwiegersohn des bekannten Sektfabrikanten Henkell, Hitler besuchte, waren sie rasch einander so nahegekommen, daß Hitler bereits im Januar 1933 seinen Gegenbesuch bei Ribbentrop in Berlin-Dahlem gemacht hatte. Dort waren Oskar von Hindenburg, der Sohn des Reichspräsidenten, der Reichskanzler von Papen, von Ribbentrop und Hitler zusammengetroffen, um Hitlers Kanzlerschaft vorzubereiten, wie unmittelbar danach allgemein

bekannt wurde. Ribbentrops Rolle in diesem Spiel hat Hitler hoch eingeschätzt, auch später noch. Selbst wenn er sich über die schier unerträgliche Arroganz des Außenministers ärgerte, knüpfte er keine negativen Folgerungen daran. »Der hat schon seine Verdienste«, murmelte er einmal, nachdem Ribbentrop ihn ungehörig lange am Telefon hatte warten lassen. Ihm, dessen Eitelkeit dem Göringschen Verhalten nicht viel nachstand, unterstellte er offenbar bemerkenswerte politische Fähigkeiten. Er hatte ihn zum Botschafter in London und 1938 schließlich als Nachfolger von Neuraths zum Reichsaußenminister gemacht und ihm damit eine Position anvertraut, die in seinen Vorstellungen neben der Kriegsführung an oberster Stelle rangierte. Ribbentrop liebte den pompösen Aufwand. Schon in London hatte er die Deutsche Botschaft geradezu fürstlich eingerichtet und mit dem Geld herumgeworfen. Wer immer aber Hitler darauf hinwies, bekam zu hören, daß Deutschland durch seine Botschafter im Ausland die Größe und Macht des Reiches würdig repräsentieren müsse und daß es eine Milchmädchenrechnung sei, ausgerechnet da sparen zu wollen. Es ginge nicht an, so kanzelte er Kritiker ab, daß sich die Vertreter des Reiches von einem Staatsbankett zum anderen »durchfressen« müßten, wie es in der Weimarer Zeit der Fall gewesen sei. Ribbentrops Ehrgeiz und Karrieresucht kam entgegen, daß Neurath dem Wunsche Hitlers nach einer »Säuberungsaktion« unter den Beamten und Mitarbeitern des Auswärtigen Amtes nicht so entsprochen hatte, wie es von Hitler gewünscht worden war. Nachdem von Ribbentrop

von Neurath als Reichsaußenminister gefolgt war, versuchte er, sich an Hitlers Sonne zu wärmen und immer wieder bei Hitler zu erscheinen. Hitler ließ ihn jedoch zappeln. Nicht selten hörte ich, wie er ihm militärisch knapp erklärte: »Schaffen Sie erst einmal Ordnung in Ihrem Ministerium.« Für seine Englandpolitik, so glaubte Hitler offenbar, war Ribbentrop sofort der richtige Mann. »In Ribbentrop«, so äußerte er sich nach Ribbentrops Ernennung zum Außenminister hoffnungsvoll, »habe ich den sturen Mann gefunden, den ich den sturen Engländern entgegensetzen kann.«
In seinem Auftreten war Ribbentrop ausgesprochen arrogant, was ihn in Opposition zu Göring und Goebbels brachte, die sich trotz ihrer hohen Positionen davon freihielten. Als Ribbentrop sein Ministerium zwar im Sinne Hitlers »gesäubert« hatte, es aber immer mehr aufblähte, um sich eine besondere Machtposition zu schaffen, gerieten Goebbels und Ribbentrop aneinander. Ribbentrop hatte sich ein eigenes Propaganda- und Presseamt aufgebaut und war so in die Bereiche von Goebbels geraten, der bei Hitler vorstellig wurde und um dessen Entscheidung bat. Sie fiel gegen Ribbentrop aus. »Ribbentrop, bedienen Sie sich gefälligst der bestehenden Einrichtungen«, sagte Hitler und fuhr fort: »Wir haben ja schließlich ein Propagandaministerium.« Wie Ribbentrop war, zeigt auch folgende Begebenheit. Anläßlich des 50. Hitler-Geburtstages im April 1939 fand auf der großen Heerstraße in Berlin eine Truppenparade statt, der auch Hacha, der Präsident der Tschechoslowakei, und von Neurath, der Reichsprotektor von Böhmen

und Mähren, als Gäste beiwohnten. Neurath wurde vom Protokoll vor Ribbentrop plaziert, was diesen empörte. Er fühlte sich zurückgesetzt und beschwerte sich bei Hitler. Hitler verwies Ribbentrop jedoch darauf, daß der Reichsprotektor von Neurath die Stellung eines Staatsoberhauptes einnehmen und bei einer solchen Gelegenheit rangmäßig korrekterweise neben ihm selbst stehen müsse. Ribbentrops überzogenes Geltungsbedürfnis führte oft zu Reibereien. Seine Arroganz machte selbst vor Hitler nicht halt. Es berührte ihn nicht, den Führer gelegentlich am Telefon warten zu lassen, ehe der Herr Außenminister geruhte, selbst am Telefon zu erscheinen. Er wurde von Hitler deswegen zwar abgekanzelt; aber er änderte sich und sein Verhalten nicht. Als Goebbels und Ribbentrop während des Krieges infolge von Raummangel Büros im Hotel Kaiserhof eingerichtet bekamen, beanspruchte Ribbentrop soviel Platz, daß Dr. Goebbels das Inventar der gegnerischen Büros kurzerhand auf die Straße setzen ließ. Die Ausweitung des Außenministeriums durch Ribbentrop veranlaßte Hitler nach dem Frankreichfeldzug zu der Äußerung: »Wenn die Waffen sprechen, brauchen wir keinen Außenminister mehr.« Er erinnerte Ribbentrop an ein Wort des italienischen Außenministers Graf Ciano, der nach dem Eintritt Italiens in den Krieg gesagt hatte: »Ich schließe jetzt mein Ministerium und werde Flieger.« Auch nach der Proklamation des totalen Krieges glaubte Ribbentrop, sich den Anordnungen entziehen zu können, alle abkömmlichen Kräfte für die Front freizumachen. Hitler, der davon erfahren hatte, ließ sich die Personalbe-

stände des Auswärtigen Amtes vorlegen. Als er feststellte, daß der Außenminister mehr Personal als nötig beschäftigte, ließ er ihn kommen und fuhr ihn empört an. Ribbentrop versprach nun, auch in seinem Ministerium die totale Kriegsführung durchzuführen.
Doch bei aller Selbstherrlichkeit des Außenministers war er gern bereit, jederzeit auch einen Ratgeber zu akzeptieren, der nicht Adolf Hitler hieß: seine Frau. Ihr Einfluß nahm zuweilen Formen an, daß nicht nur wir witzelten und von den Maßnahmen des Ribbentropschen »Staatssekretärs« sprachen, womit Frau von Ribbentrop gemeint war. Selbst wichtige Depeschen gingen erst durch ihre Hand, wie wir aus Ribbentrops nächster Umgebung erfuhren. Aber Hitler hatte Vertrauen zu ihm, schätzte seine Einsatzbereitschaft und seinen persönlichen Mut, den er – nach Hitlers Worten – auch im Ersten Weltkrieg bewiesen hatte. Bei allen außenpolitischen Unternehmungen zog er ihn zu Rate und ließ ihn auch seine außenpolitischen Reden lesen, bevor er sie hielt, um ihn nicht womöglich zu überraschen.
Hitlers Engagement für die Architektur und das Bauwesen allgemein führte ihn mit den Ingenieuren und Architekten Todt, Speer, Trost und anderen Fachleuten zusammen, die seine Bau-Ideen zu verwirklichen bereit und in der Lage waren. Dr. Todt, Erbauer der Reichsautobahn, den Hitler wegen seiner bemerkenswerten organisatorischen Fähigkeiten zum Rüstungsminister ernannt hatte, stürzte im Februar 1942 nach einem Besuch im Führerhauptquartier über dem Flugplatz tödlich ab. Für Hitler war es ein schwerer Verlust. Er vermutete,

daß der Secret Service die Hand im Spiel gehabt habe und leitete eine strenge Untersuchung ein. Dabei wurde festgestellt, daß das Flugzeug aus geringer Höhe abstürzte und in kleinste Bruchteile »zerlegt« worden war. Eine Rekonstruktion der Maschine war nicht möglich, was Hitler in seiner Annahme bestärkte, daß eine Sprengwirkung vorgelegen habe, die durch einen Sprengstoff aus dem Ausland ausgelöst worden sein müßte. Wir wurden über eine Reihe von Explosionskörpern und deren mögliche Deponierung in Flugzeugen informiert und instruiert, von nun an vor jedem Abflug seine Maschinen auf verdächtige Fremdkörper zu untersuchen.

Albert Speer war vor dem Krieg in Hitlers engeren Kreis getreten und hatte von ihm auf dem Obersalzberg ein Atelier zur Verfügung gestellt bekommen, damit er mit ihm gemeinsam jederzeit alle Baupläne besprechen könnte. Speer, ein besonders gut aussehender, umgänglicher und kameradschaftlicher Mann großbürgerlicher Herkunft, der kein Gewicht auf Äußerlichkeiten und militärische Formen legte, war bei uns außerordentlich beliebt – nicht nur, weil Hitler ihn besonders mochte. Für sich sprach schon, daß er als Reichsminister für Bewaffnung und Munition die einfache Uniform der weithin nur geringschätzig betrachteten Organisation Todt trug, was nicht nur die Snobs irritierte. Als ich Speer einmal fragte, ob er denn nicht auch wie sein Vorgänger eine Generalsuniform tragen wolle, entgegnete er lächelnd: »Ich werde nicht den Fehler Todts begehen, als General herumzulaufen und mich in allen

wichtigen Entscheidungen von jedem militärisch Höhergestellten und dessen Urteil abhängig zu machen. Ich nehme die Hacken nicht zusammen, und ich sage auch nicht ›jawohl, Herr . . .!« Hitler schätzte Speers gesunden, praktischen Menschenverstand und traute ihm sehr viel zu. Daß Speer sich so schnell in sein neues Aufgabengebiet hineinfand, überraschte ihn dennoch. »Speer«, sagte er bald, »hat Todt schon überflügelt.« Die immer mehr ausufernden Kriegsanstrengungen verlangten Leistungen der Rüstungsindustrie in zuvor noch nicht dagewesenem Maße. Hitlers Forderung, das Kriegspotential trotz aller Rückschläge und Belastungen zu steigern, traf in Speer auf einen Befehlsempfänger, der wohl schwerlich hätte ersetzt werden können. Über das Rüstungstempo und die massive Einspannung der Industrie für die Front waren die führenden Leute der Industrie verständlicherweise bestürzt, doch Speer gelang es, sich ihres Einsatzes zu vergewissern, was selbst Hitler wunderte. Nachdenklich äußerte er beispielsweise einmal, nachdem Speer gegangen war: »Die Industriemagnaten mögen denken, ich sei verrückt. Aber ich fühle mich nur als Mittler zwischen der Front und der Industrie. Sie muß sich so beweglich halten, um den jeweiligen Forderungen der Front nachzukommen, gleichgültig ob es sich dabei heute um Panzer, morgen um Panzerabwehrgeschütze oder Flakgeschütze handelt. Speer hat kein leichtes Amt.« Speer sorgte dafür, daß Hitler von Zeit zu Zeit auch Industrielle ins Hauptquartier einlud, um mit ihnen unmittelbar beraten zu können. Als die feindlichen Luftangriffe auf das Reich im-

mer verheerendere Ausmaße annahmen und nicht nur die Zivilbevölkerung darunter litt, sondern auch die Rüstungszentren zerschlagen wurden, trafen angloamerikanische Bomben eines Tages auch die für die deutsche Wirtschaft außerordentlich lebenswichtige Eder- und Möhnetalsperre. Hitler war bestürzt und verzweifelt. Er erhob bittere Vorwürfe gegenüber Göring und hielt ihm vor, den Feind zu solchen Angriffen geradezu ermuntert zu haben. Der in der prekären Situation eilig herbeigerufene Speer versprach, die Talsperren schnell wieder aufzubauen, was ihm in verhältnismäßig kurzer Zeit auch tatsächlich gelang. Hitlers Vertrauen belohnte ihn. Speer konnte auf sein Konto buchen, wonach andere vergeblich trachteten. Lange glaubte Hitler ihm, was immer er auch sagte oder meldete. Speers Hauptdienststellenleiter Sauer dagegen stieß auf Skepsis und Ablehnung. Hitler zieh ihn der Zahlenakrobatik und betrachtete ihn mit unverhohlenem Mißtrauen. Mehr als einmal hörte ich Hitler vor allem ihm drohen: »Belügen Sie mich nicht mit falschen Zahlen. Ich muß mit diesen Zahlen für die Front rechnen.« Gegen Ende des Krieges machte Speer, dem Hitler im Laufe der Zeit unterstellte, »kein Steher« zu sein, kein Hehl daraus, daß der Krieg verloren sei, was er in Denkschriften zu begründen versuchte. Ich konnte nicht nur beobachten, daß Hitler sie ungelesen zur Seite legte, sondern auch hören, als er einmal sagte: »Speer will mir nur beweisen, daß der Krieg verloren ist.« Einmal versuchte Hermann Fegelein, der Verbindungsmann Himmlers bei Hitler, von mir eine der Denkschriften Speers zu bekommen, weil er

und Himmler vermuteten, daß Speer nicht mehr »kämpfen« wolle, in das »Lager der Defätisten« übergegangen sei und »den Sieg« gefährde. Ich verweigerte die Herausgabe des Aktenstückes mit der Begründung, von Hitler den Befehl zu haben, ohne seine ausdrückliche Einwilligung kein Dokument herausgeben zu dürfen. Erstaunlicherweise hielt Bormann sich in diesem Augenblick zurück, obwohl er Speer auf den Tod nicht leiden konnte. Vielleicht wollte er vorbauen und Speer als »Bundesgenossen« für die Stunde gewinnen, die bereits begonnen hatte. In den letzten April-Tagen 1945, als alles drunter und drüber ging und das Ende vor der Tür stand, rief Speer von Hamburg aus im Bunker der Reichskanzlei an und fragte mich, was Hitler denn nun zu tun beabsichtige. Da für mich keine Zweifel bestanden, antwortete ich, daß der »Chef in Berlin bleiben und hier seine Konsequenzen ziehen« würde. Speer, offensichtlich erregt und betroffen, erbot sich sofort, aus Hamburg Flugzeuge des Typs Fieseler Storch zu schikken, die Hitler und Eva Braun hinausfliegen sollten. Als ich ihm sagte, daß seine Bemühungen zwecklos seien, ließ er sich mit Eva Braun verbinden, ohne von ihr einen anderen Bescheid zu erhalten. Nicht nur diese Tatsache läßt seine in Nürnberg vorgetragene Behauptung absurd erscheinen, daß er erwogen habe, Hitler im Bunker der Reichskanzlei durch Gift umzubringen.
Mit Erich Raeder, dem Oberbefehlshaber der Marine, war Hitler schon kurz vor seiner Machtübernahme zusammengetroffen. Er hatte Hitler zur Besichtigung von Kriegsschiffen eingeladen, als er noch nicht Reichskanz-

ler war. Bei dieser Gelegenheit hatte Hitler betont, daß die Marine, anders als immer wieder behauptet wurde, keineswegs kaiserlich gesonnen sei. Sie habe sich für den Nationalsozialismus und Hitler interessiert, wogegen das Heer sich diesen Ideen verschlossen habe. Immer wieder habe Goebbels sich vergeblich angeboten, vor den Offizierskorps des Heeres über die nationalsozialistische Weltanschauung zu sprechen. In Raeder sah Hitler früh schon den Mann, auf den er würde bauen können. Obgleich man damals spottete, »die Marine kommt nicht voran, solange sie auf ›Rädern‹ läuft«, war Raeder für Hitler der befähigtste Mann, auf den er seine Hoffnungen im Rahmen seiner Lieblingswaffe setzen könnte, die er besser als jeder Admiral kannte. Experten in der Seekriegsleitung war nicht wohl, wenn sie Hitler bei technischen Besprechungen Rede und Antwort stehen mußten. Wie weit Hitlers Kenntnisse gingen, beweisen nicht zuletzt auch seine Entwürfe für neue Schlachtschiffe. Da die riesigen Schlachtschiffe leichte Ziele für Bomber boten, wollte er den alten »Paradetyp«, wie er sich ausdrückte, ausmerzen. Alle Aufbauten – bis auf die Kommandobrücke – sollten künftig verschwinden, das oberste Deck – mit Laufgräben an den Seiten für die Mannschaften – gepanzert und konisch gestaltet werden. Nur die schwerste Artillerie sollte über Deck, die mittlere und leichte Artillerie unter Deck armiert werden. So hat er während des Krieges beispielsweise einen Kreuzertyp mit Katapult und zusammenlegbaren Flugzeugen unter Deck entwickelt, den die sachverständigen Marineleute unter anderem mit der Begründung ablehnten,

daß die Engländer solche Kreuzer auch nicht besäßen und der Typ daher nicht »klassisch« sei. Doch eines Tages, wir saßen beim Mittagstisch, traf eine Depesche ein, in der berichtet wurde, daß die Engländer einen solchen Kreuzer bauten. Spöttisch reichte Hitler das Blatt seinem Marine-Adjutanten Admiral von Puttkamer mit den Worten: »Die Engländer bauen jetzt den Kreuzer, und nunmehr wird er klassisch geworden sein.« Betroffenheit verschloß Puttkamers Mund. Was hätte er auch sagen sollen? Schon als junger Mensch habe er sich sehr intensiv mit Marinefragen beschäftigt, erzählte Hitler mir mehrmals. Gelegentlich entwarf er, manchmal sah es wie »Zeitvertreib« aus, Kriegsschiffe und Schiffsarmierungen aller Art auf Notizblättern. Was davon jeweils erprobt oder sonstwie verwirklicht worden ist, weiß ich nicht. Die Kriegsmarine interessierte mich zu wenig. Aus dem Munde von Großadmiral Karl Dönitz hörte ich jedoch manches Lob über die Detailkenntnisse und erfinderischen Fähigkeiten des Führers in Marinefragen. An einen der Erfindungsanstöße erinnere ich mich sehr genau. Es war Ende Oktober 1941. Hitler trug sich mit dem Gedanken, eine »Kreuzung« aus einer Mine und einem Torpedo zu entwickeln. Diese Sprengkörper sollten durch die Schraubengeräusche vorbeifahrender Schiffe in Bewegung gesetzt, durch magnetische Steuerung von ihnen angezogen werden und an den Schiffsrümpfen detonieren. Fänden sie keine Ziele, sollten sie sich nach fünf Jahren automatisch entschärfen, um die zivile Schiffahrt nicht zu gefährden. Auf Reisen mußte ich stets drei Marinebücher mitnehmen, das eng-

lische »Jane's Flottenbuch«, den deutschen »Weyers Flottenkalender« und das jeweilige Jahrbuch der deutschen Kriegsmarine. Hitler kannte sie nahezu auswendig. Während der Norwegen-Aktion wurde die Marine erstmalig in großem Umfang eingesetzt. Die Militärs »zitterten«, doch Hitler, selbst sehr aufgeregt und nervös, bemühte sich krampfhaft, Ruhe und Zuversicht auszustrahlen. »Selbst wenn wir Norwegen unter Verlust unserer Überwasserstreitkräfte besetzen«, sagte er zu Keitel und Jodl, »hat sich die Marine ein Ruhmesblatt in der Geschichte gesichert.« Einem Disput, in dem die Militärs die Besorgnis ausdrückten, daß die eigene Marine »doch nur über kleine Pötte« verfügte, setzte er mit der Bemerkung ein Ende, daß er »in der Zukunft nur kleine, wendige Schiffe bauen werde, die dem Feind nur schlechte Ziele bieten« würden. Als Großadmiral Karl Dönitz einmal gegen diese Vorstellung Hitlers argumentierte, fragte Hitler ihn: »Und was geschieht, wenn die großen Klötze sinken? Die Besatzung steigt in kleine Boote um. Wieso also der alte Umweg?« Dönitz schwieg betroffen.

Karl Raeders Ansehen war durch die geglückte Landung in Norwegen so gestiegen, daß Hitler ihn eines Tages zu sich bat, um ihm »privat« ein paar Ratschläge zu geben. Obwohl manches nicht für fremde Ohren bestimmt war, störte es Hitler nicht, daß ich – da ich mich in seinem Raum befand – einiges zwangsläufig mithörte. Am bemerkenswertesten erschien mir Hitlers Rat, doch künftig auf den Dr. h. c. vor seinem Namen zu verzichten. Noch ehe der überraschte Großadmiral geantwortet hatte,

fragte Hitler lächelnd: »Wie, Herr Großadmiral, hätte es ausgesehen, wenn auf einem Briefkopf Otto von Bismarcks womöglich gestanden hätte, Dr. h. c. Otto von Bismarck?« Raeders Reaktion war beklommene Betretenheit.

In den zehn Jahren, besonders jedoch seit 1936, war Hitler ständig um seine Gesundheit besorgt. Aus seinen Erzählungen weiß ich, daß er seit dem Ende des Ersten Weltkrieges unter Magenbeschwerden litt, was er auf seine unregelmäßige und kräfteraubende Lebensweise nach der Entlassung aus der Armee zurückführte. Da die Beschwerden nicht nachließen, suchte er durch immer neue Medikamente Linderung zu erreichen. Dr. Conti, der spätere »Reichsgesundheitsführer« und erste »Leibarzt« Hitlers, riet ihm, einfach zu essen, auf was er Appetit habe. Hitler war damit nicht gedient. Die Schmerzen blieben. Andere Ärzte wurden konsultiert und in Anspruch genommen. Einer von ihnen, der Chirurg Dr. Karl Brandt, blieb bei ihm und wurde sein Begleitarzt, den er stets für den Fall bei sich haben wollte, daß ihm auf seinen Reisen etwas zustieße. Ihn und einen weiteren Chirurgen, Prof. Haase, vertrat Dr. Hasselbach, wenn Hitler sich in Bayern aufhielt. Eines Tages brachte der »Reichsbildberichterstatter« Heinrich Hoffmann den Berliner Internisten Dr. Theo Morell* zu

*) Zu Morell vgl. Maser, Werner: Adolf Hitler. Legende-Mythos-Wirklichkeit, S. 149, 229, 276, 320, 370, 372–374, 376 f., 379, 382–393, 396, 400 ff., 405 ff., 477, 493, 503, 521, 528, 539, 548, 555, 571 ff.

Hitler. Morell besaß in Berlin eine große Praxis, die viele Künstler, Geschäftsleute und Diplomaten aufsuchten. Er galt zwar als »Modearzt«, hatte jedoch gute Erfolge vorzuweisen. Doch auch Morells Behandlung konnte Hitlers Sorgen um seine Gesundheit nicht aus der Welt schaffen. Er verrannte sich in die Idee, daß seine Beschwerden aufhören würden, wenn er, der totale Vegetarier, nicht die allgemein im Handel befindlichen Gemüse- und Salatprodukte bekäme, sondern nur solche, die unter besonderen Bedingungen angebaut worden seien. In einer besonderen Gärtnerei mußten den Pflanzen durch bestimmte Düngung und Mischung der Erde nun Stoffe zugeführt werden, die seinem Organismus nach seiner Meinung nicht schadeten. Kamen die Ärzte ihm mit dem Rat, doch endlich wieder wenigstens ab und zu tierische Schlachtfette zu sich zu nehmen, winkte er nur ab. Es war für Morell nicht leicht, Hitlers Leibarzt zu sein.

Hitlers physischer Niedergang begann sehr früh, und niemand erkannte dies besser als er selbst. Doch dem Rat der Ärzte, anders als bislang zu essen und einen normalen Lebensrhythmus »einzuführen«, verschloß er sich. Ende 1942, als die Schlacht um Stalingrad in ein bedrohliches Stadium trat, begann seine linke Hand zu zittern. Er hatte große Mühe, dies zu unterdrücken und vor Fremden zu verbergen. Die linke Hand an den Körper gepreßt – oder mit der rechten festgehalten –, so versuchte er, seinen Zustand zu verbergen, was ihm sehr schwer fiel, zumal bald ähnliche Symptome auch sein linkes Bein plagten.

Da der leidenschaftliche Kuchenesser Hitler befürchtete, zu dick zu werden, kontrollierte er konsequent sein Gewicht. Korpulenz, so glaubte er, könnte sein Ansehen in der Öffentlichkeit mindern. Deshalb nahm er oft starke Abführmittel und danach Opium, um seinen Magen wieder zu beruhigen. Anschließend folgte eine Arznei, die Bakterien im Magen abtöten sollte. Diese Gewaltkuren unternahm er auch, wenn ihn seine Magenbeschwerden plagten, die er jetzt auf den Ärger mit den Militärs zurückführte. Ich kam mir gelegentlich wie ein Arzt vor; denn immer mußte ich einen Koffer mit Medikamenten bereithalten und Hitler auf Verlangen geben, was er wünschte. Nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 ging es ihm vorübergehend besser als zuvor. Doch dies war nur ein Aufschub. Die Medizin wurde nun nicht mehr aus der Apotheke bezogen, sondern vom Sanitätsamt der Waffen-SS. Hitler fürchtete seitdem, womöglich vergiftet zu werden. Obwohl er seit 1936 oft von seinem baldigen Tod sprach und immer wieder durchblicken ließ, daß wir bald ohne ihn auskommen müßten, war er niemals wehleidig. Ins Bett legte er sich nur, wenn es krankheitshalber tatsächlich nicht mehr anders ging. Er konnte sich so beherrschen, daß Leute, die ihn nicht sehr gut kannten, nicht merkten, daß er krank war, wenn ihm etwas fehlte. Wenn er krank war, sollte niemand darüber informiert sein. Nicht einmal Eva Braun erfuhr es. Er telefonierte mit ihr wie gewöhnlich, ohne auch nur anzudeuten, daß er im Bett läge. Dabei litt er manchmal so sehr an Magenschmerzen, daß er sich krümmte, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Doch es war nicht nur so, daß

er immer »gesund« erscheinen wollte, um jederzeit »allgegenwärtig« sein zu können, sondern er ertrug schweigend auch Schmerzen, selbst wenn es nicht nötig war. So wunderte sich beispielsweise Dr. Erwin Giesing über Hitlers Entscheidung, vor Operationen nicht betäubt werden zu wollen. Als Giesing ihn nach dem Stauffenberg-Attentat an einem Ohr operierte, mußte ich ihn nur festhalten. »Was meine Soldaten an der Front täglich aushalten müssen, werde ich ja wohl auch ertragen können«, sagte er und verbat sich jede Diskussion über die unnötigen Schmerzen.

Teil II

Mit Hitler im Kriege

Während des Krieges war Hitler eigentlich nur Soldat, Feldherr und Stratege. Er kapselte sich »von der Welt« außerhalb der Kriegsführung ab und ignorierte alles das, was er bis dahin teilweise sogar als eine seiner Hauptbeschäftigungen angesehen hatte. Er erlegte sich Verpflichtungen auf, die überzogen und überflüssig waren und tat, als müßte er bescheidener und anspruchsloser als jeder andere leben. Da gab es für ihn weder die bis dahin so beliebten Filmabende im engsten Kreis noch die Mußestunden mit Schallplatten und die Picknickfahrten und die anderen Reisen durchs Land. Daß er sich auch den Regierungsgeschäften weithin entzog, war eine der anderen gravierenden Folgen des Krieges. Während er bis 1939 ständig mit allerlei Regierungsproblemen beschäftigt war, hörte er sich jetzt meist nur noch von Fall zu Fall an, was die Minister, Reichsleiter, Gauleiter, Generalgouverneure und Generalkommissare ihm über ihre Tätigkeiten, Erfolge und Mißerfolge meldeten, wenn er gerade einmal Zeit hatte. Die Tatsache, daß sich im Laufe des Krieges weder die Gauleiter noch die Minister zu gemeinsamen Besprechungen zusammensetzen durften, nahm der Regierung darüber hinaus ebenfalls einen Teil der konzertierten Gradlinigkeit, die in vielen Fällen notwendig gewesen wäre. Die an den obersten Schaltstellen als verantwortlich zeichnenden Politiker und Funktionäre erfuhren meist immer erst im nachhinein, was ihre Kollegen getan hatten, wobei es nicht gerade selten vorkam, daß mehrere von ihnen sich mit den gleichen Problemen herumgeschlagen und in bestimmten Fällen gegensätzliche Entscheidun-

gen getroffen hatten. Gemeinsame Absprachen gehörten der Vergangenheit an. Ohne Bormann hätte es sicherlich bald ein Chaos gegeben. Daß Hitler trotz all dieser Mängel Herr der Sache blieb und nahezu überall wußte, wo es »lang ging«, gehörte zu den Motiven, die nicht nur die Politiker und Funktionäre, sondern auch zahlreiche Militärs dazu bewogen, ihn für ein Genie zu halten, ohne das es nicht mehr weiterginge. Ob Hitler diesen Regierungs- und Führungsstil pflegte, um ein solches Ergebnis zu erwirken, weiß ich nicht. Zwar sagte er manchmal, »was würdet ihr denn anfangen, wenn ich plötzlich nicht mehr da wäre«; aber das mußte nicht unbedingt dahin zielen. Die Militärs hätten zwar, soweit ich es beurteilen konnte, in der Hauptsache gewußt, was ohne Hitler zu unternehmen gewesen wäre; aber die Zivilisten hätten vor einem Chaos gestanden. Bormann hatte die Partei und ihre Führer wohl in der Hand, doch ohne Hitler wäre er, den im Volk kaum jemand auch nur dem Namen nach kannte, absolut machtlos gewesen.
Es wäre anmaßend, wenn ich versuchen würde, die Leistungen der deutschen Militärs während des Krieges zu beurteilen. Zwar konnte ich jederzeit unangemeldet in den Lageraum gehen und sehen und hören, was dort geschah, doch ich habe dies nur getan, wenn zwingende Anlässe gegeben waren. Darüber hinaus fehlten mir die fachlichen Voraussetzungen zur Beurteilung der jeweiligen Maßnahmen, ihrer Rechtfertigungen und Einordnung in das Gesamtgeschehen des Kriegstheaters. Soviel jedoch ist sicher: Manches von dem, was eine Reihe von Militärs nach 1945 in die Welt gesetzt hat, ist nicht so

verlaufen, wie sie es zu schildern sich bemühten. Unterredungen, denen ich als »Zeuge« beiwohnte, erscheinen zuweilen in einem Licht, das die Wirklichkeit total entfremdet. Während bei den Lagebesprechungen von vereidigten Stenographen mitstenographiert wurde, geschah dies bei Unterredungen, die Hitler mit einzelnen Militärs führte, prinzipiell nicht. Deshalb sah er es manchmal gern, wenn ich mich als unbeteiligter Zeuge im Raum aufhielt. So konnte er, und das kam mit der zunehmenden Dauer des Krieges immer häufiger vor, in bestimmten Situationen in Anwesenheit der einstigen Gesprächspartner oder Befehlsempfänger überlegen rhetorisch fragen: »Linge, was habe ich damals gesagt, und was hat der General . . . vorgeschlagen?« Bedurfte es dabei als zusätzliche Absicherung der Einsicht in die stenographischen Protokolle, schickte er mich in den Stenographenraum, den nur er, Schaub und ich betreten durften. Mancher General, der auf sein Erinnerungsvermögen vertraute, mag damals geglaubt haben, ich hätte die Protokolle nur dem Scheine nach eingesehen, weil ich niemals mit Antworten zurückkehrte, die Hitler gezwungen hätten, seine vorausgegangenen Urteile zu korrigieren. Tatsächlich sah ich stets protokollarisch bestätigt, was Hitler jeweils gesagt hatte. Wäre es anders gewesen, ich hätte es selbstverständlich jederzeit bestätigt.

Als der Krieg begann, hatte Hitler eine Tür hinter sich zugeschlagen, die er niemals mehr öffnete. Nicht nur die krasse Umorientierung seiner Tätigkeiten zeigte dies an. In der zweiten Augusthälfte des Jahres 1939, als in

Berlin, München und Berchtesgaden die Telefonleitungen »heiß liefen« und die Türklinken kaum noch still standen, wurde mir klar, daß die schöne Zeit trotz vieler öffentlicher gegenteiliger Bekundungen ein Ende hatte. Von Hitler selbst konnte ich nichts erfahren. Er schwieg. Selbst Eva Braun, die ihn am 24. August beim Abschied besorgt fragte, wie lange er in Berlin zu bleiben gedenke und wann er wieder »auf dem Berg« sein werde, hörte von ihm nur: »In zwei oder drei Tagen.« Doch das Kommen und Gehen der Politiker und Diplomaten, deren Gereiztheit und Spannung diesen Tagen eine besondere Atmosphäre aufdrängte, ließ seine Äußerung durchsichtig erscheinen. Am 14. August hatte er die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtsteile und Dr. Todt empfangen. Am 22. August waren die Oberbefehlshaber und zusätzlich auch noch einige Generale erneut erschienen, von Ribbentrop am nächsten Tag nach Moskau geflogen, und am 23. August hatte die Öffentlichkeit vom Abschluß des deutsch-russischen Nichtangriffspaktes in Moskau erfahren. In Berlin ging es erst recht hoch her. Am 26. August gab es Besprechungen von früh bis spät, riß die Aufregung nicht ab. Weshalb dies geschah, erfuhr ich in Bormanns Büro. Hitler hatte an diesem Tage Polen angreifen wollen, war jedoch infolge des Verhaltens der Engländer, die ihren Vertrag mit Polen ratifizierten, und der Haltung der Italiener, die sich weigerten, an deutscher Seite in den Krieg einzutreten, davon abgehalten worden. »Ab 25. 8. läuft in aller Stille die deutsche Mobilmachung«, las ich in einer Notiz Bormanns, die er einem seiner Referenten

gegeben hatte, und am 29. August sagte dieser mir, daß die Mobilmachung nach einer Bemerkung Bormanns trotz der Verhandlungen weiterlaufe und am 31. August abgeschlossen sein werde. Hitler war unglaublich gereizt. Mit den militärischen Adjutanten Schmundt und Engel ging er um wie mit Unteroffizieren. Er schimpfte auf den Generalstab und warf ihm vor, sich vor einem Waffengang zu fürchten. Doch er, der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht, werde sich hüten, sich von diesen Militärs Ratschläge geben zu lassen. Es war dicke Luft im Haus. Ich wälzte mich in der Nacht zum letzten Mobilmachungstag schlaflos auf dem Bett herum. Hitler dagegen schlief in der Nacht vom 30. zum 31. August trotz aller Aufregungen ruhig und tief. Nach außen hin wirkte er, als geschehe nur Alltägliches. Tatsächlich aber war er nervös und unruhig. Das diplomatische Geplänkel und die Beharrlichkeit der Engländer zerrten auch an seinen Nerven, zumal für ihn längst feststand, was er tun werde. Am 1. September hatte er eine schlechte Nacht hinter sich, was angesichts der Ereignisse verständlich war. Als er mich zu sich rief und mich fragte, ob das Gepäck vollständig und »griffbereit« sei, roch er so stark aus dem Mund, daß ich ihm dies am liebsten gesagt hätte; denn er mußte ja nicht nur die Militärs, sondern auch den schwedischen Industriellen Birger Dahlerus empfangen, der sich auf seine Weise darum bemühte, den Krieg noch in letzter Minute zu verhindern. An Hitlers Leibarzt Morell als Vermittler wollte ich mich nicht wenden; denn er roch, was er wußte, nahezu ständig aus dem Mund. Meine Überle-

gungen, wie ich Hitler auf den unangenehmen Mundgeruch hinweisen könne, unterbrach er mit der Anweisung, künftig nur noch seine feldgrauen Uniformen mitzuführen. Kurz vor 10 Uhr fuhr er, nun bereits feldgrau gekleidet, zur Reichskanzlei, um an der Reichstagssitzung teilzunehmen. SA-Formationen und SS hatten, um 8 Uhr früh beginnend, auf dem Wege von der Wilhelmstraße bis zur Krolloper Spalier gebildet, was an diesem Tage kaum nötig gewesen wäre; denn sehr viele Leute säumten die Straßen nicht. Von dem Jubel, der 1914 den Kriegsbeginn begleitet hatte, war nichts zu spüren. Zwar gab es Ovationen; aber sie waren dünn und hielten sich im Vergleich zu vorausgegangenen »Huldigungen« sehr in Grenzen. Im Reichstag angekommen, fand er volle Reihen vor, obwohl noch rund 100 Abgeordnete fehlten. Göring, der Reichstagspräsident, hatte rasch vorgesorgt und »kraft der Vollmacht«, über die er als Reichstagspräsident verfügte, »Ersatz-Abgeordnete« auf den leeren Sitzen Platz nehmen lassen. Die leeren Plätze – ausgerechnet am Tage des Kriegsbeginns – hätten sicherlich nicht nur Hitler irritiert. Die Nervosität, die mir schon am frühen Morgen bei der Begrüßung aufgefallen war, war nicht gewichen. Anders als gewöhnlich, konnte er sie auch während seiner Rede nicht abstreifen. Er versprach sich und wirkte nicht so sicher, wie es sonst der Fall war. Seine Entscheidung, den Krieg zu beginnen, ist ihm sehr schwer gefallen, obwohl er, wie wir heute wissen, alles tat, um ihn zu bekommen. Ihm wäre es zweifellos recht gewesen, die Polen hätten angegriffen und ihm damit die Entscheidung abgenommen. Im

Reichstag sagte er unter anderem: »Seit Monaten leiden wir alle unter der Qual eines Problems, das uns einst das Versailler Diktat beschert hat und das nunmehr in seiner Ausartung und Entartung unerträglich geworden war. Danzig war und ist eine deutsche Stadt! Der Korridor war und ist deutsch . . . Wie immer, so habe ich auch hier versucht, auf dem Wege friedlicher Revisionsvorschläge eine Änderung des unerträglichen Zustandes herbeizuführen . . . Alle diese Vorschläge sind . . . abgelehnt worden . . . Eines aber ist unmöglich: zu verlangen, daß ein unmöglicher Zustand auf dem Wege friedlicher Revision bereinigt wird – und dann die friedliche Revision konsequent zu verweigern! Es ist auch unmöglich, zu behaupten, daß derjenige, der in einer solchen Lage . . . dazu übergeht, von sich aus diese Revisionen vorzunehmen, gegen ein Gesetz verstößt . . . Ich habe in Besprechungen mit polnischen Staatsmännern die Gedanken, die Sie von mir . . . in meiner letzten Reichstagsrede (vom 28. 4. 1939) vernommen haben, erörtert. Kein Mensch kann behaupten, daß dies etwa ein ungebührliches Verfahren oder gar ein ungebührlicher Druck gewesen wäre. Ich habe dann die deutschen Vorschläge formulieren lassen, und ich muß es noch einmal wiederholen, daß es etwas Loyaleres und Bescheideneres als diese von mir unterbreiteten Vorschläge nicht gibt. Und ich möchte das jetzt der Welt sagen: Ich allein war überhaupt nur in der Lage, solche Vorschläge zu machen! Denn ich weiß ganz genau, daß ich mich damals zur Auffassung von Millionen von Deutschen in Gegensatz gebracht habe. Diese Vorschläge sind abgelehnt

worden . . . Sie wurden beantwortet: mit Mobilmachungen, mit verstärktem Terror, mit gesteigertem Druck auf die Volksdeutschen in diesen Gebieten und mit einem langsamen wirtschaftlichen, politischen und in den letzten Wochen endlich auch militärischen und verkehrstechnischen Abdrosselungskampf gegen die Freie Stadt Danzig . . . Ich habe dem polnischen Botschafter vor nun schon über drei Wochen mitteilen lassen, daß, wenn Polen noch weitere ultimative Noten an Danzig schicken würde, wenn es weitere Unterdrückungsmaßnahmen gegen das Deutschtum vornehmen würde oder wenn es versuchen sollte, auf dem Wege zollpolitischer Maßnahmen Danzig wirtschaftlich zu vernichten, dann Deutschland nicht länger mehr untätig zusehen könnte. Ich habe keinen Zweifel darüber gelassen, daß man in dieser Hinsicht das heutige Deutschland nicht mit dem Deutschland, das vor uns war, verwechseln darf . . . Ich habe . . . noch einen letzten Versuch gemacht! Obwohl ich innerlich überzeugt war, daß es der polnischen Regierung . . . mit einer wirklichen Verständigung nicht Ernst ist, habe ich einen Vermittlungsvorschlag der britischen Regierung angenommen. Sie schlug vor, daß sie nicht selbst Verhandlungen führen sollte, sondern versicherte, eine direkte Verbindung zwischen Polen und Deutschland herzustellen, um noch einmal in das Gespräch zu kommen . . . Ich habe diesen Vorschlag angenommen! Ich habe für diese Besprechungen Grundlagen ausgearbeitet . . . Und ich bin dann mit meiner Regierung zwei volle Tage gesessen und habe gewartet, ob es der polnischen Regierung paßt, nun endlich einen Bevollmächtigten zu

schicken oder nicht! Sie hat uns bis gestern abend keinen Bevollmächtigten geschickt, sondern durch ihren Botschafter mitteilen lassen, daß sie zur Zeit erwäge, ob und wie weit sie in der Lage sei, auf die englischen Vorschläge einzugehen; sie würde dies England mitteilen. Meine Herren Abgeordneten! Wenn man dem Deutschen Reich und seinem Staatsoberhaupt so etwas zumuten kann und das Deutsche Reich und sein Staatsoberhaupt das dulden würden, dann würde die deutsche Nation nichts anderes verdienen, als von der politischen Bühne abzutreten ... Ich habe feierlich versichert und wiederhole es, daß wir von diesen Weststaaten nichts fordern und nie etwas fordern werden. Ich habe versichert, daß die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland eine endgültige ist. Ich habe England immer wieder eine Freundschaft und, wenn notwendig, das engste Zusammengehen angeboten. Aber Liebe kann nicht nur von einer Seite geboten werden, sie muß von der anderen ihre Erwiderung finden. Deutschland hat keine Interessen im Westen, unser Westwall ist zugleich für alle Zeiten die Grenze des Reiches. Wir haben auch keinerlei Ziel für die Zukunft, und diese Einstellung des Reiches wird sich nicht mehr ändern. Die anderen europäischen Staaten begreifen zum Teil unsere Haltung. Ich möchte hier vor allem Italien danken, das uns in dieser ganzen Zeit unterstützt hat ... Die neutralen Staaten haben uns ihre Neutralität versichert, genau so wie wir sie ihnen schon vorher garantierten ... Unsere Ziele: Ich bin entschlossen: 1. Die Frage Danzig, 2. die Frage des Korridors zu lösen und 3. dafür zu sorgen, daß im Ver-

hältnis Deutschlands zu Polen eine Wendung eintritt, die ein friedliches Zusammenleben sicherstellt. Ich bin dabei entschlossen, so lange zu kämpfen, bis entweder die derzeitige polnische Regierung dazu geneigt ist, diese Änderung herzustellen, oder bis eine andere polnische Regierung dazu bereit ist . . . Polen hat nun heute nacht zum erstenmal auf unserem eigenen Territorium auch durch reguläre Soldaten geschossen. Seit 5.45 Uhr* wird jetzt zurückgeschossen! Und von jetzt ab wird Bombe mit Bombe vergolten . . . Ich werde diesen Kampf, ganz gleich gegen wen, so lange führen, bis die Sicherheit des Reiches und seiner Rechte gewährleistet sind . . . Wenn ich diese Wehrmacht aufrief, und wenn ich nun vom deutschen Volk Opfer, und wenn notwendig, alle Opfer fordere, dann habe ich ein Recht dazu, denn auch ich selbst bin heute genau so bereit, wie ich es früher war, jedes persönliche Opfer zu bringen! Ich verlange von keinem deutschen Mann etwas anderes, als was ich selber über vier Jahre lang bereit war, jederzeit zu tun . . . Sollte mir in diesem Kampf etwas zustoßen, dann ist mein erster Nachfolger Parteigenosse Göring. Sollte Parteigenosse Göring etwas zustoßen, dann ist sein Nachfolger Parteigenosse Hess . . . Für den Fall, daß auch Parteigenosse Hess etwas zustoßen sollte, werde ich durch Gesetz nunmehr den Senat berufen, der dann den Würdigsten, d. h. den Tapfersten aus seiner Mitte wählen soll . . . Ein Wort habe ich nie kennengelernt, es heißt: Kapitulation! Wenn irgend jemand aber meint,

---

* Es muß richtig heißen: Seit 4.45 Uhr . . .

daß wir vielleicht einer schweren Zeit entgegengehen, so möchte ich bitten, zu bedenken, daß einst ein Preußenkönig mit einem lächerlich kleinen Staat einer der größten Koalitionen gegenübertrat und in drei Kämpfen am Ende doch erfolgreich bestand, weil er jenes gläubige, starke Herz besaß, das auch wir in dieser Zeit benötigen. Der Umwelt aber möchte ich versichern: Ein November 1918 wird sich niemals mehr in der deutschen Geschichte wiederholen!«*

Mit dem Sonderzug »Amerika« als Führerhauptquartier, dessen Schutz dem erst ein paar Tage zuvor zum General beförderten und als Kommandant des Führerhauptquartiers eingesetzten Erwin Rommel anvertraut worden war, ging es am 3. September von Berlin nach Polzin, am 4. September von dort nach Plienitz und am 5. September von da aus zum Truppenübungsplatz Groß-Born in Pommern, von wo aus Hitler den Feldzug bis zum 8. September verfolgte. Rommel, den Hitler besonders mochte, war als Kommandant des Hauptquartiers und Kommandeur des 16 Offiziere, 93 Unteroffiziere und 274 Mannschaften umfassenden Begleitbataillons für die Sicherheit des Führers auch außerhalb des Sonderzuges verantwortlich, wenn Hitler Frontbesuche machte. Hitler gestattete ihm, an Lagebesprechungen teilzunehmen, lud ihn zum Essen ein und gab ihm Informationen, die ihn als besonders bevorzugt erscheinen ließen. Er erklärte ihm das Zusammenwirken von Panzern, Sturmtruppen und Sturzkampfbombern und

---

* DNB-Text vom 1. 9. 1939

machte ihm klar, daß schnelle Siege den Feind hindern müßten, ihm, Hitler, die Strategie und Taktik abzuschauen. Ich hatte den Eindruck, daß Rommel jedes Wort des Führers gierig in sich aufsog.
Hitler tat, als befände er sich in einem Manöver. Mit einem Panzerspähwagen fuhr er, wenn er sich zur Front begab, fast täglich durch Wälder und andere unübersichtliche Gebiete, in denen überall noch polnische Scharfschützen in ihren Verstecken saßen. Einmal trafen wir bei der Durchfahrt durch ein Waldstück an der Weichsel auf eine 20 Minuten zuvor von polnischen Soldaten niedergemetzelte deutsche Sanitätskolonne. Hitler wurde zornig und murmelte: »Das werdet ihr büßen!« Angst kannte er auch jetzt nicht. Er unterhielt sich mit den Landsern, erzählte von seinen Erlebnissen, die er als Frontsoldat während des Ersten Weltkrieges gehabt hatte, und genoß es, wenn die kämpfende Truppe hoffnungsvoll und stolz zu ihm aufblickte. Demonstrativ aß er mit den Soldaten aus den Feldküchen und empfahl den Gauleitern, sich künftig an sein Beispiel zu halten. Während einer unserer ersten Frontfahrten meinte einer der Generale, dem offenbar Hitlers Zuversicht mißfiel, daß dieser Feldzug doch ein Abenteuer sei, worauf Hitler ihn ernst anblickte und nur sagte: »Sind Sie beruhigt. Die Abenteuer haben wir hinter uns.« Am Abend jedoch, als ich alleine bei ihm war, meinte er: »Es muß nur alles schnell gehen, möglichst schnell. Der Gegner muß in kürzester Zeit auf den Knien liegen. Dann wird keiner mehr Gelegenheit bekommen, von Abenteuern zu reden.« Immer wieder ließ er sich berichten, wie es im



15 *Hitler in Schloß Klessheim bei Salzburg.*
Von rechts: Staatssekretär Meissner, Ribbentrop, Hewel, Hitler, Linge, Albert Bormann



16 *Hitler in Schloß Klessheim bei Salzburg. Links Admiral von Horthy, rechts Albert Bormann. Zwischen Horthy und Hitler Linge*

Westen stünde. Die Angst vor einem Zweifrontenkrieg bedrängte ihn mehr als er zugeben wollte. Anders Rommel, der schon vor dem 1. September meinte, daß alles in vierzehn Tagen vorbei sein würde. Als sicher schien, daß die Engländer und Franzosen auch weiterhin stillhalten würden, stellte Hitler – mit einem Hinweis auf die Existenz des Westwalls – befriedigt fest, daß seine Voraussagen eingetroffen seien. »Die Engländer und Franzosen«, sagte er mit einem Seitenhieb auf Hewel, der ihm am 27. August erklärt hatte, er sei fest überzeugt, daß die Engländer im Falle eines deutschen Angriffs auf Polen in den Krieg eintreten würden, »haben noch vom Weltkrieg genug. Wer befürchtet, daß sie ernsthaft für Polen eintreten und sich an ihre Bündnisverpflichtungen halten, hat aus der Geschichte nichts gelernt.« Ungeduldig und innerlich gespannt wartete er am 19. September im Hauptquartier im Seebad Zoppot auf seinen Einzug in Danzig, um das es anfänglich nach außen hin besonders gegangen war. Und als es dann soweit war, am 19. September kurz nach 16 Uhr, saß ich wie immer hinter ihm. Der unbeschreibliche Jubel der Danziger machte Gespräche im offenen Auto unmöglich und ließ Hitler den dürren 1. September in Berlin vergessen. Ich hatte einen Logenplatz in der Geschichte – und blieb auf ihm sitzen, bis er zusammenbrach. Was Hitler in Danzig entgegenschlug, übertraf alles das, was er bis dahin erlebt hatte, die triumphalen Einzüge in Linz und Wien eingeschlossen. Im nur schrittweise vorankommenden Wagen stehend, dankte er der vom Freudentaumel trunkenen Bevölkerung, die ihn mit Blumensträußchen ge-

radezu bombardierte. Wenn ich mir die Tränen der Rührung und Ergriffenheit aus den Augen wischte, tat ich, als hätte mich einer der Sträuße getroffen, obwohl jeder – außer Hitler – mit seinen Tränen kämpfte. Hitler wirkte angerührt, sonst aber undurchsichtig. Vor dem »Artushof« in Danzig erwarteten Hitler der Danziger Gauleiter Forster und einige Danziger Parteifunktionäre, Keitel, von Ribbentrop, Lammers, Himmler, Dr. Dietrich, Bormann und Hitlers Adjutanten. In seiner Rede, die er hier hielt, sprach er vom siegreichen Feldzug der 18 Tage, obwohl Warschau noch nicht gefallen war und auch auf der Halbinsel Hela noch gekämpft wurde. Wörtlich erklärte er unter anderem: »So haben wir Polen in knapp 18 Tagen zusammengeschlagen und damit jenen Zustand herbeigeführt, der es vielleicht ermöglicht, in Vernunft und Ruhe dereinst mit Vertretern dieses Volkes sprechen zu können. Unterdessen hat Rußland sich veranlaßt gesehen, auch seinerseits zum Schutz der Interessen weißrussischer und ukrainischer Volksteile in Polen einzumarschieren. Wir erleben nun, daß man in England und in Frankreich in diesem Zusammengehen Deutschlands und Rußlands ein ungeheuerliches Verbrechen sieht, ja ein Engländer schreibt: das sei eine Perfidie. Die Engländer müssen es ja nun wissen! Ich glaube, die Perfidie sieht man in England darin, daß der Versuch des Zusammengehens des demokratischen Englands mit dem bolschewistischen Rußland mißlang, während umgekehrt der Versuch des nationalsozialistischen Deutschlands mit dem bolschewistischen Rußland gelungen ist. Ich möchte hier gleich eine Auf-

klärung geben: Rußland bleibt das, was es ist, und auch Deutschland wird das bleiben, was es ist. Über eines allerdings sind sich beide Regime klar: Weder das russische, noch das deutsche Regime wollen auch nur einen Mann für die Interessen der westlichen Demokratien opfern. Die Lehre von vier Kriegsjahren genügt für beide Staaten und für beide Völker.«*

Später, als Hitlers Sicherheit wieder zurückgekehrt war und er sich in guter Laune befand, fragte ich ihn, wieso er 1939 in Danzig denn den Tatsachen zum Trotz von dem Sieg in 18 Tagen gesprochen habe. Seine Erklärungen waren nicht nur aufschlußreich, sondern auch plausibel: Am 17. September seien, den gemeinsamen Vereinbarungen entsprechend, die Russen in Polen einmarschiert, das bereits vernichtend geschlagen gewesen sei. Ihnen, den Sowjets, sollte aus politischen und propagandistischen Erwägungen kein Siegesruhm zufallen. Im übrigen habe er, wie er vielsagend lächelnd ergänzte, doch auch »deutlich« gesagt: »Ich möchte hier gleich eine Aufklärung geben: Rußland bleibt das, was es ist, und auch Deutschland wird das bleiben, was es ist.«

Vom Kasino-Hotel in Zoppot, wo das Hauptquartier eingerichtet war, besichtigte Hitler die Halbinsel Hela, wo die Polen noch Anfang Oktober hartnäckigen Widerstand leisteten. Am meisten interessierte ihn hier, wie unsere Schiffsartillerie und die Bomben der Stukas gewirkt hatten. Ich kam mir vor, als ginge ich durch einen abgeholzten Wald. Daß der größte Teil unserer

---

* DNB-Text vom 19. 9. 1939

Städte und nahezu ganz Europa ein paar Jahre später ebenso aussehen und dieser Krieg als Zweiter Weltkrieg sechs Jahre dauern und mehr als 40 Millionen Menschen das Leben kosten würde, konnte ich nicht ahnen. Eine solche Vorstellung wäre mir zu der Zeit jedoch auch unmöglich erschienen. Wir hatten das Saargebiet und das Memelgebiet, das Sudetenland und Österreich ohne ernsthaften Widerspruch ins Reich »einverleibt« und Polen jetzt in weniger als drei Wochen niedergeworfen, und seine Verbündeten, die Briten und Franzosen, sahen wie gelähmt zu. Und sollte es doch anders kommen, das letzte Bataillon auf dem Schlachtfeld, und davon war ich angesichts der Erfolge Hitlers fest überzeugt, würde ein deutsches sein.

Als wir nach Gdingen fuhren, das die Polen am längsten verteidigt hatten, kam es zu einem Eklat. Bormann und Rommel maßen ihre Kräfte. Hitler, dem alles zu langsam ging, befahl dem Fahrer, eine schmale und ziemlich steil abfallende Straße zum Hafenbecken hinunterzufahren, was besonders problematisch war, weil ihm die Begleitwagen folgen mußten. Rommel, der dies erkannte, stellte sich kurzerhand auf die Straße und brüllte wie ein Feldwebel: »Nur der Führer und ein Begleitwagen fährt hier runter. Alle anderen warten hier!« Als wir anfuhren und ich mich umblickte, sah ich, daß sich auch der dritte Wagen in Bewegung setzte, in dem der wild in Richtung Rommel gestikulierende Bormann saß. Ich kannte Bormann und Rommel, die beide sture, ehrgeizige und machtbesessene Dickköpfe waren, die nicht als Gegner aufeinandertreffen durften. Hier geschah es jedoch –

unmittelbar hinter dem Rücken Hitlers, der erst von Bormann erfuhr, was vorgefallen war. Rommel hatte ihm den Weg versperrt und nach Bormanns Angaben »respektlos« und brüsk erklärt: »Stehenbleiben. Ich befehle es als Kommandant des Führerhauptquartiers. Das hier ist kein Kindergartenausflug. Tun Sie gefälligst, was ich befohlen habe.« Zu Bormanns Enttäuschung sagte Hitler nur: »Nein, ein Kindergartenausflug ist das nicht!« Mich, der mit Bormanns Eigenheiten und Intrigen-Politik seit Jahren vertraut war, beschlich die böse Ahnung, daß Bormann auf Rache sinnen würde. Fünf Jahre später, nahezu auf den Tag genau, bekam er sie. Rommels Selbstmord wurde auch auf seinem Tisch entschieden.

Rommels forsches Auftreten und seine Bevorzugung durch Hitler hinterließen nicht nur bei Bormann gravierende Spuren. Auch Oberst Rudolf Schmundt, der Chefadjutant, fühlte sich zurückgesetzt und zeigte dies relativ offen – und sagte es auch Hitler. Doch der hatte an dem mittelgroßen badischen General mit dem Pour le mérite, den er im Ersten Weltkrieg verliehen bekommen hatte, ganz offensichtlich einen Narren gefressen. Kaum daß Warschau gefallen war, gab er ihm den Befehl, für den 5. Oktober dort die Siegesparade vorzubereiten, ein Auftrag, wie ein General ihn sich nur erträumen konnte. Und dann, am 5. Oktober 1939, einem herrlichen Sonnentag, durfte er unmittelbar vor der Tribüne Hitlers stehen, was ihn automatisch ins Zentrum der in alle Welt gelangenden Bildberichte rückte, die über Hitlers großen Triumph berichteten. Doch unter der Decke, das

heißt in Hitlers nächster Umgebung, war klar, daß sich Wasser im Wein befand. So war beispielsweise Dr. Karl Brandt, Hitlers Begleitarzt, am Tage zuvor aus Münster zurückgekehrt, wo er mit Kardinal Clemens August Graf von Galen über die Judenfrage, über die Volksmeinung zum Krieg und über die Stimmung in der Bevölkerung ganz allgemein gesprochen hatte. Brandt, den die Amerikaner nach dem Kriege infolge eines Urteils des ersten Nürnberger Nachfolgeprozesses in Landsberg am Lech henkten, war betroffen aus Münster zurückgekehrt. Der Kardinal hatte ihn, den Hitler bei Kriegsbeginn mit der Durchführung der Euthanasie, der Tötung »unwerten Lebens«, beauftragt hatte, tief beeindruckt, was er nicht zu verbergen vermochte. »Mein Gott«, sagte er, »wenn ich dem Führer melde, was der Kardinal mir alles gesagt hat, sind der Kardinal und ich morgen im KZ.« Obwohl ich fest an die Richtigkeit der Entscheidungen des Führers glaubte, begannen sich erstmals in mir Zweifel zu regen; denn Karl Brandt war, was ich immer wieder bestätigt bekam, ein kluger und verantwortungsbewußter Arzt, der nicht zuerst »Nazi«, sondern Arzt war. Er war kein Karrierist, keiner von denen, die um jeden Preis »etwas werden wollten«, sondern ein Mediziner, zu dem jedermann Vertrauen haben konnte. Wie oft habe ich ihn, der sich nach außen hin so heroisch soldatisch gab, bedrückt grübelnd gesehen, und wie oft hat er mir gegenüber zerknirscht angedeutet: »Linge, der Führer umgibt sich mit falschen Leuten; aber behalten Sie das für sich.« Da ich allerdings geradezu täglich erlebte, wie affektgeladen er sich an Hitlers Leibarzt

Morell rieb, der positionsmäßig über ihm stand, nahm ich derartige Äußerungen, die ich nicht zuletzt auch für Folgen eines nicht zu übersehenden Konkurrenzneids hielt, nicht für so wichtig, daß ich sie unbedingt an Hitler hätte weitergeben müssen. Brandt, der seit dem 1. September 1939 für die Euthanasie verantwortlich war, schwieg in dieser Sache gegenüber Hitler und gab sich »öffentlich« nicht nur zufrieden, sondern sogar »begeistert«. Wieso also hätte ich »eingreifen« sollen? Die Tatsache, daß ich mich bildungsmäßig nach dem Chirurgen Brandt einordnen mußte, dem ich mehr Urteils- und Einsichtsfähigkeiten als mir zutraute, erleichterte mir diese Entscheidung darüber hinaus so, daß ich selbst auch die mir von Brandt spontan mitgeteilten Bedenken anders als zuerst sehen zu können meinte. Da ich jedoch, anders als Brandt, nicht in der Lage war, wie ein versierter Schauspieler etwas vorzutäuschen, druckste ich meist hilflos herum, wenn ich in diesen Tagen von demonstrativ Zuversicht ausstrahlenden Ministern und Gauleitern, die zum Führer kamen, gefragt wurde, wieso ich denn, »stets drei Schritte hinter oder neben dem Führer stehend«, plötzlich ein so »sauertöpfisches« Gesicht machte, wo alles doch »so großartig« liefe. Von Hitler inzwischen nicht nur gravierend beeinflußt, sondern auch in totalen und kritiklosen Gehorsam genommen, gab es für mich nur noch diese Entscheidung: Meine Position erlaubt mir nicht, persönliche Bedenken zur Maxime meines Auftretens zu machen. Und dabei beließ ich es dann auch bis zum bitteren Ende. Ich konnte und durfte mir unter gar keinen Umständen lei-

sten, mein Tun womöglich von irgendwelchen Entscheidungen Hitlers abhängig zu machen, dem ich als ein ihm ganz besonders verpflichteter Untergebener geschworen hatte, mit meinem Leben jederzeit und unter allen Voraussetzungen für ihn einzustehen.
Am 26. September, »der Krieg war ja nun zu Ende«, ging's dann wieder mit dem »Führerzug« nach Berlin zurück. Am Tage danach waren wir jedoch schon wieder unterwegs, in Wilhelmshaven, wo Hitler mit von Brauchitsch, Halder, Dönitz und einigen anderen Militärs konferierte. Doch danach blieben wir zunächst bis zum 7. November und nach kurzen Unterbrechungen vom 7., 8., 11., 24., 25. und 26. November schließlich bis zum 19. Dezember ununterbrochen in der Reichshauptstadt, wo Hitler ausgerechnet am Tage der Abfahrt von maßgeblichen Militärs mit Meldungen konfrontiert wurde, die ihn schwer enttäuschten und verärgerten. Es war, besonders vom Oberbefehlshaber des Heeres von Brauchitsch behauptet, von Auflösungserscheinungen der Truppe, von Meuterei, illegalen Erschießungen und Sabotageakten die Rede, was sich schließlich jedoch als maßlose Übertreibung herausstellte, doch Hitler wurde seines Sieges nicht froh. Er schimpfte auf »die Herren vom Heer« und machte aus seiner »berechtigten Sympathie für die SS«, wie er sich ausdrückte, kein Hehl. In dieser Zeit wünschte ich mehr als in den »18 Tagen« des September, daß es genug sein möge mit dem Krieg. Ich sah, wie Hitler sich mit Zweifeln plagte, wie sein Mißtrauen gegen die Militärs nicht zur Ruhe kam und immer wieder angefacht wurde und wie er sich bemühte, dies

nach außen hin zu leugnen. Wäre bei uns nicht alles so dicht gewesen, wären Einzelheiten zur Truppe, zum Feind und nach außen in die Bevölkerung gedrungen, hätte Hitler es sehr schwer gehabt, den Krieg fortzusetzen. Das Elser-Attentat vom 8. November im Münchener Bürgerbräukeller*, die Tat eines Einzelgängers, konnte durchaus als Ausdruck eines Teiles der Volksmeinung angesehen werden. Und eben deshalb wollten auch weder Hitler noch Himmler glauben, daß Elser keine Hintermänner hatte, für die er nur ein Werkzeug gewesen sei. So enttäuscht wie Hitler, so enttäuscht war auch eine junge Engländerin, die in einer Münchener Klinik lag. Sie, Unity Mitford**, hatte sich am Tage der englischen Kriegserklärung an das Reich eine Kugel in den Kopf schießen wollen und sich dabei schwer verletzt. Hitler, der sie vor Kriegsbeginn gern und oft getroffen hatte, war am 8. November, ein paar Stunden vor seiner Rede im Bürgerbräukeller, zu ihr ans Krankenbett gegangen, hatte sie getröstet und unmittelbar danach angeordnet, sie so bald als möglich über die Schweiz nach England »abzuschieben«. So leid ihm die hübsche und charmante Blondine tat, die ihn abgöttisch liebte, so konsequent war er jetzt. »Es ist Krieg«, sagte er, »alles andere hat zurückzutreten.« Einen Monat später, am 6. Dezember, besuchte er Feldmarschall von Mackensen, um ihm zum 90. Geburtstag zu gratulieren und ihm ein wertvolles Reitergemälde zu schenken. Er

* Vgl. S. 28ff.
** Sie starb rund 30 Jahre später

freute sich darauf, dem greisen Marschall, von dem er wußte, daß er ihm sehr gewogen war, zu begegnen. Aufrecht stehend begrüßte Mackensen den Obersten Kriegsherrn und zeigte ihm die vielen Geschenke, unter denen sich auch ein Bild von Kaiser Wilhelm II. mit einer persönlichen Widmung befand. Der uralte Feldherr hatte sich für den Führer-Besuch wie zu einer Revue-Parade herrichten lassen. Wenn ich mich nicht täuschte, war er sogar geschminkt. Er unterhielt sich mit Hitler über den Polenfeldzug und über die alte Armee und sagte mit bebender Stimme und Tränen in den Augen: »Mein großer Führer, wenn ich ein paar Jahre jünger wäre, stünde ich Ihnen zur Verfügung.« Hitler lud sich auf, tankte Zuversicht und Energie. Ein ergreifender Anblick bot sich den Begleitern und Gästen Mackensens: Der legendäre Greis verneigte sich vor dem fünfzigjährigen Hitler, redete ihn mit »mein großer Führer« an, beschwor ihn, die deutsche Wehrmacht weiterhin zu Ruhm und Ehre zu führen und erklärte mit erregt zitternder Stimme: »Mein großer Führer, stolpern Sie nicht über Zwirnsfäden wie Belgien und Holland. Die müssen überrannt werden.« Als wir zurückfuhren, meinte Hitler nachdenklich: »Schade, daß er zu alt ist. Das wäre ein Vorbild für unsere schwächlichen und ängstlichen Militärs.« Mackensen war ein Mann nach seinem Geschmack.
Zur Zeit des Polenfeldzuges bemerkte Hitler gelegentlich, daß bereits der während der Fahrten durchs Land gewonnene Augenschein dazu zwinge, auch in Polen als nunmehrigem deutschem Einflußgebiet die Judenfrage

zu lösen, sobald dies möglich sei. Obwohl die Juden in Polen keinen besonders großen Einfluß auf die Politik ausgeübt hätten, wäre es notwendig, in dieser Hinsicht konsequenter durchzugreifen, als es nach den Nürnberger Gesetzen im Reich geschehen sei. Mit den in Vorbereitung befindlichen Gettos in Lublin und Lodz allein sei es nicht getan. So weit hatte er vorher offensichtlich nicht geplant, vermutlich noch nicht einmal gedacht; denn in seinen Unterhaltungen mit dem stellvertretenden Danziger Gauleiter Arthur Greiser und dem Gauleiter Albert Forster vertraten weder er noch sie einheitliche Auffassungen. Er meinte zwar, daß der Franke Forster im Gegensatz zu Greiser zu weich sei, die Polen nicht kenne und die politisch naive »Heeres-Vorstellung über eine nötige milde Polen-Politik« verfechte, aber er vertraue auf Greiser und vor allem auf Heinrich Himmler, der zunächst einmal einen sehr scharfen und rigorosen Polizeiführer in Danzig einsetzen müsse. Einmal – Baldur von Schirach, Hermann Esser, Dr. Dietrich, der Münchener Gauleiter Adolf Wagner und Wilhelm Murr, der Gauleiter und Reichsstatthalter von Württemberg, waren Hitlers Gäste – erzählte er, daß er den Engländern 1937 vorgeschlagen habe, ihnen die 600000 deutschen Juden als Arbeitskräfte für Palästina zu verkaufen. Ihm habe damals vorgeschwebt, erklärte er, auf diese Weise die Juden aus dem Reich zu entfernen und dabei mit London noch ein Geschäft zu machen, aber er sei damit, wie er lachend sagte, »bei den Vettern da drüben schlecht angekommen«. Sie hätten die Juden nicht gewollt. Gelächter machte sich breit, als er in dem

Zusammenhang schließlich noch von einer Äußerung Stalins berichtete, der Ribbentrop bei den Verhandlungen über die Einfluß-Zonen in Moskau diplomatisch und raffiniert geraten hätte, auf das Suwalki-Gebiet als Abgrenzung für Ostpreußen zu verzichten, da dort »unheimlich viele Juden« lebten, was dem Führer ganz gewiß nicht behagen würde.
Da der biologische Antisemitismus einer der tragenden Aspekte des Nationalsozialismus war, was nicht nur jeder Deutsche spätestens zwischen 1933 und 1939 auf irgendeine Weise mit Gewißheit erfahren hatte, auch ohne Hitlers »Mein Kampf« oder den »Stürmer« gelesen zu haben, konnten derartige Hitler-Äußerungen am allerwenigsten bei uns Überraschung auslösen. Im Gegenteil. Über die Sondervollmachten Himmlers allerdings wußte auch ich, der eigentlich mehr hätte wissen müssen, im Detail so wenig wie die Militärs. Hitlers Fähigkeit, Geheimnisse konsequent zu wahren, war beispiellos. Niemand erfuhr mehr, als er in einer bestimmten Situation unbedingt erfahren mußte, und niemand war dabei ausgenommen: weder Bormann, Himmler und Göring noch Eva Braun. Vielleicht war dies nur möglich, weil Hitler tatsächlich keinen Freund im herkömmlichen Sinne hatte.
Da Hitler mit einem Teil der Militärs äußerst unzufrieden war, erwog er vorübergehend, noch einmal den Weltkriegsveteran Ludendorff einzuspannen, der mit ihm am 9. November 1923 zur Feldherrnhalle marschiert und im späteren Hitler-Ludendorff-Prozeß freigesprochen worden war. Er besuchte den bärbeißigen

General in München und trug ihm seine Pläne vor. Umsonst. Mathilde Ludendorff war gegen Hitler eingestellt, und so ließ Ludendorff den Führer abblitzen. Hitler ärgerte sich über seinen »Canossa-Gang«, wie er sagte. Nachdenklich meinte er: »Ich hätte an ein Wort Dietrich Eckarts denken sollen, bevor ich zu Ludendorff ging.« Eckart habe ihm, so erzählte er, 1923 einmal gesagt: »Adolf, so sieht kein Genie aus.« So suchte er weiter nach »Genies« und mehr noch nach Draufgängern in Generalsuniform. Querelen mit von Brauchitsch, dem Oberbefehlshaber des Heeres, von dem Hitler sich Anfang November hatte trennen wollen, bestärkten seine Auffassung, daß die Militärs von Politik nichts verstünden und den Krieg nicht wollten. »Am liebsten«, sagte er, würde er »den ganzen Generalstab ausräuchern«. Die Leute, bemerkte er verärgert, verwechselten eine Armee mit einer Heilsarmee, und niemand im Volk oder beim Feind könne ahnen, wie schwer er es habe, »mit diesen Leuten diesen Krieg zu führen«. Geradezu bestürzt reagierten die Wehrmachtsgenerale, als sie in der letzten November-Woche erfuhren, daß aus dem erhofften Separatvertrag mit einer polnischen Regierung nichts würde und der Führer die feste Absicht habe, noch vor Weihnachten im Westen zum Angriff anzutreten. Er wolle nicht warten, bemerkte er bissig, bis sich der Defätismus der Generale auf die Truppe übertragen habe. Langes Nichtstun, meinte er, mache kriegsmüde und lasse die Truppe verludern. Hinweise auf Schwierigkeiten infolge der Winterwitterung tat er mit der Belehrung ab, daß die Technik »über den Winter siegen«

werde. In dieser Zeit zerbrach er sich unentwegt den Kopf über die Frage, wen er an die Stelle von Brauchitschs setzen solle. Eugen Ritter von Schobert, Heinz Guderian und Walter von Reichenau waren im Gespräch; aber keiner paßte Hitler, der sich nun auch noch besonders darüber ärgerte, daß die im September 1939 aufgestellte (und im Februar 1942 in die Waffen-SS überführte) SS-Polizeidivision Divisions-Pfarrer wünschte. »Die Divisions-Pfarrer«, sagte er, »sollten besser als Divisions-Fahrer eingesetzt« werden. Es fehle gerade noch, daß nun auch noch die SS mit Pfarrern ankomme. Bormann nutzte diese Stimmung und schlug eifrig vor, in der Truppe das Singen von Kirchenliedern grundsätzlich zu verbieten, wenn der Führer anwesend sei. Da Weihnachten vor der Tür stand, monologisierte Hitler über Weihnachten und über Kirchenlieder, die er im Gegensatz zu Bormann als schön und erbaulich beurteilte. Bormann sei, und das mußte Bormann sich anhören, ein Banause, der gar nicht wisse, worüber er rede. »Was gibt es denn Schöneres«, fragte er, »als ›Stille Nacht, heilige Nacht‹?« Wer so etwas verbieten wolle, versündige sich an der Kultur und solle sich schämen. Bormann tat es sichtlich. Sein verdattertes Gesicht verriet deutlich, wie sehr er sich ärgerte, so sehr ins Fettnäpfchen getreten zu sein.
Die Weihnachtsfeiertage gingen vorüber, ohne daß der Feldzug im Westen begonnen worden war*. Hitler war

* Der Angriff im Westen war ursprünglich auf den 12. 11. 1939 festgesetzt worden.

am 23. Dezember zum Fliegerhorst Limburg, nach Montabaur zum Regiment »Großdeutschland« und zur SS-Leibstandarte gefahren, so daß auch ich nicht zur Familie nach Hause durfte. Am 24. Dezember besuchten wir – ebenfalls zu Weihnachtsfeiern – verschiedene Truppenteile in der Umgebung von Saarbrücken und fuhren am nächsten Tag nach Speyerdorf und Steinheim, wo das Infanterie-Regiment List lag. Von dort ging es am zweiten Feiertag nach Berlin und am 30. Dezember schließlich nach München. Am letzten Jahrestag waren wir in Berchtesgaden, wo Hitler mit Eva Braun Silvester feiern und das erste Kriegsjahr beschließen wollte.
Dann, am 1. März 1940, erschien der amerikanische Unterstaatssekretär Sumner Welles, der in Rom gewesen war und nach Gesprächen mit dem Führer und Ribbentrop nach Paris und London und von da aus noch einmal nach Rom reisen wollte, um mit den jeweiligen Staatsmännern die »Möglichkeiten eines dauernden und sicheren Friedens in Europa« zu erörtern. Hitler ärgerte sich über den Welles-Besuch und bezeichnete ihn als einen unverschämten Versuch des US-Präsidenten Franklin Delano Roosevelt, ihn, den Führer, zu bevormunden. Dennoch empfing er ihn am 2. März in Berlin in Anwesenheit Otto Meissners, Ribbentrops und des amerikanischen Geschäftsträgers Alexander Kirk. Nachdem Welles die Reichskanzlei verlassen hatte, wirkte Hitler wie jemand, der einen Sieg errungen hat und am Stammtisch sagte, »dem hab' ich's aber gegeben«. Nach Meissners Berichten ist Hitler »groß in Form« gewesen. Er habe dem Amerikaner vor allem

»klar gemacht«, daß nicht Deutschland den Engländern und Franzosen den Krieg erklärt habe, sondern daß umgekehrt sie es gewesen seien, die für die derzeitige Lage verantwortlich wären. Sein und des Reiches Kriegsziel sei der Frieden, solle er, Welles, seinem Präsidenten ausrichten. Sumner Welles, der eingangs betont habe, nicht befugt zu sein, im Namen der USA irgendwelche Vorschläge zu machen oder Verbindlichkeiten einzugehen, sei von den Ausführungen des Führers sehr beeindruckt gewesen und habe sich »für die offene und freimütige Art« bedankt, in der Hitler mit ihm gesprochen hätte.* Hitler, der den Militärs untersagte, sich mit dem »raffinierten Fuchs« Welles zu treffen, war überzeugt, daß der Amerikaner verstanden habe, daß er, Hitler, sich nicht in seine Politik hineinreden lasse und weiterhin tun werde, was er für richtig hielte, nachdem der Westen seine Vorschläge zu einer »friedlichen« Regelung zurückgewiesen hätte. Am Tage zuvor, am 1. März 1940, als Welles mit Ribbentrop sprach, hatte er die Weisung »Fall Weserübung« unterschrieben, die die Besetzung Dänemarks und Norwegens regelte.** Er machte weiter, wie er es dem amerikanischen Unterstaatssekretär – nach seinen eigenen Worten – versichert hatte.

---

* Zur Unterredung Hitlers mit Sumner Welles vgl. Hillgruber, Andreas: Staatsmänner und Diplomaten bei Hitler. Frankfurt/M. 1967, S. 68 ff.

** Text der Weisung in: Hitlers Weisungen für die Kriegsführung. Hrsg. Walther Hubatsch. Frankfurt/M. 1965, S. 54 ff.

17 *Hitler besichtigt 1942 das Kraftwagenwerk in Steyr mit Gauleiter Eigruber (links neben Hitler). Hinter Hitler Linge*

18 *Hitler besichtigt das Kraftwagenwerk in Steyr mit Gauleiter Eigruber 1942. Links neben Hitler im Wagen stehend Linge*



19 *Im Führerhauptquartier Wolfsschanze 1942. Bestimmung der Sitzordnung. Von links: Albert Bormann, Linge, Hitler, Albert Speer*

Raeder habe ihn, sagte Hitler, auf die überaus negativen Folgen einer Besetzung Norwegens durch die Engländer aufmerksam gemacht und ihm bald danach mitgeteilt, daß in London offensichtlich eine solche Aktion vorbereitet werde. Er wirkte besonders nachdenklich. Der Verlust der norwegischen Erze mußte die Kriegsindustrie empfindlich treffen. So entschied Hitler sich, den Engländern in letzter Minute zuvorzukommen. Als ihre Schiffe auslaufen wollten, war unsere Marine am 9. April bereits »vor Ort«. Vorausgegangen waren Besprechungen in der alten Reichskanzlei. Hitler hatte den General von Falkenhorst beauftragt, schnellstens die Aufmarschpläne fertigzustellen. Für die Festsetzung des Landungstermins wurde ein Metereologe hinzugezogen, der die Wetterprognosen für das nordische Gebiet zu stellen hatte, ohne daß er jedoch erfuhr, um welches Gebiet es sich handelte. Hitler befand sich in höchster Spannung. Er sagte: »Norwegen darf niemals der Flugzeugträger Englands werden.« Immer wieder verließ er die Lagebesprechungen und ging in sein Arbeitszimmer, wo er Konfekt zu sich nahm. Als ich ihn fragte, ob er Hunger habe, meinte er: »Konfekt ist für mich die wirksamste Nervennahrung.« Jetzt, wo es sich darum handelte, den Zeitpunkt des Angriffs zu bestimmen, war ihm nicht wohl. Die Verhältnisse, d. h. die drohende englische Invasion, drängten ihn, der Entscheidungen so gern vor sich herschob. Er mußte handeln, wenn er nicht zu spät kommen wollte.

Als die deutsche Flotte dann mit den Landungstruppen auf See war, kam die Nachricht, daß auch die englische

Flotte in Richtung Norwegen ausgelaufen sei. Hitler war äußerst gereizt und nervös und rechnete mit einer Seeschlacht, die jedoch ausblieb. Die britische Flotte kehrte um. Hitler, der sich in dieser Situation besonders auf Alfred Jodl zu stützen schien, hatte wieder einmal Glück gehabt. Er, den ich niemals zuvor in einer so miserablen Verfassung erlebt hatte, war sichtlich erleichtert und sagte nach dieser erlösenden Meldung: »Das Glück ist mit uns. Schnelle Entschlüsse überraschen den Gegner und verbürgen meist den Erfolg.« Als es kleineren englischen Einheiten später gelang, in den Fjorden zu landen, wurden sie von deutschen Soldaten überrumpelt. In ihrem Gepäck führten sie Reglements mit, die ihnen in pedantischer Gründlichkeit geradezu jeden Schritt an Land vorschrieben. Hitler, der seine alte Sicherheit rasch wieder zurückgewonnen hatte, amüsierte sich nach der Lektüre der englischen Anweisungen und meinte, die Engländer, die in ihrem Gepäck allerlei Sportausrüstungen mitführten, hatten wohl vor, mit »uns ein Sportfest zu veranstalten«. Daß sie es nicht beabsichtigt hatten, erfuhren wir bald. In Narvik wurde hart gekämpft. Unsere Truppen unter Eduard Dietl, der Norwegen drastisch den »Arsch der Welt« nannte, sahen sich schließlich so in die Enge getrieben, daß Hitler erwog, sie über Schweden »entkommen« zu lassen. Derartige Gedanken wären später bei ihm geradezu unmöglich gewesen. In dieser Phase des Krieges war nicht er es, der das »Durchhalten« erzwang, sondern die Militärs waren es, allen voran wohl Alfred Jodl. Wenn Hitler sich auch die größte Mühe gab, vor den Militärs seinen »Schwächean-

fall«, wie er es später einmal nannte, zu verbergen, gestand er ihn offen und ungeschminkt ein, als er mit mir allein war. Ich konnte ihm nicht als »Opposition« erscheinen, und sein Eingeständnis eigener Mängel und Schwächen ließ sich nicht als zusätzliche Schwäche auslegen. Im Gegenteil. So kam ich mir mit zunehmender Dauer des Krieges manchmal wie ein Beichtvater vor, der allerdings nur zuhören durfte.

In den ersten Mai-Tagen 1940 erhielt ich von Hitler den Auftrag, für den 9. Mai unsere »Siebensachen« für eine längere Reise vorzubereiten und stets abrufbereit bei der Hand zu haben. Nachdem er die »Reise« dann abgerufen hatte, ging es am 9. Mai um 16.38 Uhr mit dem Sonderzug zunächst in Richtung Hamburg, was mich unsicher machte. Außer den militärischen Adjutanten hatte Hitler nämlich niemanden über Ziel und Zweck der Reise informiert. Erst von ihnen erfuhr ich, wohin es ging. Doch auch dies geschah erst nach einem im Grunde unwesentlichen Zwischenfall. Unterwegs hatte ich nämlich festgestellt, daß ein Koffer Hitlers zurückgeblieben war. Ich wollte ihn rasch – mit einem Flugzeug oder mit einem der nachkommenden Autos – herbeischaffen lassen und versuchte, dies telefonisch zu veranlassen, doch die militärischen Adjutanten weigerten sich aus Geheimhaltungsgründen, mich telefonieren zu lassen, was es bis dahin noch nicht gegeben hatte. Die Schlußfolgerungen lagen auf der Hand. Hitler befand sich auf dem Weg, die Zwirnsfäden zu beseitigen, von denen von Mackensen an seinem 90. Geburtstag gesprochen hatte. Die Tarnung der Fahrt endete auf halbem

Wege. Die Reise ging nicht weiter nach Hamburg, sondern über Uelzen und Celle nach Münster in der Eifel, wo wir am 10. Mai um 4.25 Uhr eintrafen. Mit einer Autokolonne fuhren wir weiter zu einem kleinen Dorf Rodert, wo das Führerhauptquartier »Felsennest« in einem Erdhügel lag. In die Kuppe des Hügels war ein Stollen getrieben, in dem sich der Bunker Hitlers befand. Alles war primitiv und feldmäßig eingerichtet. Neben dem kleinen Schlafraum Hitlers befand sich ein Arbeitszimmer, das Schießscharten aufwies. Eine »Boxe« in der Größe eines Schlafwagenabteils war für mich vorgesehen. Generaloberst Wilhelm Keitel hauste ähnlich wie ich in Hitlers Nähe. In der Nähe des »Feldherrnhügels«, wie wir den Bunkerhügel tauften, gab es ein kleines Kasino aus Beton, in dem Hitler mit den Offizieren bis Anfang Juni seine Mahlzeiten einzunehmen pflegte. Hitlers Laune glich dem Wetter. Es war eitel Sonnenschein. Die Unsicherheit, die er vor Beginn des Polenfeldzuges und während des Norwegenfeldzuges um sich verbreitet hatte, fehlte jetzt. Das Glück, das ihm bis dahin geradezu verdächtig hold gewesen war, hatte ihn sicher gemacht. Er tat, als stünde ihm wieder nur ein »Blumenkrieg« bevor. Als die ersten deutschen Luftgeschwader über uns hinwegbrausten, strahlte er. Mit leuchtenden Augen blickte er zu ihnen hinauf und lächelte zufrieden. An jedem Morgen begab er sich zur Lagebesprechung in eine in der Nähe liegende Holzbaracke, in der Jodl mit seinem Stab untergebracht war. Auf dem Wege dorthin – er führte durch Waldgelände – glich er einem Sonntagsspaziergänger, der die Natur be-

wundern und sich von seiner Arbeit erholen wollte. Er machte mich auf das Zwitschern der Vögel aufmerksam und belehrte mich über einzelne Vogelarten. »Wer sich so verhält wie er«, dachte ich, »weiß auch jetzt genau, was er tut.« Mir schien, als hätten auch die skeptischen Militärs inzwischen glattere Gesichter bekommen. Immer wieder schüttelten sie staunend ihre Köpfe, wenn Sieges- oder Erfolgsmeldungen eintrafen, die Hitler sichtlich genoß. Zu den Lagebesprechungen, in denen Hitler Vortrag gehalten wurde, wozu er anschließend stets Stellung nahm, erschienen meist von Brauchitsch und der Generalstabschef Halder. Hitler griff nur ein, wenn die militärischen Führer zu keinen übereinstimmenden Entschlüssen gelangten oder aber politische Erwägungen ihm geraten erscheinen ließen, andere Entscheidungen zu treffen. Nach den Lagebesprechungen ging er ins Kasino, wo er auf einer großen Karte die Kampflinien absteckte und mit dicken Pfeilen den Vormarsch der deutschen Truppen einzeichnete. Am 17. Juni boten die Franzosen über Madrid den Waffenstillstand an. Die Skeptiker waren sprachlos, Frankreich, die Niederlande, Luxemburg und Belgien lagen geschlagen am Boden. Hitlers Rechnung war aufgegangen. Genau einen Monat zuvor, am 17. Mai, hatte er seinen ersten Flug »in den Westen« gemacht und in Bastogne Gerd von Rundstedt besucht. Zwölf Tage später begaben wir uns auf die Spuren seiner Vergangenheit in Belgien und Frankreich. Am 29. Mai, 2. Juni und 25. und 26. Juni, fuhren wir zu einigen der Orte, in denen er während des Ersten Weltkrieges als Soldat gewesen war. Am 29. Mai

waren wir in Ardooie in belgisch Flandern. Ernst Schmidt und Max Amann, zwei seiner Kriegskameraden aus jener Zeit, hatte er zu dieser »Exkursion« eingeladen. An den Straßenrändern standen Männer, Frauen und Kinder. Einige wirkten freundlich und riefen »Heil Hitler«. Im Ort hingen Girlanden. Blumen schmückten die Häuser. In Schaufenstern standen Hitler-Bilder. Mich überraschte dieser ungewöhnliche Empfang. Hitler wurde hier wie ein »alter Bekannter« begrüßt, wie einer, der »noch dazu gehört«. An der alten Kirche ließ er halten. Er hatte sie, wie er Amann und Schmidt erinnerte, 1916 und 1917 gezeichnet und gemalt. Eine Zeichnung sei ja noch vorhanden und von Heinrich Hoffmann als Lichtdruck verbreitet worden. Neugierige Einwohner umstanden unsere Autokolonne, als Hitler ausstieg, sich umblickte und allein auf das Gehöft des Bauern Joseph Goethals am Markt 18 zuging, in dem er vor 23 Jahren einquartiert gewesen war. Am Tor standen der einstige Quartiergeber und dessen Ehefrau. Sie redeten mit einander. Worüber sie sprachen, konnte niemand von uns verstehen. Jedenfalls kam Hitler, der keinen Dolmetscher brauchte, sehr nachdenklich zurück.
Was Hitler in diesen Tagen trotz aller großen Erfolge ungewöhnlich sentimental, nachdenklich und »milde« stimmte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Er schwieg grübelnd in sich hinein – oder rühmte Napoleon und einige französische Könige, was ich zuvor aus seinem Munde noch nicht gehört hatte. Von den »vernegerten Franzosen«, von denen er immer nur gesprochen hatte, war nun mit keinem Wort mehr die Rede. Vor-

übergehend änderte sich sein Verhalten zwar nach Besprechungen beispielsweise mit Fedor von Bock, Küchler und Walther von Reichenau am 1. Juni in Brüssel; aber die Grundtendenz blieb. Wie in Ardooie, so reagierte er auch in Fournes, Wavrin und Noÿelles lez Seclin, in den Orten, denen er eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. In Fournes, wo er während des Ersten Weltkrieges in einer Fleischerei untergebracht worden war, ging er mit Amann und Schmidt sogar in die Kammer, in der er als Regimentsmelder geschlafen hatte. Obwohl mir auffiel, daß er sich bei Gesprächen mit Ausländern – anders als gewöhnlich – keines Dolmetschers bediente und sich auch sonst anders als bisher verhielt, machte ich mir über sein Verhalten keine weiteren Gedanken. Ich nahm an, daß der erfolgreiche Feldherr sentimental geworden sei, nachdem er die Stätten seiner – auch von ihm als durchaus nicht gerade aufregenden – militärischen Vergangenheit gesehen hatte. Da sich die Umgebung nirgendwo gravierend geändert hatte, erinnerte er sich noch an jedes Haus und an jeden Schuppen. Selbst einzelne Bäume und Bahngleise (so z. B. in Noÿelles lez Seclin) erkannte er wieder. Er hatte sie seinerzeit gezeichnet und gemalt. »Dort habe ich gesessen und gemalt«, sagte er in Ardooie – und »von hier aus bin ich mit Wiedemann und dem Regimentskommandeur zur Hasenjagd gegangen« – in Wavrin.

Am 19. Juli 1940, rund drei Wochen nach unserem Besuch in Fournes, kam Hitler in Berlin, unmittelbar bevor er zwölf Generäle, unter ihnen Wilhelm Keitel, zu

Generalfeldmarschällen beförderte, noch einmal auf jene Dörfer und auf die Zeit zu sprechen, die er während des Ersten Weltkrieges dort als Soldat verbracht hatte. Dabei redete er nicht über Krieg, Kampf und Feind. Etwas anderes bewegte ihn. Überhaupt hatte ich in den Wochen bis Mitte August etwa den Eindruck, als habe er sich mit den Militärs »ausgesöhnt«. Er sagte zwar, er habe aus der Geschichte gelernt und die verdienten hohen Militärs durch Beförderungen ausgezeichnet, um sie besonders an sich zu binden, doch sein privates Verhalten ließ dies nicht gerade sehr glaubwürdig erscheinen. Obwohl er im engsten Kreis von einem eventuellen Angriff auf England und auch auf die Sowjetunion sprach, nahmen wir das in den Tagen nicht unbedingt als bare Münze. Nicht erst seit dem Kommando »Das Ganze Halt« vom 24. Juni um 13.35 Uhr, zwei Tage bevor er noch einmal nach Fromelles, Fournes, Wavrin und Noÿelles lez Seclin fuhr, erschien er uns, wenn wir allein mit ihm waren, nicht gerade sehr kriegerisch. Am 19. Juli jedenfalls ließ er die Katze aus dem Sack. Er ließ Himmler rufen und befahl ihm, vor allem in der Umgebung der besagten Orte nach jemandem suchen zu lassen. Da Hitler mit Himmler allein zu sprechen wünschte und wir, Gerhart Engel und ich, den Raum bald verließen, wußte ich nicht, welche Anweisungen Himmler im Detail erhielt. Um wen es sich dabei handelte, erfuhr ich daher ebenfalls nicht; aber es war von einer Frau und deren Sohn die Rede. Aus der Tatsache, daß Hitler keinen Zeugen bei diesem Gespräch mit Himmler haben wollte, schloß ich, daß es sich um eine recht ungewöhnliche

Sache handeln mußte. Wen er damals suchen ließ, erfuhr ich erst 37 Jahre später: Charlotte Lobjoie, eine Frau, die von ihm im März 1918 einen Sohn namens Jean Marie bekommen hatte.*

Zwei Tage nach dem Ardooie-»Ausflug« überbrachte der italienische Botschafter Dino Alfieri Hitler einen Brief von Mussolini, der mitteilte, daß auch Italien nunmehr aktiv in den Krieg eintreten werde. Hitler, der mehr überrascht als erfreut war, reagierte sarkastisch. »Jetzt, wo die Italiener ihre Felle davonschwimmen sehen«, sagte er, »möchten sie wenigstens noch in Eile die Leiche fleddern. Meine Empfehlung an den Duce, erst dann in den Krieg einzutreten, wenn Italien es sich leisten könne und für angebracht halte, war wohl doch kein guter Rat.« Im März hatte er Mussolini nämlich nicht nur erklärt, daß er Italiens Haltung vom Herbst 1939 verstanden hätte, weil die italienische Armee nicht ausreichend gerüstet gewesen sei, sondern auch, daß er ein Eingreifen Italiens in den Krieg begrüßen würde, zumal er schon 1939 überzeugt gewesen sei, daß eine angemessene militärische Demonstration Italiens die Engländer und Franzosen wahrscheinlich davon abgehalten hätte, in den Krieg einzutreten. Nun, wo »alles schon vorbei« sei und dem Reich vom Westen her keinerlei Gefahr mehr drohe, tue Mussolini, was er ihm in einer Zeit »empfohlen« habe, in der unsicher gewesen sei, was auf

---

* Vgl. dazu u. a. Werner Maser, »Adolf Hitler. Vater eines Sohnes« in: Zeitgeschichte, Historisches Institut der Universität Salzburg, 5. Jg., Febr. 1978, S. 173 ff.

das Reich zukommen würde. Die italienische Entscheidung sei peinlich und lasse die Italiener als Trittbrettfahrer erscheinen. Hitler war nicht wohl in seiner Haut. Er monierte das italienische Verhalten von 1939 bei Kriegsbeginn und meinte schließlich, daß er sich Mussolini gegenüber in einer schwierigen Situation befände. Er könne, so meinte er, dem Duce ja nicht einfach verbieten, aktiv in den Krieg einzutreten. Ganz getraut scheint er Mussolini jedoch niemals zu haben. Im März 1940, als er sich mit ihm am Brenner traf, hatte er ihn beispielsweise nicht in seine Norwegen-Pläne eingeweiht, worüber Mussolini keineswegs erbaut gewesen sein dürfte. Hitler meinte: »Wenn ich den Italienern etwas Vertrauliches mitteile, weiß es am nächsten Tag die ganze Welt. Ciano und das Königshaus sorgen schon dafür.« Dennoch hatte er Mussolini hinsichtlich seiner Pläne im Westen informiert und ihm anvertraut, daß er hoffe, Frankreich bis Herbst 1940 niedergeworfen und England zum »Ausgleich« bereit gemacht zu haben. Nun versuchte er, Mussolini umzustimmen. Der Zeitpunkt seiner Kriegserklärung sei, wie er ihm zu erklären versuchte, nicht günstig. Er möge warten, bis die deutsche Luftwaffe die südfranzösischen Flugplätze ausgeschaltet hätte und eine Bedrohung Italiens von daher nicht mehr zu befürchten sei. Doch Mussolini konnte nicht mehr zurück. Der italienische König hatte die Kriegserklärung bereits unterschrieben. Hitler glaubte natürlich, daß die Italiener eine große militärische Aktion vorhätten. »Sie werden«, meinte er, »wahrscheinlich Gibraltar absperren und das Mittelmeer in einen Hexenkessel verwandeln.

Kein englisches Schiff wird dann aus der Falle herauskommen. Sollten sie das nicht machen, werden sie sicherlich Malta besetzen, um das Mittelmeer unter ihre Kontrolle zu bringen.« Doch von all dem geschah nach der italienischen Kriegserklärung vom 10. Juni an England und Frankreich zu Hitlers Verärgerung nichts, während die deutschen Truppen am 13. Juni bereits Paris besetzten. Abfällig zog Hitler dann über die italienischen und englischen Königshäuser her. Das italienische Königshaus, sagte er bissig, habe dem englischen Thron nicht gleich zu verstehen gegeben, daß sich Italien nicht am Kriege beteiligen würde, und erst daraufhin wären die Engländer ihrer Bündnistreue gegenüber Polen so offen nachgekommen. Verärgert ließ er Alfieri nicht ins Hauptquartier, sondern nach Bad Godesberg kommen. Alle Ortsschilder auf dem Wege nach dort mußten entfernt werden, um dem Italiener nicht zu zeigen, wo sich Hitlers »Felsennest« befand. Nach Alfieris Abfahrt war Hitler auffallend erregt. Wie immer in Augenblicken starker Spannung, wippte er mit seinem Oberkörper erregt vor und zurück, während sein Gesicht krampfhaft zuckte und seine Backenknochen mahlten. Grollend stieß er hervor: »Diese Italiener, diese Schwätzer, haben immer noch nicht begriffen, wie in heutiger Zeit ein Krieg begonnen wird. Heutzutage erfolgt die Kriegserklärung durch das Sprechen der Waffen. Als ich Alfieri anschrie, warum schon mehrere Tage vergangen seien, ohne daß etwas geschehen sei, antwortete er lakonisch: ›Es regnet an der südfranzösischen Front.‹« Spöttisch kritisierte er den italienischen König, der seine Einwilli-

gung zur Kriegserklärung von der Bedingung abhängig gemacht hatte, daß der Kronprinz den Oberbefehl über die Armee habe. Auch wenn Hitler, wie er oft betonte, davon überzeugt war, daß Mussolini von der Kriegsführung nichts verstünde, ärgerte ihn die Absicht des Königs, der den Duce aus der militärischen Führung ausschalten wollte.

Am 6. Juni wurde das Führerhauptquartier an die belgisch-französische Grenze verlegt. In einem Wäldchen von Bruly de Pèche waren in Eile zwei Baracken aufgestellt worden. In einer von ihnen sollte Hitler, in der anderen das Kasino Platz finden. Der Sammelbunker war noch nicht beziehbar. Der Abbindeprozeß hatte die Räume so erhitzt, daß sie noch nicht bezogen werden konnten. Der Stab wurde in einem naheliegenden Dorf in der Schule und im Pfarrhaus untergebracht. Acht Tage später fiel Paris. Frankreich bat am 17. Juni um Waffenstillstand. Niemals wieder habe ich Hitler so freudig gesehen wie an diesem Tage. Begeistert schlug er sich auf die Schenkel und tanzte so etwas wie einen Schuhplattler. Gar nicht schnell genug konnte die Siegesnachricht verbreitet werden. Tags darauf, am 18. Juni, traf er sich in München mit Mussolini, dem er erkärte, daß es nach dem Ende des Feldzuges gegen Frankreich vor allem darauf ankomme, sich möglichst eine auf französischem Gebiet amtierende französische Regierung als Verhandlungspartner zu sichern. Zur Verhinderung des Einflusses von außen sei es nötig, die gesamte Kanal- und Atlantikküste, die Häfen Cherbourg, Brest, Nantes und Bordeaux durch einen besetz-

ten Streifen abzuschirmen und zu sichern.* Während der Rückfahrt lobte Hitler die Einsicht des Duce, der ihm unter anderem vorgeschlagen hatte, die Linie Paris-Chambery-Bourg-Modane für Transporte nach Italien durch die französische Regierung sichern zu lassen. In der Hoffnung auf ein baldiges »klein beigeben« der Engländer, zu denen er (offiziell über die schwedische Regierung) Friedensfühler ausgestreckt hatte, arbeitete er die Waffenstillstandbedingungen und die Präambel aus und wartete darauf, daß Großbritannien sich zum »Ausgleich« auf »der Basis der Teilung der Welt« bereiterklären würde. Am 21. Juni, einem sonnigen Tag, flogen wir nach Amiens und fuhren von da aus mit dem Auto weiter nach Compiègne. Im Wald von Compiègne, wo nach Hitlers Worten die Schmach von 1918 getilgt und die Ehre des deutschen Volkes wiederhergestellt werden sollte, schritt er zunächst die Front der Ehrenkompanien der drei Wehrmachtsteile ab, begab sich dann an die in einer Waldlichtung stehenden Denkmäler, die an den Zusammenbruch Deutschlands von 1918 erinnerten. Am Standbild des Marschalls Foch vorbei begab er sich zu dem in die Erde eingelassenen Gedenkstein, den er zu sprengen befahl. Danach besichtigte er den Eisenbahn-Speisewagen, in dem 1918 die Verhandlung zwischen den deutschen und französischen Delegationen stattgefunden hatte, und ordnete an, diesen Wagen in das Zeughaus nach Berlin zu schaffen. Mit Keitel,

* Zur Unterredung Hitler-Mussolini vom 18. 6. 1940 vgl. Hillgruber, Staatsmänner und Diplomaten, S. 139 ff.

Hess, Göring, Raeder, von Brauchitsch und von Ribbentrop nahm er auf der einen Seite des vorbereiteten Verhandlungstisches im Wagen Platz. Ich stand, einen Stahlhelm auf dem Kopf, am Eingang des Wagens, als die französische Delegation erschien, die der kleine, schmächtige General Huntzinger anführte. Die Ehrenkompanien präsentierten ihre Gewehre nicht, sondern standen nur »Gewehr bei Fuß«. Als die französische Delegation den Wagen betrat, erhoben Hitler und sein Gefolge sich wortlos. Nach einer Verbeugung beiderseits nahmen die Delegationen wieder Platz. Nachdem Keitel die Präambel zu den Waffenstillstandsplänen verlesen hatte, verließ Hitler, die sich erhebenden Franzosen kurz »von oben herab« grüßend, wieder den Wagen. Ich gab den Ehrenkompanien ein Zeichen, worauf Kommandostimmen und unmittelbar danach die deutsche Nationalhymne erklangen. Hitler verließ den Wald und fuhr ins Hauptquartier zurück. Er, der die »Stunde der Genugtuung« genoß, hatte den Ablauf der Prozedur bis ins Detail selbst festgelegt. Er wollte den Franzosen durch sein herablassendes Auftreten offensichtlich »heimzahlen«, was sie ihm und dem deutschen Volk nach seiner Auffassung angetan hatten. Wieder im Hauptquartier angekommen, wartete er nervös auf die Nachricht von der Unterzeichnung. Ungeduldig ließ er sich nach einer kurzen Wartezeit mit Keitel verbinden, der die Verhandlung in Compiègne leitete und schließlich aus einem Zelt mit ihm telefonierte. Auch die Franzosen hatten sich telefonisch mit ihrer Regierung in Verbindung gesetzt und sich erst nach einigen Diskussionen

dazu bereiterklärt, die Bedingungen anzunehmen. Goebbels erhielt von Hitler die Anweisung, noch am selben Abend durch Glockengeläut und Feiern den deutschen Sieg zu würdigen. Inmitten seiner nächsten Umgebung hörte Hitler sich im Kasino die Radio-Kundgebungen in Deutschland an. Als die Nationalhymne ertönte, erhob er sich. Schweigend sahen wir ihn an. Nach der Feierstunde ließ er Sekt einschenken und stieß mit uns allen auf den »Sieg der deutschen Waffen« an.

Nach tagelangen Fahrten über Laon, Lille, Messines, Fromelles, Fournes usw. wurde das Führerhauptquartier dann am 27. Juni in ein sumpfiges Gelände auf dem Knibis in die Nähe von Freudenstadt im Schwarzwald verlegt, wo uns feuchte und hellhörige unterirdische Bunker erwarteten. In einem dieser feuchten und unwirtlichen Bunker wohnten Hitler und ich allein. Zwar hatte ich bis dahin immer schon in Hitlers unmittelbarer Nähe »gelebt«, aber es waren immer auch noch andere Personen entsprechend »plaziert« worden, und wenn es sich dabei beispielsweise auch meist nur um Eva Braun gehandelt hatte. Jetzt war ich sein einziger Ansprechpartner, wenn er sich im Bunker aufhielt. Er schwärmte geradzu von unserem Paris-Besuch vom 23. Juni, von der Großen Oper, die er aus seinen Studien so gut kannte, daß er den »Fremdenführer« machte und infolge seiner umfassenden Detailkenntnisse alle verblüffte, die dabei waren, einschließlich der exzellenten Paris-Kenner Albert Speer, Arno Breker und Hermann Giesler. Daß Hitler sich in diesen Tagen besonders mit Napoleon befaßte, lag nicht nur daran, daß er in Paris auch

den Sarkophag des großen Franzosen-Kaisers im offenen Rund der Krypta des Invalidendoms besucht hatte. Bislang habe er daran gedacht, memorierte er anläßlich eines solchen »Gespräches«, im rechten Tempel der »ewigen Wache« der Münchener Feldherrnhalle beigesetzt zu werden. Dabei sei er, wie er auch in seinem Testament vom 2. Mai 1938 verfügt habe, in dem ich für den Fall seines Todes mit einer Erbschaft von 3000 Mark bedacht worden war, davon ausgegangen, daß sein Sarg den Särgen der alten Urkämpfer gleichen müsse, die am 9. November 1923 vor der Feldherrnhalle »für die Bewegung gefallen« seien. Der »Besuch« bei Napoleon habe ihn jetzt jedoch mehr als nur wankend gemacht und ihn, den »zwar erst Einundfünfzigjährigen«, dazu bewogen, Hermann Giesler zu beauftragen, seinen Sarkophag zu gestalten.
Trotz dieser Überlegungen, die von Gedanken über einen eventuellen baldigen Tod begleitet waren, zeigte Hitler sich in diesen Tagen bei besonders guter Laune. Er empfing Besucher, zeigte sich leutselig, lud Schwarzwälder Mädchen zum Kaffee ein und unterhielt sich vergnügt mit ihnen. Hätten wir nicht in den primitiven Bunkern hausen müssen, hätten wir uns wie Urlauber in der Sommerfrische fühlen können. Eines Tages – es hatte sich in der Umgebung herumgesprochen, daß Hitler da war – erschien ein bildhübsches Schwarzwaldmädel mit einer Erdbeertorte, die es Hitler überreichte und dafür von ihm zum Kaffee eingeladen wurde. Nachdem er das Mädchen verabschiedet hatte, wurden ich und einige andere Männer der engsten Umgebung Hitlers

von der jungen Dame in ihr Elternhaus eingeladen. Ein fröhlicher Abend, der erst um fünf Uhr früh endete, war die Folge. Beim Mittagsmahl, an dem eine Reihe von Militärs und anderen maßgeblichen Gästen teilnahm, ließ Hitler mich kommen und befahl mir, umgehend festzustellen, wer um 5 Uhr früh vor unserem Bunker Wache gehabt hätte. Der Posten habe »einen solchen Krach gemacht«, daß er davon aufgewacht sei und nicht mehr habe einschlafen können. Ich erschrak; denn nicht ein Posten, sondern ich war es gewesen, der den »Krach gemacht« hatte. Auf einen Anpfiff gefaßt, gestand ich: »Ich war es, mein Führer. Ich bin um fünf Uhr früh in den Bunker zurückgekehrt; aber ich hatte mir die Stiefel ausgezogen, um Sie nicht zu stören.« Die »Zigarre« blieb aus. Stattdessen wandte Hitler sich lachend seinen Gästen zu und witzelte: »Sehen Sie, meine Herren. Vor Ihnen steht ein typischer Ehemann. Er kommt zu spät nach Hause – und schleicht auf Socken ans Bett.«

Einige Bemerkungen über eine »Affäre«, die sich einige Monate vor Hitlers Selbstmord ereignete, tragen vielleicht, so sehe ich es jedenfalls, zu einer differenzierteren Beurteilung Hitlers bei, der in vielen Publikationen immer noch als wahnwitziger »Teppichbeißer« und ständig hysterisch reagierender Psychopath dargestellt wird. Ein Angehöriger des Begleitkommandos mußte mit dem Rechnungsführer des Kommandos telefonieren. Hitler wollte – zur gleichen Zeit – telefonisch mit Albert Speer sprechen. Das Gespräch für den Begleitkommando-Mann sollte in die Sprechzelle des Kasinos gelegt werden. Hitler wartete in der Lagebaracke auf seine Verbin-

dung mit Speer. Durch einen Irrtum wurden die gleichzeitig ankommenden Gespräche in der Zentrale vertauscht. Der Adjutant reichte Hitler den Hörer in der Annahme, Speer sei am Apparat. Nachdem Hitler sich – wie gewöhnlich – mit »hier spricht der Führer« gemeldet hatte, ertönte vom anderen Ende der Leitung ein schallendes Gelächter. Es stammte vom Rechnungsführer, der – immer noch laut lachend – prustend in den Hörer hineinrief: »Du bist ja verrückt!« Ich befürchtete ein Donnerwetter mit schlimmen Folgen; aber Hitler gab den Hörer nur mit der Bemerkung zurück: »Nun sagt auch der schon, ich sei verrückt.« Keine sichtliche Verärgerung, keine negativen Folgen schlossen sich an, was meiner Meinung nach besonders bemerkenswert erscheint, da sich diese Episode nach dem Stauffenberg-Attentat vom 20. Juli 1944 abspielte.

Zehn Tage vor unserem Umzug zum Knibis war es im Führerhauptquartier zu einer Episode gekommen, die Hitlers Vorbehalte gegenüber einigen Militärs vom Heer bestätigte. Kaiser Wilhelm II. hatte aus Doorn an Hitler ein Telegramm gesandt, in dem er ihm »unter dem tiefgreifenden Eindruck der Waffenstreckung Frankreichs« zu dem ihm und der gesamten deutschen Wehrmacht »von Gott geschenkten gewaltigen Sieg« beglückwünschte. Während Hitler das Glückwunschtelegramm kaum beachtete, schienen einige Generale vor Ehrfurcht geradezu zu erstarren, was Hitler natürlich bemerkte und später, als wir allein im Bunker waren, entsprechend charakterisierte. Vor einem Vierteljahr, sagte er, habe er es nicht von ungefähr unterlassen, den Prinzen Oskar

von Hohenzollern, der im Westwall ein Regiment führte, zum General zu befördern, wie das Heerespersonalamt es vorgeschlagen hatte. Sarkastisch schimpfte er auf »die Prinzen« ganz allgemein und bezeichnete sie abfällig als »Drohnen«, die nur an ihre Hausmacht dächten und durch ihre internationale Versippung als die besten »Nachrichtenträger«* zum Ausland fungierten. Er würde sich nicht wundern, meinte er, wenn »da eines Tages so ein Romantiker« zu ihm käme und ihn bäte, »Seine Majestät den Kaiser« nach Deutschland einzuladen und ihn zu bitten, »hier wieder Wohnung zu nehmen«. Daß dieser Gedanke keineswegs so abwegig war, wie es sich anhören konnte, zeigte sich mehrfach. So versuchte Rudolf Schmundt beispielsweise nicht nur einmal, den Führer zur Beförderung des Prinzen Oskar zu bewegen. Selbst Göring schien, wie Hitler mehrfach bemerkte, derartigen Vorstellungen nicht ganz abhold zu sein.

Kaiser Wilhelm, der in seinem Telegramm von einer »Wende durch Gottes Führung« geredet hatte, habe sicherlich, wie Hitler spöttelte, manchem »der Herren Militärs«, die auf den Koppelschlössern der Soldaten wohl gern die Worte »Mit Gott für Kaiser und Vaterland« stehen sähen, aus dem Herzen gesprochen. Auf die Frage, wie wir, auf deren Koppelschlössern »Unsere

* Ein Erlaß vom 19. 5. 1943 trug schließlich Hitlers Haltung Rechnung. International gebundene Männer (vor allem Angehörige ehemals regierender Fürstenhäuser) wurden von nun an von Ämtern im Staat, in der Wehrmacht und in der Partei ferngehalten und größtenteils aus der Wehrmacht entlassen.

Ehre heißt Treue« stünde, darüber dächten, konnte ich nur antworten: »Unsere Ehre heißt Treue, mein Führer.« Er murmelte monologisierend etwas über »Tradition« und »Erziehung«, kam jedoch nicht dazu, mir einen »Vortrag« zu halten; denn das Läuten des Telefons unterbrach ihn. Als er sich wie immer mit »hier spricht der Führer« meldete, wartete ich noch einen Augenblick und verließ den Raum, nachdem ich gemerkt hatte, daß er mich nicht brauchte.

Die Hohenzollern haben sich zu Hitlers Genugtuung schon bald nach 1933 nach und nach von Hitler entfernt. Prinz August Wilhelm von Preußen beispielsweise, der am 21. März 1933, am »Tag von Potsdam«, in der Berliner Garnisonkirche mit ausdrücklicher Genehmigung des Kaisers in der Uniform eines SA-Standartenführers erschien und auch an Görings Geburtstag im Jahre 1936 noch SA-Uniform trug, hatte sich nach dem sogenannten »Röhm-Putsch« vom Juni 1934 erstmals getäuscht gesehen, wie er später sagte. Allerdings trat er, der erste Hohenzollernprinz, der sich für die NSDAP einsetzte, auch danach noch als NS-Repräsentant und Redner auf. Daß Hitler sich für den Inhalt der Reden gerade dieses Reichstagsabgeordneten der NSDAP interessierte, dem er über Göring noch das Amt eines Oberpräsidenten in Hannover, Brandenburg, Ostpreußen oder Hessen erfolglos hatte anbieten lassen, lag auf der Hand. Als Prinz August beispielsweise zwei Tage nach der sogenannten »Reichskristallnacht« in Nürnberg gesprochen hatte, ließ er sich berichten, was der als »Prinz Auwi« bezeichnete Hohenzoller im Zusammen-

hang mit den von Goebbels und Heydrich arrangierten Ausschreitungen gesagt hatte, die Hitler am 9. November als »spontanen Volkszorn« deklarierte, den er »nicht verbieten« könne. Prinz August, dem die antisemitischen Ausschreitungen durch Augenschein wenigstens zum Teil bekannt sein mußten, hatte sich jedoch vor Beginn seiner Rede – er war gerade aus Wien gekommen – in einem Gespräch mit dem für Nürnberg zuständigen SA-Gruppenführer von Obernitz noch rasch auszubedingen versucht, nichts über die Ereignisse sagen zu müssen. Da Obernitz ihm dringend geraten hatte, sich vor der »Rache von Goebbels und Julius Streicher« zu hüten, war er jedoch mit ein paar Sätzen auf das Geschehen eingegangen. Geschickt hatte er in seine Rede eingeflochten, daß er auf die Vorgänge der vorausgegangenen Nacht nicht eingehen wolle, da die Einzelheiten und Zusammenhänge noch nicht zu übersehen seien. Gesagt werden könnte jedoch mit einiger Sicherheit, daß die ungesetzlichen Maßnahmen gegen die Juden dem Ansehen des Reiches im Ausland schaden würden. Das paßte Hitler natürlich nicht nur nicht, sondern er sah darin auch bestätigt, was er über die Haltung des Hochadels ganz allgemein behauptete: eine unangebrachte Rücksichtnahme auf das Ausland infolge von »internationaler Versippung«. »Da haben wir's wieder einmal«, äußerte er im Frühjahr 1939 mürrisch und ärgerlich, nachdem Viktor Lutze, der Stabschef der SA, ihm vorgetragen hatte, worum er vom Prinzen August gebeten worden war. August war im Januar oder Februar 1939 in Brüssel beim belgischen König Leopold III.

gewesen und von ihm beschworen worden, Hitler zu veranlassen, auf einen Krieg zu verzichten und sich mit dem Gedanken eines europäischen Wirtschaftsabkommens anzufreunden. Abgesehen von Hitlers ganz anders gearteten außenpolitischen Vorstellungen, war dies für ihn eine Einmischung in seine Kompetenzen, wie sie nach seiner Auffassung nur von Angehörigen ehemals regierender Häuser versuchsweise gewagt und praktiziert werden konnte. Wie tief das Entsetzen des Prinzen August über die »Kristallnacht« 1938 wirklich saß, konnte ich nicht beurteilen. Auf jeden Fall erschien er rund ein Jahr später zur Weihnachtsfeier mit Hitler bei Viktoria von Dirksen, die als »Mutter der Bewegung« galt – und insgeheim am liebsten einen Hohenzollern als Staatsoberhaupt eines Hitler-Reiches gesehen hätte. Daß der Prinz Hitler dabei mied, kann ich nicht gerade sagen. Und selbst am 9. November 1942 noch, als nicht mehr nur Propheten ahnten, wohin die Reise ging, stand Prinz August in Hitlers Nähe, der ihn jedoch betont abweisend behandelte.
Insgesamt war Hitler der »ganze Hohenzollern-Klüngel« zuwider, seit die Kronprinzessin Cecilie unmittelbar nach dem Ende seines ersten Besuches im Schloß Cecilienhof in Potsdam, noch bevor er und seine Begleitung sich außer Reichweite befanden, unbeherrscht und bissig gesagt hatte: »Macht schnell die Fenster auf, hier stinkt es.«* Dennoch hat er, wie Julius Schaub mir später

* Diese Linge-Version wurde am 17. 6. 1947 vom Kronprinzen in einem Zeugen-Verhör durch Robert M.W. Kempner in Nürnberg

erzählte, während seines zweiten Besuches vor der Machtergreifung zum Kronprinzen gesagt, er strebe die Beseitigung der deutschen Bundesstaaten und die Wiederherstellung des deutschen Kaiserreiches mit einem Hohenzollern an der Spitze an, was jedoch so durchsichtig geklungen habe, daß der Kronprinz »eigentlich unmöglich daran glauben konnte«. Bald nachdem ich meinen Dienst bei Hitler angetreten hatte, sahen sich Hitler und der Kronprinz, den Hitler zu sich eingeladen hatte, noch einmal. Diesmal, und das zeigten bereits die vertauschten Rollen, hörte der Hohenzoller etwas ganz anderes. Hitler erklärte ihm unmißverständlich, daß von der Restauration einer Hohenzollern-Monarchie keine Rede sein könne.*

König Leopold III. von Belgien, der am 28. Mai die Kapitulation befohlen und sich freiwillig in die Gefangenschaft begeben hatte, um seinem Volk weiteres Blutvergießen zu ersparen, war am 19. November 1940 Hitlers Gast auf dem Obersalzberg.** Seine Haltung imponierte Hitler, der ihm am 19. November versicherte, daß er im Gegensatz zu König Haakon VII. von Norwegen und der niederländischen Königin Wilhelmina, die nach London geflüchtet waren, wieder auf seinen Thron zu-

---

bestätigt. Vgl. Kempner, Das Dritte Reich im Kreuzverhör, München 1969, S. 113.

* Vgl. ebenda.

** Vgl. dazu das Protokoll der Unterredung in Hillgruber, Staatsmänner und Diplomaten bei Hitler. Frankfurt/M. 1967, S. 336 ff. Vgl. dazu (ebenda, S. 253 ff.) auch die Unterredung Hitlers mit Marie-José vom 17. 10. 1940.

rückkehren würde. Er stellte Leopold den Obersten Kiewitz als persönlichen Adjutanten und das Schloß Laaken bei Brüssel als Wohnsitz »zur Verfügung«, in dem er als »Gefangener« große Freiheiten genoß. Später änderte Hitler jedoch seine Meinung über Leopold. Offen ließ er, was ihn zu seinem Meinungsumschwung bewogen hatte. Einige Zeit nach dem Empfang des Königs auf dem Obersalzberg, den Marie-José, die italienische Kronprinzessin und Schwester König Leopolds, am 17. Oktober 1940 vorbereitet hatte, meinte Hitler verbittert: »Nun sehe ich, daß auch der Monarch nur seine Hausmachtpolitik verfolgt. Sein Volk ist ihm egal.« Als Kiewitz bei Hitler zu Gast war, ereignete sich folgendes: Ich hatte für die Mittagstafel die Tischordnung festgelegt und Kiewitz neben Hitler plaziert, was dem einmal ausgesprochenen Wunsch Hitlers entsprach, neue Gäste stets neben sich haben zu wollen. Als ich ihm kurz vor dem Essen routinemäßig die Tischordnung vorlegte, überraschte er mich mit der Weisung, Kiewitz anderswo zu plazieren; neben ihm solle der Reichspressechef Dr. Dietrich sitzen. Dieser Oberst, sagte er, sei so, wie Deutsche es leider zu oft wären. Sie vergäßen ihr Deutschtum im Handumdrehen und gerieten in Fahrwasser, die sie zuvor gemieden hätten. Kiewitz sei buchstäblich Monarchist geworden und vertrete darüber hinaus die Interessen Leopolds, als wäre er selbst auch Belgier.

Wie überall, so hatten auch hier, nach dem Westfeldzug, die Erfolge sofort viele Väter. Und seitdem, so scheint mir, sind es von Jahr zu Jahr immer noch mehr gewor-

den. Tatsächlich aber waren die Väter der Erfolge, wie alle diejenigen, die seinerzeit unmittelbar dabei waren, ausnahmslos bestätigten: Hitler und Erich von Manstein. Beide waren unabhängig voneinander zu den im Prinzip und im Detail gleichen Ergebnissen gelangt. Durch eine rasche Besetzung Hollands sollten, um hier nur den großen Rahmen zu skizzieren, das niederländische Hoheitsgebiet dem Zugriff Englands entzogen und durch den Angriff über belgisches und luxemburgisches Gebiet möglichst starke Teile des französisch-englischen Heeres geschlagen werden. Beide hatten den Operationsplan des Oberkommandos des Heeres massiv kritisiert und abgelehnt und den Schlüssel zum Erfolg und Sieg geliefert. Hitlers Selbstbewußtsein taten diese Erfolge gut, der Sache aber wohl nicht in dem Maße; denn deutlicher als zuvor ließ er die Militärs erkennen, daß er, »der nicht studierte Generalstäbler«, wie er zuweilen sagte, ihr Handwerk zumindest ebenso gut wie sie beherrschte. Und daraus wurde mit zunehmender Zeit immer mehr – und bald zuviel. Undenkbar wäre es gewesen, daß er die führenden Militärs 1939 oder 1940 so behandelt hätte, wie es in den letzten beiden Kriegsjahren an der Tagesordnung war. Gewiß, seit Beginn schon gehörte seine Sympathie ihnen nicht, doch was er ihnen beispielsweise 1943, 1944 und 1945 zumutete, hätten sie sich 1939 wohl kaum gefallen lassen. Manstein, wie er ein Vater des raschen Sieges im Westen, ließ er stets spüren, daß er ihn nicht mochte; seine militärischen Fähigkeiten dagegen bestritt er schon vor dem Westfeldzug nicht. Er hielt ihn für einen glänzenden Fachmann,

der sich in operativer Hinsicht »in seiner Entscheidungsfreudigkeit nicht von traditionellen und nicht mehr anwendbaren Lehren« behindern ließe. Harte Urteile über Militärs konnte bereits die Nennung von Namen auslösen, die Hitler nicht hören wollte. Einer dieser Namen lautete Graf von Schlieffen. Während Hitler sich bei den Planungen des Westfeldzuges jedesmal ärgerte, wenn der Name Schlieffen von Militärs genannt wurde, die dessen jedem Kriegsschüler bekannten Plan angewandt sehen wollten, befahl er während des Rußlandfeldzuges kurzerhand, den Namen Schlieffen niemals mehr in seiner Gegenwart zu erwähnen. Scherf, der im Führerhauptquartier als Kriegsgeschichtsschreiber fungierte, wies er an, Schlieffens Namen in keiner Schrift mehr anzuführen. Einige Militärs, so zum Beispiel Franz Halder, mußten sich von ihm anhören, während des Ersten Weltkrieges auf »Drehschemeln« gesessen und nichts von der Front gesehen zu haben. Nach einer Lagebesprechung Anfang 1940 hatte er noch wütend einen Farbstift auf seinen Tisch geworfen und gegrollt: »Schlieffen? Diese Kriegsschüler in Generalsuniformen haben ebenso wenig Ahnung von der Praxis wie ihr Schlieffen, der niemals seine Feldherrngaben in einem Kriege beweisen mußte. Sie können sich offenbar nicht vorstellen, daß die Franzosen ihn auch kennen und auf seine Anwendung gefaßt sind.« In Rußland brauchte er seinen Ärger über solche »Probleme« nicht mehr hinter verschlossenen Türen abzureagieren. Dort nahm er selbst gegenüber relativ fremden Personen kaum noch ein Blatt vor den Mund, wenn es beispielsweise darum

ging, Mißstände anzuprangern und Schuldige herauszustellen. So erklärte er im Herbst 1944 dem Arzt Dr. Erwin Giesing*, der ihn vorübergehend behandelte und weder zum militärischen noch zum persönlichen Stab gehörte, daß die Niederlage in Stalingrad, für die er selbst die Verantwortung übernehme, auf Görings Konto gekommen sei. Er, Göring, habe ihm im Dezember 1942 versichert, daß die Luftwaffe die 6. Armee sechs bis acht Wochen lang zuverlässig versorgen könne, was nicht der Fall gewesen sei. Mit Truppen und Waffen, die nur auf dem Papier stünden, könne auch der beste Feldherr, und dafür müsse er sich in Deutschland nach Lage der Dinge halten, keinen Krieg gewinnen. Ein paar Tage zuvor hatte er Giesing erklärt, daß er sich beim Aufbau der Luftwaffe stets auf Göring verlassen und sich immer gegen andere Ratgeber für Göring entschieden habe. »Der Niedergang unserer Luftwaffe ist«, sagte er in meiner Gegenwart zu Giesing, »durch Udet bedingt gewesen. Dieser Mann hat es fertiggebracht, den größten Unsinn in der Geschichte der Luftwaffe zu fabrizieren, indem er auf einmal als Generalluftzeugmeister anfing, selber zu konstruieren, zu bauen und selbst zu fliegen. Er hat hierdurch die private deutsche Luftfahrtindustrie zwei Jahre stillgelegt, so daß diese während dieser Zeit keine neuen Versuche machte und keine neuen Typen herausbrachte. Udet war von dem Gedanken besessen, daß er dazu berufen sei, die deutsche Luftwaffe neu aufzubauen und zu verstaatli-

---

* Vgl. S. 240 ff.

chen. Er wollte die ganze Luftfahrt und Luftwaffe von der Konstruktion über das Einfliegen und die Massenherstellung selbst in seine Hand nehmen und alles unter die Regie des Luftwaffenzeugamtes bringen. Udet war Anhänger des Horizontalbombers und des langsamen, aber schwerbewaffneten Jägers. Ich bin zwar mehrmals von Mölders, Galland und von Below auf diesen Fehler aufmerksam gemacht worden, aber ich habe auf diese jungen Dachse nicht gehört. Das Urteil Görings war mir maßgebend.«*

Der Rußlandkrieg, der Hitler seit seiner Frühzeit als notwendig erschienen war**, sah überhaupt einen ganz anderen Hitler als die Feldzüge zuvor. Zwar hatte er lange vor Beginn des Polenfeldzuges Kriege gegen Frankreich und England geplant und die Tschechoslowakei und Polen als eventuelle Auslöser in diese Pläne einbezogen; aber diese Kriege trugen nicht so offen den Charakter seiner Persönlichkeit, die sich durch die beispiellosen Erfolge allerdings auch noch wesentlich entsprechend formte. Seine grundsätzliche Vorstellung, daß das Reich auf zusammenhängenden Raum im Osten lebensnotwendig angewiesen sei, weshalb ein Eroberungskrieg nicht zu umgehen wäre, erhielt eben doch gravierende Stützen in den »Blumenkriegen« und »Blitzfeldzügen«. Der Polenfeldzug dauerte vier Wochen, der Frankreichfeldzug sechs Wochen. Norwegen und Däne-

---

* Vgl. S. 240 ff.

** Vgl. dazu u. a. Hitler, Mein Kampf, und Maser, *Adolf Hitler,* Mein Kampf, S. 231 ff.

mark waren in zwei Monaten überrannt, Holland in fünf Tagen, Belgien in siebzehn Tagen. Der Feldzug gegen Jugoslawien war nach elf Tagen, der gegen Griechenland nach drei Wochen beendet, obwohl Hitler sie weitgehend durch Mussolinis Verschulden führen mußte. Auf dieser Grundlage war zu sehen, was seit dem 22. Juni 1941 im Osten geschah. Ohne die vielen und zum großen Teil keineswegs vorherzusehenden Erfolge hätte nicht nur Hitler im Sommer 1941 anders ausgesehen, sondern auch der Rußlandkrieg wäre anders verlaufen. Hitler selbst tat zwar, als lägen die Dinge nicht so; aber wenn man ihn und die Ereignisse genau beobachtete, sah man doch, daß es nicht der Fall war. Den Rußlandkrieg, den er von vornherein zum ideologischen Vernichtungskrieg erklärte, führte er mit einer fanatischen Verbissenheit, wie sie an ihm von 1934 bis 1941 nirgendwo sonst zu sehen gewesen war. Der Rußlandkrieg unterschied sich grundlegend von all den anderen Kriegen und Feldzügen, die er führte. Schon wenn er über operative Pläne und Maßnahmen sprach, hätte man, auch ohne seine Stimme hören zu können, relativ genau zu sagen vermocht, um welchen Kriegsschauplatz es sich jeweils handelte. Mich, der trotz aller anders lautenden Versionen nicht selten einen recht gnädigen, einsichtigen und wandelbaren Führer erlebte, erschreckte buchstäblich seine Entscheidung gegen Alfred Rosenbergs Vorschläge über die Behandlung der Ukrainer. Rosenberg, der Hitlers Intentionen und Zielsetzungen entweder nicht begriffen hatte oder aber in andere Bahnen lenken wollte, hatte sich aufwendig bemüht, Hitler für

Politik in der Ukraine zu gewinnen. Umsonst. Der Führer entschied sich für die »Politik« Erich Kochs, der »mit der Nagaika« (Peitsche) regieren wollte – und regierte. Gewöhnlich sprachen Hitler Bild und Bildwirkungen so sehr an, daß er Entscheidungen danach traf. Ich war dabei, als er die Filmaufnahmen sah, die Ukrainer beim Einmarsch unserer Truppen zeigten. Mit Blumen, Brot und Salz empfingen sie unsere Soldaten als Befreier. Hitler verzog keine Miene. Seine Gesichtszüge waren entspannt. Sekundenweise verrieten sie so etwas wie eine kleine Überraschung. Plötzlich aber, ich beobachtete ihn fortwährend, »versteinerte« sich sein Gesicht. Ich blickte auf die Leinwand und sah die Ursache: ukrainische Frauen, Kinder und Greise hielten Kruzifixe in den Händen und bekreuzigten sich. In Polen, Frankreich, Belgien und Holland beispielsweise hätte er über solche Bilder sicherlich nur geschmunzelt. Hier war es ganz anders.
Daß der von Anfang an vor allem in Militärkreisen vorhandene Widerstand gegen Hitler, der nicht nur im Frühjahr 1938 Gegenstand von Diskussionen gewesen war, weiterhin gärte, wußte jeder von uns. Daß er mit jedem operativen Fehlschlag, mit jeder Niederlage auf dem Schlachtfeld und mit jedem Opfer in der Heimat neue Nahrung erhielt, war jedem von uns auch klar; aber daß er zu einem Attentat mit »großem Hintergrund« führen würde, befürchtete von uns ebenso niemand. Es war um Hitler herum zu viel davon geredet worden. Zu oft hatte vor allem Himmlers Vertrauter Fegelein wichtigtuerisch gewarnt und »besondere Si-

cherheitsmaßnahmen« gefordert. So nahm er mich beispielsweise während des Invasionsbeginns beiseite und erzählte mir unter dem »Siegel der Verschwiegenheit«, daß man einer Verschwörung »auf der Spur« sei. Sie ginge, so sagte er, hauptsächlich von »abgehalfterten Offizieren vor allem aus adeligen Kreisen« aus. Himmler, sein Chef, spiele im Rahmen einer dieser Gruppen die Rolle eines Mitverschwörers, um im geeigneten Moment zupacken zu können. Ich solle, so bedeutete Fegelein mir, besonders wachsam sein und den Führer nicht aus den Augen lassen. Da ich Fegeleins Wichtigtuerei kannte, nahm ich die Sache nicht tragisch, zumal es für mich selbstverständlich war, auf Hitler zu achten. Während Hitlers Besuch beim OKH-Generalstabschef Zeitzler saßen wir, Kameraden vom SS-Begleitkommando, Offiziere des Generalstabs und ich, zusammen und unterhielten uns. Dabei äußerten einige Wehrmachts-Offiziere offen, daß sie sich nicht vorstellen könnten, daß der Krieg noch zu gewinnen sei, zumal Hitler nicht so führe, wie es nötig sei. Die Offiziere der SS teilten diesen Pessimismus nicht und rieten ihren Kameraden von der Wehrmacht zur Besonnenheit. Die negativen Beurteilungen konnte auch ich nicht teilen; denn ich war überzeugt, daß Hitler immer noch die nötige Autorität besaß, um innere Widerstände ausschalten zu können. Briefe entlassener Militärs bestärkten mich in dieser Ansicht. Ich las, wie beispielsweise von Brauchitsch nach seiner Entlassung schrieb, daß es Hitlers Genie trotz aller Schwierigkeiten gelingen werde, die Deutsche Wehrmacht zum Sieg zu führen. Daß das Auswärtige Amt

bereits »Friedens-Verhandlungen« in Stockholm führte, erfuhr ich erst nach dem Attentat vom 20. Juli. Bei unserer Rückkehr ins Hauptquartier »Wolfsschanze« fanden wir ein völlig verändertes Bild vor. Die Umbauten waren zum größten Teil fertiggestellt. Ich fühlte mich »nach Ägypten versetzt«, da die Bunker Pyramiden glichen. Der Führerbunker war noch nicht fertig, und Hitler bezog Quartier im sogenannten Gästebunker, der bereits durch Eisenbeton verstärkte Wohnräume hatte. Die Lagebesprechungen mußten in einer Baracke stattfinden, die nur notdürftig gegen Bombensplitter geschützt war.
Der 20. Juli war ein schöner Sommertag. Hitler erwartete den Besuch Mussolinis. Aus diesem Grunde wurden die militärischen Besprechungen auf 12.30 Uhr vorverlegt. Ich befand mich zu der Zeit ungefähr bis 100 Meter vom Lageraum entfernt und unterhielt mich mit dem Chef des Protokolls, dem Gesandten von Dörnberg, und mit anderen Herren über Einzelheiten des bevorstehenden Mussolini-Empfanges. Plötzlich hörten wir eine Detonation. Wir setzten unsere Besprechung jedoch in der Annahme fort, daß der frei umherlaufende Schäferhund Hitlers eine der vielen Minen ausgelöst habe, die zur Sicherung des Führerhauptquartiers ringsum gelegt worden waren. Es war genau 12.50 Uhr. Einige Augenblicke später stürmte eine Ordonnanz in unser Zimmer und rief mit zitternder Stimme: »Hauptsturmführer Linge, sofort zum Führer!« Augenblicklich ahnte ich, daß etwas Schlimmes geschehen sein mußte. Als ich zum Bunker Hitlers hinunterrannte, kam mir Major von Freyend,

Keitels Adjutant, entgegengestürmt. Er war verstört. Über sein Gesicht rann Blut. Ich erschrak und rief: »Was ist geschehen?« Von Freyend stammelte nur: »Der Führer lebt und ist im kleinen Speiseraum des Bunkers.« Dort angekommen, sah ich Hitler, der mich mit großen Augen fragend ansah und mein verstörtes Gesicht musterte. Ruhig lächelnd sagte er: »Linge, jemand hat versucht, mich umzubringen.« Die Uniform hing ihm in Fetzen herunter. Seine Haare waren versengt und hingen in Strähnen herunter. Während mir die Knie zitterten, tat er, als sei nichts geschehen. Er saß am runden Tisch. Aus seinen entblößten Beinen entfernte Dr. Hasselbach an die 200 Holzsplitter und verband die Wunden. Hitlers rechter Arm hing schlaff herunter. Zwar blutete er im Gesicht und an den Beinen; aber nichts sonst ließ ahnen, was eben erst passiert war. Hasselbach erzählte mir später, daß Hitlers Puls ganz normal gewesen sei. Er könne das gar nicht fassen. Hitlers Gedanken beschäftigten sich fieberhaft mit der Frage, wer die Bombe abgestellt hatte und woher sie gekommen war. Er habe, so sagte er, während der Explosion festgestellt, daß die Stichflamme eine Farbe hatte, wie sie bei deutschen Sprengstoffen nicht vorkäme. Man müsse bei dieser Bombe auf eine englische Herkunft tippen. Er habe auch, wie er erzählte, sofort seine Umgebung unmittelbar nach der Explosion »gemustert«. An den Minen der Besprechungsteilnehmer und der kurz nach dem Ereignis eintreffenden Männer habe er feststellen wollen, ob eventuell unter ihnen der Attentäter zu suchen gewesen sei. »Da ich damit rechnen muß«, erklärte er

mir noch während der Behandlung durch Dr. Hasselbach, »daß auch in meinem Bunker Sprengstoff eingebaut worden ist, ist sofort dafür zu sorgen, daß der Fußboden und die Wände untersucht werden. Veranlassen Sie das.« Nachdem ich diesen Befehl an das Kriminalkommando weitergegeben hatte, half ich ihm zum erstenmal in meiner langen Dienstzeit beim Wechsel seiner Kleidung. Dann ging ich in die Lagerbaracke, um mir den »Tatort« einmal anzusehen. Vor der Baracke lagen immer noch stöhnende Soldaten. Berger, der Stenograph, der gegenüber Hitler gesessen hatte, war bereits tot. Die Bombe hatte ihm die Beine abgerissen. Der Generalstabschef der Luftwaffe, dessen Beine ebenfalls zerschmettert waren, rang stöhnend mit dem Tode. Er und Oberst Brandt, die zusammen mit General Schmundt neben Hitler gestanden und den Großteil der Sprengwirkung aufgefangen hatten, starben unmittelbar danach. Schmundt, der ein Bein und ein Auge verloren hatte, starb zwei Wochen später im Lazarett in Rastenburg.
Unmittelbar danach stand für Hitler fest, wer die Bombe in die Lagerbaracke mitgebracht hatte: Stauffenberg. Vorausgegangen war dieser Erkenntnis folgendes: General Buhle hatte mich kurz vor der Explosion der Bombe erregt gefragt, ob für ihn denn ein durch Stauffenberg vermitteltes Telefongespräch nicht »angekommen« sei, was ich verneinte – und ihn, Buhle, damit geradezu zur Weißglut brachte. Hitler, der dies bald erfuhr und im Gegensatz zu den Kriminalisten daraus sofort richtungsweisende Folgerungen zog, fragte augen-

blicklich seinen Luftwaffenadjutanten, »woher dieser Oberst Stauffenberg« komme. Auf die Antwort, daß »der Graf ein Mann des Generalobersten Fromm« sei, reagierte er zornbebend: »Dann ist Stauffenberg der Attentäter.« Zuerst war der Verdacht – allerdings nicht von Hitler – auf die Arbeiter gefallen, die an den Bunkern gearbeitet hatten. Peter Högl, der Leiter der Kriminalpolizei im Führerhauptquartier, hatte sie daher augenblicklich festsetzen lassen. Jetzt, nach Hitlers Bemerkung über Stauffenberg, wurden sie sofort wieder auf freien Fuß gesetzt. Das Hauptquartier durfte dennoch niemand verlassen. Högl hatte alle Ausgänge sperren lassen. Daß Stauffenberg sich zu dieser Zeit noch innerhalb des Lagerbezirks befand, wußten wir nicht. Er hatte außerhalb der Baracke die Explosion abgewartet und sich danach zum Ausgang des Lagers begeben, wo er von einem Posten angehalten wurde. Über den Modus aller Maßnahmen im Hauptquartier genau informiert, hatte er, der möglichst rasch wieder nach Berlin fliegen mußte, seinen Dienstgrad ausgespielt und sich mit dem Adjutanten des Lagerkommandanten, einem Rittmeister, telefonisch verbinden lassen. Ihm hatte er, wie Hitler bald erfuhr, penetrant selbstbewußt und »siegessicher« erklärt: »Was wollen Sie? Sie wissen, daß mein Flugzeug auf mich wartet. Ich habe den strikten Befehl vom Führer persönlich, Generaloberst Fromm eine wichtige Nachricht des Führers so schnell wie möglich zu überbringen. Wollen Sie die Konsequenzen aus Verzögerungen tragen?« Daß der so bedrängte Offizier ihn passieren ließ, war verständlich. Nicht einmal Hitler be-

anstandete seine Reaktion. Als noch negativer erwies sich indes, daß es nicht möglich war, mit dem Flugplatz zu telefonieren und den Start der Stauffenberg-Maschine zu verhindern. Die Leitungen waren zerstört. Auch Berlin war »abgeschnitten.« General Fellgiebel, der Chef des Nachrichtenwesens im OKH, hatte im Hauptquartier die Unterbrechung der Leitungen angeordnet. Er wurde auf der Stelle verhaftet. Inzwischen wurde der Fahrer vernommen, der Stauffenberg zum Flugplatz gefahren hatte. Er berichtete, daß Stauffenberg unterwegs ein Paket aus dem Wagen geworfen hatte. Das Paket wurde gefunden. Es enthielt Sprengstoff. Während die sofort eingeleiteten Verhöre ihren Fortgang nahmen, fuhr Hitler zu dem nahegelegenen Bahnhof, um Mussolini zu empfangen. Unterwegs sagte er: »Es ist gut, daß der Duce mich unmittelbar nach dem Anschlag auf mein Leben sieht.« Er, ruhig und gefaßt, war entschlossen, Mussolini zu begegnen, als wäre nichts Außergewöhnliches geschehen. Als sich die beiden auf dem Bahnhof gegenüberstanden, sah ich, wie der Duce bestürzt auf Hitlers rechten Arm blickte, den Hitler in einer schwarzen Schlinge trug. Sie sprachen deutsch miteinander. Hitler erzählte »so ganz nebenbei«, daß auf ihn soeben ein Attentat verübt worden sei. Er führte den tief erschrockenen Mussolini an den Tatort, wo er den Hergang schilderte. Entsetzt, keines Wortes mächtig, schüttelte Mussolini den Kopf. Inmitten der Trümmer standen sich beide gegenüber, und Hitler sagte: »Wenn ich mir alles noch einmal vorstelle und daran denke, daß alle außer mir schwerste Verletzungen erlitten haben, ja, daß

sogar einige ums Leben kamen, muß ich sagen, daß ich auf wunderbare Weise dem Tode entronnen bin. Es ist dies für mich eine Gewißheit, daß mir nichts passieren soll, daß die Vorsehung mich ausersehen hat, unsere gemeinsame Sache siegreich zu beenden.« Sichtlich ergriffen beteuerte Mussolini: »Ich bin ganz Ihrer Meinung. Das ist ein Zeichen des Himmels.« Wiederholt drückte er Hitler die Hände und beglückwünschte ihn. Zum Diner, das aus Anlaß des Besuches Mussolinis arrangiert worden war, erschienen Göring, Himmler, Ribbentrop und andere. Erst im Führerhauptquartier hatten sie erfahren, was geschehen war. Überschwenglich äußerten sie ihr Mitgefühl und ihre »Treue zum Führer«, wobei besonders Göring sich nicht genugtun konnte. Er stürzte auf den Führer zu, umarmte ihn bewegt und sagte: »Gott sei Dank, mein Führer, daß Sie uns erhalten geblieben sind!« Ernst und bewegungslos sagte Hitler: »Dieser Anschlag galt nicht nur mir. Dieser Tag wurde gewählt, um uns alle umzubringen. Diese Verschwörer haben nichts von Revolutionären an sich. Sie sind nicht einmal Rebellen! Wenn dieser Stauffenberg eine Pistole gezogen und mich niedergeschossen hätte, dann wäre er ein Mann gewesen. So aber ist er ein erbärmlicher Feigling!«
Himmler erhielt den Befehl, sofort nach Berlin zu fliegen und eventuellen Machenschaften entgegenzutreten, einen Aufstand zu unterdrücken, Stauffenberg zu verhaften und die am Komplott Beteiligten festzusetzen. Ich mußte eine telefonische Verbindung zu Goebbels herstellen.

Hitler wollte wissen, was sich in Berlin ereignet hatte. Infolge der Zerstörung kam das Gespräch erst nach Stunden zustande. Hitler teilte Goebbels dann mit, was vorgefallen war. Sehr erregt fragte er, ob es in Berlin ruhig geblieben sei. Goebbels berichtete, daß neben ihm gerade Major Remer stehe, der Kommandeur des Berliner Wachbataillons. Er habe von ihm, Goebbels, den Befehl erhalten, das Regierungsviertel in Berlin zu besetzen, da Befehle ausgeblieben wären und er, Goebbels, nicht gewußt habe, was er tun solle. Hitler, der Remer augenblicklich zum Oberst beförderte, erklärte, daß er Remer sprechen wolle. Ihm befahl er: »Remer, es wurde versucht, mich umzubringen; aber ich lebe. Meine Befehle, und nur meine Befehle, gelten! Verstanden? Sie haben Berlin zu sichern. Wenden Sie alle Machtmittel an, die Sie für notwendig halten. Erschießen Sie jeden, der meinen Befehlen nicht gehorcht!« Nach einer kurzen Unterhaltung mit Goebbels beendete er das Gespräch und ging mit Mussolini zu den Arbeitern, die damit beschäftigt waren, die Bunker zu verstärken. Ihnen sagte er, daß er von Anfang an gewußt habe, daß der Attentäter niemals aus ihren Reihen käme. »Meine Feinde«, sagte er, »waren von jeher die ›vons‹, die sich Aristokraten nennen.« Die vorgesehenen Besprechungen mit Mussolini fanden nicht statt. Mussolini fuhr wieder ab. Er und Hitler hatten sich zum letzten Mal gesehen.

Wie jeder, der eine Zeitlang mit Hitler unmittelbar zu tun hatte und – seit Mai 1945 zunächst vor allem von Institutionen der Siegermächte, teilweise sogar auf dem

Wege über Foltermethoden – um sein Urteil über Hitler »befragt« wurde, so wurde zwangsläufig auch Erwin Giesing »bemüht«. Sein – entsprechend beeinflußtes – Urteil vom 11. November 1945 lautete: »Asket und Demagoge, Volkstribun und Diktator, später: Caesarenwahn und Tyrann. Das Gelingen des (Attentats vom) 20. Juli 1944 hätte sich nur dann als Vorteil für Deutschland, für Europa und (für) die Welt ausgewirkt, wenn Hitlers politische Trabanten Himmler und Bormann, Ribbentrop und Göring, Keitel und Fegelein – und all die anderen – mit ihm . . . Opfer des Anschlags geworden wären; denn (im Falle seines) alleinigen Todes hätten heftige Diadochenkämpfe Deutschland vielleicht in ein noch grausameres Elend gestürzt, als (es) das sinnlose Weiterkämpfen angesichts der unvermeidlichen militärischen Niederlage«* getan hat.
Bormann hatte im Juli 1944 »große« Tage. Himmler und Ernst Kaltenbrunner konnten neidisch sein, und sie waren es wohl auch. Während sie den Täterkreis dingfest machten und nach Einzelheiten suchten, instruierte Bormann den Parteiapparat blitzartig in souveräner Weise. Ihn hatte er in der Hand, was Zuverlässigkeit garantierte und Hitler überflüssige Sorgen abnahm. Ein Fernschreiben nach dem anderen ging mit Bormannschen Richtlinien und Ratschlägen hinaus und vermittelte bei den Empfängern den Eindruck, daß »ganz oben nach wie vor alles in bester Ordnung« sei. Hitler, den

* Aufzeichnungen Erwin Giesings vom 11. 11. 1945. Dok. im Besitz von Werner Maser.

Rachsucht und Zerstörungswut beherrschten, dankte es ihm. Da er wußte, daß Bormann beispiellos funktionierte, konnte er einen Teil seiner Energie der Verfolgung und Bestrafung des Verschwörerkreises widmen. Wie skeptisch er jetzt jede Nachricht aufnahm, zeigt folgendes Beispiel: Ich stand neben ihm, als ihm gemeldet wurde, Generaloberst Fromm habe Stauffenberg und Olbricht in Berlin füsilieren lassen. Äußerlich ruhig, aber doch sehr angespannt, hörte er sich die Meldung an. »Fromm und Stauffenberg exekutieren?«, murmelte er und befahl: »Ausgraben, sofort Stauffenberg ausgraben.« Nachdem dies geschehen und es bestätigt worden war, daß es sich bei dem Erschossenen tatsächlich um Stauffenberg handelte, reagierte er nicht, wie Bormann es erwartet hatte. Er schloß spontan: »Fromm ist der Kopf. Er hat seine Mitwisser und Hauptbelastungszeugen auf diese Weise ausgeschaltet.« Nicht nur Bormann zuckte bei dieser Äußerung sichtlich betroffen zusammen. Hitler, dem unsere Reaktionen nicht entgingen, sagte nur noch: »Ich kenne meine Pappenheimer.« Dann war diese »Sitzung« beendet. Fromm, der sich später vor dem Volksgerichtshof geschickt verteidigte, kam mit dem Leben davon; aber am 19. März 1945 ereilte Hitlers Rache ihn dennoch: Er wurde auf persönlichen Befehl des Führers hingerichtet.
Ich war mehr als betroffen, als ich auf Hitlers Tisch die Namensliste sah, auf der alle diejenigen festgehalten waren, die dem Verschwörerkreis angehört hatten oder ihm nun zugerechnet wurden. Einer derjenigen, die auf der Liste standen, war der Oberstleutnant Smend aus

dem Stabe Zeitzlers. Ich kannte ihn ebenso wie eine ganze Reihe anderer Beschuldigter. Eines Tages kam von ihm ein Brief, den er an Hitler geschrieben hatte. Hitler las ihn in meiner Gegenwart – und wurde zunächst recht nachdenklich. Smend hatte Mut bewiesen. Er schrieb Hitler, daß sich in den Stäben seit Stalingrad zunehmend die Auffassung offen verbreitet hätte, mit Hitler wäre der Krieg nicht mehr zu gewinnen, da seine Führungsfähigkeiten nicht den Anforderungen entsprächen. »Der steht wenigstens soldatisch dafür ein«, bemerkte Hitler und ergänzte: »Und um sein Leben bettelt er auch nicht.« Aber als er weiterlas, verfinsterten sich seine Mienen. Smend beschuldigte die Vorgesetzten, die jungen Offiziere wie ihn nicht an die Hand genommen und sie im Vertrauen auf den Führer geführt zu haben. Er stellte sich und seinesgleichen als hilflos verführte und überforderte Militärs dar, die wie Schulkinder auf das erlösende Wort des Lehrers gewartet hätten. Das war für Hitler zuviel, der stets auf den Schneid der jungen und jüngeren Militärs vertraut und gebaut hatte.

Smends Schicksal war besiegelt. Ich bin sicher, er wäre nicht nur mit dem Leben davongekommen, sondern vielleicht sogar freigesprochen worden, wenn er unterlassen hätte, die mit ihm betroffenen höheren Militärs in so peinlicher Weise zu beschuldigen und zu denunzieren. Mein Eindruck war, daß der Brief Hitlers Rachsucht nur noch schürte, und ich bin nach wie vor auch überzeugt, daß mancher Angeklagte mit einem anderen Freisler-Urteil davongekommen wäre, wenn Smends Brief tat-

sächlich durchgehend »mannhaft« geblieben wäre, wie Hitler sich ausdrückte.
Filme, Fotos, Protokolle und mündliche Berichte informierten Hitler ausführlich über das Volksgerichtshof-Verfahren. Vor allem die Namen Witzleben, Goerdeler, Höpfner, Fellgiebel, Haase, Hassel und von der Schulenburg spuckte er buchstäblich nur noch aus, wenngleich er einmal auch bitter bemerkte: »Schade, daß Schulenburg, ein Mann mit soviel Rückgrat, nicht auf meiner Seite stand.« So unwahrscheinlich es auch klingen mag, so wahr ist es dennoch: Hitler suchte geradezu krampfhaft nach »positiven Lichtblicken in diesem Sumpf«, wie er es einmal nannte. Aus seiner Sicht hatten alle Angeklagten ihr Schicksal verdient. »Wie Schlachtvieh« wolle er sie hängen sehen, sagte er, nachdem er Protokolle über ihr Verhalten und ihre Aussagen gelesen hatte. 35 Jahre später, am 18. Mai 1979, zitierte die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« einen Auszug aus einem »Dialog« zwischen Roland Freisler und Hans Bernd von Haeften. Ich las ihn – wie Hitler – schon vor 35 Jahren.
Hier das Protokoll:
Freisler: »Sehen Sie denn nicht ein, daß, wenn ein Volk schwer ringt, und wenn dann einer von den wahrscheinlich Tausenden von Obersten, die es in der Armee dieses Volkes gibt, einer solchen Meinung ist, daß es Verrat ist, irgendwie abzuweichen von der Treue gegenüber dem Führer?«
Haeften: »Diese Treuepflicht habe ich nicht mehr empfunden.«

Freisler: »Aha. Das ist also klar, die haben Sie nicht empfunden, und sagen, wenn ich keine Treue empfinde, kann ich es auch nicht als Verrat ansehen.«
Haeften: »Nein, so ist es nicht ganz. Sondern ich, äh, äh, nach der Auffassung, die ich von der weltgeschichtlichen Rolle des Führers habe, äh, ähm, nämlich, daß er ein großer Vollstrecker des Bösen ist, war ich der Auffassung . . .«
Freisler: »No ja, da ist ja nun ja, dann ist ja also kein Wort zu sagen.«
Haeften: »Jawohl.«
Freisler: »Ein feiner Beamter im Auswärtigen Dienst. Dann stelle ich aber eine andere Frage: Und Sie haben es gewagt, Beamter im Auswärtigen Amt zu sein?«
Haeften: »Ja.«
Freisler: »Ja.«
Haeften war mir dann und wann einmal über den Weg gelaufen. Ich habe ihn verschiedentlich gesehen, aber nicht tatsächlich gekannt. Nachdem ich seinen von den Umständen allerdings erheblich mitbestimmten »Auftritt« vor dem Volksgerichtshof ebenso »studiert« hatte wie das Verhalten seiner Gesinnungsgenossen, die Hitler gewaltsam hatten aus dem Wege räumen wollen, erschien mir das Urteil Hitlers, der »blitzschnelle« Entscheidungen und Urteile innerhalb von zwei Stunden befahl und verlangte, daß die Angeklagten nicht »groß zu Wort« kommen dürften, nicht nur aus Hitlers Sicht verständlich. Die Tatsache, daß das Verfahren damals von ausländischen Juristen und Journalisten als juristisch unanfechtbar akzeptiert wurde, trug nicht unwe-

sentlich dazu bei, mir keine »überflüssigen« Gedanken über einen Prozeß zu machen, dessen Angeklagte im Falle des Scheiterns ihrer Pläne grundsätzlich mit dem Tode rechnen mußten.
Wie Hitler reagierte, als ihm (noch am 20. Juli) mitgeteilt wurde, daß in der Heereskommandantur in Paris unter Stülpnagels und Kluges »Dach« vorzeitig sein »Tod« mit Sekt gefeiert worden sei, bedarf keiner Schilderung. Der Selbstmord Erwin Rommels im Oktober 1944 und der Selbstmord Kluges waren Teil-Konsequenzen, die seit Jahr und Tag bekannt sind. Ich nenne diese beiden Namen, weil sie Hitler mehr bedeuteten als allgemein immer noch angenommen wird.* Rommels Selbstmord kam auf sein Konto. Kluges – von sich aus begangenen – Selbstmord dagegen zweifelte er an. Er vermutete, daß »die Engländer ihn vergiftet« hätten, »nachdem es ihnen nicht gelungen« sei, »den Generalfeldmarschall für sich zu gewinnen.« Ja, er ging sogar so weit, Frau Kluge ausdrücklich um die Erlaubnis zu bitten, die Leiche ihres Mannes untersuchen zu lassen. Das Ergebnis bestätigte seine Vermutungen nicht. Kluge hatte sich selbst das Leben genommen. Für Hitler, der von dem jetzt recht zwielichtigen Himmler ständig massiv bedrängt wurde, »das ganze Gesindel mit Stumpf und Stiel auszurotten«, war dies ein weiterer schwerer Schlag.
Daß seit dem 20. Juli besondere Sicherheitsmaßnahmen

* Zu Rommel vgl. u. a. David Irving, Rommel. Eine Biographie, Hamburg 1978.

vorgeschrieben waren, lag auf der Hand. Nur rund sechzig Leute, deren Namen Hitler selbst notiert hatte, durften zu ihm, ohne sich zuvor einer Leibesvisitation unterziehen zu müssen. Aktentaschen und ähnliches Gepäck mußten abgelegt werden. So sehr ich diese Maßnahmen einsah, so sehr bedrückten sie mich auch. Da kamen Generale, Oberste, Stabsoffiziere, Leutnante, Unteroffiziere und Soldaten mit hohen und höchsten Auszeichnungen, Männer, die ihr Leben für Hitler aufs Spiel gesetzt hatten – und mußten sich vom Kriminalkommando wie ertappte Diebe »filzen« lassen. Zwar erklärten zahlreiche »Besucher«, daß sie »es sich nun ja schließlich selbst zuzuschreiben« hätten, in dieser Weise behandelt zu werden; aber ich wurde des Anblicks, der sich mir täglich bot, nicht froh. Soldaten mit goldenen Nahkampfspangen, goldenen Verwundetenabzeichen, Eisernen Kreuzen und Ritterkreuzen, oft noch mit Frontuniformen angetan, mußten sich wie eben gestellte Gangster nach Waffen abtasten lassen. Bis dahin hatte ich noch niemals auf eigene Faust gehandelt. Jetzt tat ich es. Ich ging zu Högl und erklärte ihm, der Führer habe befohlen, auf derartige Durchsuchungen zu verzichten, wenn es sich um besonders ausgezeichnete Soldaten handelte. Und so geschah es denn auch. Als Hitler von meiner eigenmächtigen »Maßnahme« erfuhr, die natürlich sehr böse Folgen haben konnte, sagte er nichts. Er blickte mich nur an und ließ mich ahnen, was auf mich zukommen könnte. Unsicher in meiner Haut, stammelte ich: »Mein Führer, was soll ein Mann denken, der von der Front kommt, um sein Ritterkreuz in Empfang zu

nehmen und hier vorher wie ein ertappter Attentäter abgetastet wird?« Hitlers Reaktion bestätigte auch jetzt, was ich immer wieder erfahren hatte: Er nahm klare Entscheidungen hin, wenn sie ihm begründet erschienen.

Als »Lichtblick« in diesem »Sumpf« erschien ihm jetzt vor allem Generalfeldmarschall Keitel, dessen »unpolitische Denkweise und mangelnde Eigeninitiative« er bis dahin nicht selten herablassend kritisiert hatte. Von heute auf morgen stand nämlich plötzlich ein ganz anderer Keitel da. Als Hitler infolge des Attentates vorübergehend ins Bett mußte, waren es weder Bormann noch Himmler, bei denen er die Geschäfte geborgen wußte, sondern Keitel. Er, der bis dahin immer nur der gehorsame und fugenlos funktionierende Militär gewesen war, bewies augenblicklich, daß sowohl sein hoher militärischer Rang als auch seine exponierte Dienststellung rechtens waren. Umsichtig, entscheidungsfreudig, unbeeinflußbar von Himmlers und Bormanns Imarchen, bestimmte er, was zu geschehen habe, bis Hitler das Heft wieder allein in die Hand nahm.

Als es Hitler besser ging, machte er wieder seine kurzen Spaziergänge im Hauptquartier-Gelände. Meist mußte ich ihn dabei begleiten. »Blondi«, seine intelligente und spritzige Schäferhündin, war stets dabei. Eines Tages, ich erinnere mich leider nicht mehr an das genaue Datum, kam er während eines solchen Spazierganges unvermittelt auf Friedensverhandlungen zu sprechen. Da ich nur zuhörte, brauchte er nicht zu antworten, sondern konnte, was seiner Gewohnheit entsprach, seine Gedan-

ken ohne Unterbrechung entwickeln. Doch er kam zu keinem Ende. Ohne besonderen Anlaß änderte er sein Thema. Dann, wir befanden uns in seinem kleinen Privatzimmer, erschienen Hewels Vertreter und Wilhelm Bormann, der Bruder Martin Bormanns. Hitler ließ sie nicht Platz nehmen, sondern an der Tür stehen bleiben. Eine komische Situation: Die beiden »blockierten« den Ausgang. Was Hitler damit bezweckte, war mir nicht klar. Offenbar wollte er mich als Zeugen bei sich behalten, ohne ausdrücklich darauf hinweisen zu müssen. Drucksend, sehr vorsichtig, begannen Bormann und sein Begleiter mit ihren Berichten über »Friedensverhandlungen« in Stockholm. Hitler hörte eine Weile schweigend zu. Als Bormann jedoch berichtete, daß die Alliierten zu keinerlei ernsthaften Verhandlungen bereit seien, solange er, Hitler, Staatschef wäre, die NSDAP bestünde und eine bedingungslose Kapitulation der deutschen Streitkräfte illusorisch sei, platzte ihm buchstäblich der Kragen. »Die Vorsehung«, so stieß er ärgerlich hervor, habe ihn auch am 20. Juli nicht aus einer Laune heraus am Leben bleiben lassen. Nach wie vor sei nur er ausersehen und in der Lage, das deutsche Schicksal positiv zu gestalten. Die Feinde wüßten, wieso sie jetzt ihre Bedingungen so stellten. Auch er sei, befahl er schließlich, nun nicht mehr bereit, die Verhandlungen fortsetzen zu lassen. Ohne weitere Erklärungen ließ er die beiden gehen.

Einen gravierenden Einschnitt verursachte der 20. Juli 1944 nicht nur in Hitlers Leben. Ich wurde augenblicklich mit Aufgaben betraut, die das Stauffenberg-Atten-

tat initiiert hatte. Neue Gesichter tauchten auf. Eines von ihnen gehörte dem intelligenten und sympathischen Arzt Dr. Erwin Giesing, der als Hals-, Nasen- und Ohrenarzt Hitler im Rahmen seines Fachgebietes behandeln mußte. Über seine ersten Eindrücke berichtete er dem amerikanischen Geheimdienst am 11. November 1945: »Mein erster Eindruck bei meinem ersten Zusammentreffen mit Hitler am 22. 7. 44 war nicht der, daß ich diesen ›gewaltigen und gefürchteten Mann‹ mit seinem ›faszinierenden‹ oder sogar ›hypnotisierenden‹ Wesen vor mir sah. Er machte sogleich auf mich den Eindruck eines gealterten, fast verbrauchten und erschöpften Mannes, der mit dem Rest seiner Kräfte haushalten muß. Ich war nicht stark beeindruckt von seinen angeblich ›alles durchdringenden Augen‹ oder von seinem vorhergesagten herrischen oder sogar tyrannischen Wesen, das mir aus Presse, Rundfunk, Erzählungen und Berichten anderer vorschwebte.«*

Giesing, der Hitler vom 22. Juli bis zum 7. Oktober 1944 in insgesamt rund 50 bis 60 »Sitzungen« behandelte, reagierte bei der ersten Begegnung mit Hitler ähnlich wie ich. Auch er konnte den vielgerühmten Augen des Führers durchaus nichts Ungewöhnliches abgewinnen. Allerdings lernte er Hitler auch erst kennen, als er äußerlich nichts mehr mit dem Mann zu tun hatte, bei dem ich zehn Jahre zuvor meinen Dienst aufgenommen hatte. Dennoch erlag auch er Hitler total. In vielen Ge-

---

* Zit. aus Giesings Bericht vom 11.11.1945. Dok. im Besitz von Werner Maser.

20 *Hitler mit Mussolini auf Frontfahrt in der Ukraine anläßlich der Besichtigung von italienischen Einheiten*

21 *Empfang Mussolinis im Führerhauptquartier Wolfsschanze zum Essen. Hinter Hitler Kannenberg, links daneben Linge*

22 *Besuch Mussolinis im Führerhauptquartier Wolfsschanze. Ganz links Linge*

23 *Mussolini im Führerhauptquartier Wolfsschanze. Zur Rechten Hitlers Linge*

sprächen haben wir dann gemeinsam nach den »Gründen« gesucht. Doch wir kamen nicht dahinter.
Giesing war für Hitler ein Mann, den er nicht nur als Arzt akzeptierte. Er redete mit ihm über Gott und die Welt und ließ sich von ihm sogar widersprechen. Darüber sagte Giesing später selbst: »Wenn Hitler mich auch des öfteren widersprechen ließ, ist das kein Beweis dafür, daß andere ihm auch widersprechen durften. Dazu war er eine viel zu starke Machtpersönlichkeit und von der absoluten Richtigkeit seiner Meinungen viel zu sehr überzeugt, und er hätte niemals einen anderen annähernd gleich Klugen oder gleich Begabten neben sich geduldet. Er glaubte einfach, die meisten Dinge besser zu verstehen und besser machen zu können als andere Leute. Ich konnte ihm mehrfach ansehen, daß er sich beherrschte und sich zusammennahm – bei unseren Unterhaltungen, bei denen ... Unterschiede in der Anschauung auftraten. Wer ... das Unglück hatte, schlechte Nachrichten überbringen zu müssen, kam ... in einen gewissen Mißkredit, der (für seine) Stellung und sein Fortkommen hinderlich war. Deswegen wurden oft Tatsachen ›verschönt‹ und die Ergebnisse verbessert. Hitler ließ sich fast ausschließlich durch Zahlenergebnisse imponieren, und er liebte es, sich in Prozenten oder sonstigen Zahlenverhältnissen auszudrücken. Hieraus entstand über alle möglichen Dinge ein Meldewesen, bzw. Unwesen, dessen Nachprüfung er niemals selbst vornehmen konnte oder selbst veranlaßt hat.«*

---

* Aufzeichnungen Erwin Giesings vom 11. 11. 1945. Dok. im Besitz von Werner Maser.

Schlechte Nachrichten brauchte Giesing – anders als ich – niemals zu überbringen. Im Gegenteil. Durch seine Behandlung besserten sich Hitlers Leiden und Verletzungen rasch. Er, der »Überbringer guter Nachrichten«, konnte gegebenenfalls Gespräche initiieren, in denen es keine der negativen Aspekte gab, die Hitler nicht zur Kenntnis nehmen wollte. Und Hitler griff von sich aus negative Themen nur auf, wenn sie nicht mehr länger ignoriert werden konnten. So sah der Arzt sich in der Lage eines Beobachters, der sich schließlich sogar manchen – allerdings nicht berücksichtigten – Ratschlag leisten durfte. Für mich war Giesings Erscheinen ein Gewinn. Er gehörte nicht zum alten Kreis der unmittelbaren Umgebung, mit dem er nichts zu tun bekam und sich mit ihm daher auch nicht anfreundete. Ich wurde von ihm auf Einzelheiten im Zusammenhang mit Hitler und dessen Lebensweise aufmerksam gemacht, die ich bis dahin kaum oder gar nicht sonderlich beachtet hatte. Was bei uns seit Jahr und Tag praktiziert wurde und daher als selbstverständlich galt, erschien Giesing in vielen Fällen ganz anders. So schrieb er zum Beispiel: »Mir fiel bei den ersten Untersuchungen sofort ... auf, daß Linge im Zimmer Hitlers ... stets nur eine elektrische Birne in einer Stehlampe eingeschaltet hatte. Er ... sagte, daß Hitler kein helles Licht vertrage und seit etwa 1½ Jahren stets nur eine Birne im Zimmer brennen lasse. Für meine medizinischen Untersuchungszwecke war mir die geringe Beleuchtung ... sehr willkommen, da ich bei einer so schwachen Nebenbeleuchtung ... die besten Lichtverhältnisse für die Untersuchungen hatte.

Nach dem Ausschalten meiner Untersuchungslampe und dem Einschalten der Stehlampe merkte ich besonders kraß, wie gering die Beleuchtung im Zimmer ... war.« Im Halbdunkel las und arbeitete Hitler, obwohl er seit etwa 1936 eine Brille brauchte, wenn er kleine Schriftzeichen lesen mußte. Giesing versuchte zwar, diese Voraussetzungen zu ändern, aber Hitler blieb dabei. Und er ließ sich von Giesing, der gern ein Steak oder ein Schnitzel aß, auch nicht davon überzeugen, daß es infolge seines großen Energieverbrauches notwendig sei, endlich wieder tierische Eiweiße, Fleisch- und Schlachtfette in seinen Speiseplan aufzunehmen. Giesing, der sich alle Mühe gab, positive Einflüsse auf Hitler auszuüben, scheiterte ebenso wie alle »Ratgeber« vor und nach ihm. Nach einer Untersuchung kam er ganz geknickt zu mir und beklagte sich über die Diskrepanz in Hitlers Wissen und der Anwendung des Wissens. »Da unterhält der Führer sich mit mir wie ein Facharzt über ernährungswissenschaftliche Probleme und medizinische Fragen und denkt nicht daran, seine Kenntnisse in die Tat umzusetzen.« So war Hitler. Starrsinnig beharrte er gewöhnlich auf einmal getroffenen Entscheidungen, auch wenn er ihre Nachteile am eigenen Leibe spürte. Wie niemand ihn dazu überreden konnte, eine andere Mütze aufzusetzen, so vermochte auch niemand ihn davon zu überzeugen, daß es gut für ihn wäre, sich anders zu ernähren, seinen Schlafrhythmus auf »normale Verhältnisse« umzustellen, sich angemessen körperlich zu betätigen und auch in manch anderer Hinsicht ein gesünderes Leben zu führen. Als Giesing ihm einmal vor-

schlug, wegen seiner Kopfschmerzen infolge einer Nebenhöhlenentzündung dringend das Klima zu wechseln und wenigstens vorübergehend von Ostpreußen nach Berchtesgaden zu gehen, schob er »schwerwiegende« politische Gründe als Ursachen für seine Ablehnung vor. »Medizinisch und klinisch«, erklärte er Giesing, »ist sicher Ihre Ansicht begründet ..., aber ich kann aus politischen Erwägungen heraus mein Hauptquartier in Ostpreußen nicht verlassen.« Dann setzte er ihm auseinander, daß die Ostpreußen, wenn er ihr Land jetzt verließe, ihm »mit Recht« vorwerfen würden, sie den Russen auszuliefern. Wie geheim sein »Stellungswechsel« auch immer vorgenommen wurde, bekannt werde er »irgendwie doch immer«. Eine »Mißstimmung in Ostpreußen« wäre das Letzte, was er sich »wünschen« könne. Daher müsse er in der »Wolfsschanze« bleiben. Außerdem würde das Volk im Falle seines Umzuges nach Berchtesgaden denken, er ziehe sich in seine Privatwohnung zurück und überlasse den Generalen die Kriegsführung und den Ministern die Regierung. Dabei sei es in der Tat jedoch so, daß er »auf dem Berg« noch mehr »schuftete« als anderswo. Mich anblickend, fragte er: »Linge, Sie sehen das nun seit zehn Jahren. Bin ich mit der Arbeit nicht immer angehängt wie ein Stück Vieh?« Ich mußte ihm zustimmen; denn faulenzen habe ich ihn niemals gesehen. Müßiggänger Hitler, der seine Zeit mit Reisen, Palavern, Platten-Hören, Filme-Betrachten und Dösen totschlug, gibt es nur in den Phantasien einiger Biographen. In Wirklichkeit war Hitler ein Arbeitstier mit unerschöpflicher Energie, ein Mensch,

der selbst beim Essen nichts weiter als seine Arbeit im Kopf hatte. Seine Gäste hörten ihm aufmerksam zu. Nicht wenige von ihnen waren überzeugt, über ihn »durch eine Seitentür einen Blick ins Paradies« getan zu haben. Krampfhaft versuchte er während des Krieges, sich bei solchen Gesprächen, die oft Monologe waren, von der Arbeit zu erholen. Daß ihm dies nicht gelang, habe ich oft erfahren müssen. Nicht selten erzählte er mir, daß er, während er über eine bestimmte Frage »weit ab vom Krieg« monologisiert habe, nur daran dachte, wie es am besten möglich sein werde, an der Front diese oder jene operative Wendung zu erzwingen. Er könne »doch unmöglich«, sagte er, seinen Gästen, die auch in den Krieg eingespannt seien, zumuten, mit ihm beispielsweise über Panzerstärken von Schiffen, Umrüstungen von Flugzeugen, ausgefallene Waffen und Einheiten zu reden. Jeder Frontsoldat wisse doch, worüber Soldaten in ihrer »Freizeit« am liebsten redeten. Der dringende ärztliche Rat Giesings, der Hitler noch einmal empfahl, doch wenigstens vier bis sechs Wochen auf den Obersalzberg zu gehen, wurde als »nicht diskutabel« zu den Akten gelegt. Als Giesing, der sich nicht leicht geschlagen gab, dann noch einmal zu einer Erwiderung ansetzte, erklärte Hitler ihm, daß der Transport des ganzen Apparates des Führerhauptquartiers und des Oberkommandos des Heeres, und das wären ja zwangsläufige Folgen seines »Klimawechsels«, für einen so kurzen Zeitraum nicht zu verantworten seien; außerdem wäre an eine kontinuierliche und »ruhige Arbeit« nicht zu denken. Mit der Bemerkung, »Sie sehen, Doktor, ich

muß hierbleiben«, war das Thema »Klimawechsel«, das meinen persönlichen Ambitionen verständlicherweise sehr entgegenkam, abgetan.
Zu einem dramatischen Ereignis kam es am Nachmittag des 1. Oktober 1944 während einer Untersuchung Hitlers durch Dr. Giesing. Er selbst notierte darüber am 12. Juni 1946: »Hitler schlug ... die Bettdecke zurück und zog sein Nachthemd nach oben, so daß ich den Leib ... untersuchen konnte ... (Er) war im ganzen etwas vorgetrieben und zeigte beim Abklopfen einen deutlichen Meteorismus (Ansammlung von Darmgasen mit Blähungen der Darmschlingen). Eine Druckempfindlichkeit bestand im Bereich des Bauches nicht. Auch der rechte Oberbauch und die Gallenblasengegend waren ... druckschmerzfrei. Ich prüfte dann mit einer ... Sicherheitsnadel die Bauchdeckenreflexe ..., die mir als sehr lebhaft erschienen. Ich bat Hitler dann ... eine neurologische Kontrolluntersuchung durchführen zu dürfen ... (Er) war ... einverstanden. Ich bedeckte ... den Bauch wieder mit dem Nachthemd und zog die Bettdecke ganz nach unten ... Anomalien an den Genitalien ... habe ich nicht feststellen können. Das Praeputium war zurückgezogen, die Glans Penis ... reizlos, Pyramidenbahnzeichen ... nicht vorhanden, Babinski, Gordon, Rossolimeau und Oppenheim (Reflexe, der Verf.) ... negativ. Eine Rombergsche Prüfung habe ich wegen der Bettlägerigkeit nicht durchgeführt ... nach den früheren Ergebnissen (wären sie auch) wahrscheinlich negativ gewesen. Ich bat Hitler dann, das Nachthemd ... auszuziehen, was er unter meiner und Linges

Hilfe tat. Auch hier fiel mir auf, daß die ... weiße Körperhaut ... ziemlich trocken war. Auch in den Achseln war keinerlei Schweißbildung zu fühlen. Der Tricepsreflex und der Radiusperiostreflex (Armreflex) waren beiderseits sehr lebhaft, die spastischen Reflexe an den oberen Extremitäten (Léri, Meyer und Wartenberg) ... negativ. Es bestand ... keine Adiadochokinese. Sonstige Kleinhirnsymptome fehlten ebenfalls ... die Prüfung des Facialisreflexes durch Beklopfen vor der Ohrspeicheldrüse ... ergab rechts eine angedeutete Zuckung im Sinne des Chwostekschen Phänomens, Kernig und Lasègue war sicher negativ, keine Anzeichen von Nackensteifigkeit. Bewegungen des Kopfes in allen Richtungen frei. Die Oberarmmuskulatur schien mir ebenfalls eine gewisse Rigidität bei schnellen Bewegungen, Beugungen und Streckungen zu zeigen ... Hitler verfolgte diese neurologische Untersuchung mit großem Interesse und sagte dann zu mir: ›... abgesehen von dieser nervösen Übererregbarkeit habe ich doch ein ganz gesundes Nervensystem, und ich hoffe, daß auch bald wieder alles gut werden wird. Auch die Darmkrämpfe lassen schon nach. Morell hat ... gestern und vorgestern mit Kamilleeinläufen ... Stuhlgang erzielt, und nachher soll er mir noch einen Einlauf machen ... Ich habe in den letzten drei Tagen fast nichts essen können, so daß der Darm jetzt praktisch leer ... und in diesen Tagen sehr geschont worden ist.‹ Linge und ich halfen Hitler wieder beim Anziehen des Nachthemdes ... Hitler sagte dann: ›... nun wollen wir vor lauter Unterhaltung nicht die Behandlung vergessen. Sehen Sie

bitte noch einmal in meine Nase und machen Sie das Kokainzeug hinein. Mein Kehlkopf ist zwar etwas besser, aber ich bin immer noch heiser.‹ Ich (behandelte, der Verf.) daraufhin ... im Liegen die ... linke Nasenseite mit der 10%igen Kokainlösung. Anschließend untersuchte ich noch einmal die ... Ohren und ... den Kehlkopf. Nach einigen Augenblicken sagte Hitler: › ... jetzt wird es mir wieder ganz frei im Kopf, und ich fühle mich so wohl, als ob ich bald aufstehen könnte. Nur bin ich ... sehr schlapp, was von den starken Darmkrämpfen und dem wenigen Essen herkommt.‹ Nach einigen weiteren Augenblicken fiel mir auf, daß Hitler die Augen schloß und ... die vorher ziemlich gerötete Gesichtsfarbe blaß wurde. Ich griff nach dem Puls, der ... beschleunigt und weich war. Die Pulsfrequenz war etwa 90, die Qualität ... erschien mir aber bedeutend weicher als sonst. Ich fragte Hitler, wie er sich fühle, worauf ich keine Antwort erhielt. Es war deutlich ein leichter Kollaps eingetreten ..., (bei dem) Hitler nicht ansprechbar war. Linge war ... an die Tür zu Hitlers kleinem Wohnzimmer gegangen, da es heftig geklopft hatte ... Es müssen nur ganz kurze Augenblicke gewesen sein, in denen ich mit Hitler allein gewesen war; denn als Linge zurückkam, war ich noch beim Kokainisieren der linken Nasenseite ... Als Linge wieder zurückkam, stellte er sich an das Fußende des Bettes und fragte mich, wie lange ich noch zu behandeln hätte. Ich sagte aufgeschreckt aus meinen Gedanken: ›Ich bin gleich fertig‹. In diesem Augenblick war das Gesicht Hitlers noch blasser geworden, und Hitler zeigte einige

kurze krampfartige Zuckungen im Gesicht und zog auch die beiden Beine an. Als Linge dieses sah, sagte er: ›Nun bekommt der Führer wieder seine Darmkrämpfe, lassen Sie ihn jetzt in Ruhe. Er will wohl jetzt schlafen.‹ Wir packten dann leise die Instrumente zusammen und verließen schnell das Schlafzimmer Hitlers.«*

Hitler sah todkrank aus. Er war sehr matt und schlief rasch ein. Giesing wartete eine Weile, riet mir, was zu tun sei, wenn sich ein solcher Anfall wiederhole und versprach, gegenüber jedermann zu schweigen. Dann verließ er Hitler, den ich nun von allem noch mehr als zuvor abschirmen mußte. Ich wagte nicht einmal, Bormann oder Himmler zu informieren. Wäre Hitlers »Gegenwart« notwendig geworden, ich hätte zuerst Giesing gerufen. Doch das erübrigte sich. Hitler kam wieder auf die Beine. Dieser Zwischenfall verband Giesing und mich wie zwei Verschwörer. So erfuhr ich von ihm denn auch, was er von Hitlers Zustand hielt, worüber Hitler sich mit ihm in den Wochen vorher unterhalten und worüber er ihn hinter verschlossenen Türen informiert hatte. Immer war ich bei den Untersuchungen und Unterhaltungen ja nicht zugegen gewesen. Meine Beobachtungen und Giesings ärztliche Kommentare zur Situation bestätigten, daß Hitler seit 1934 niemals so krank und dem Tode so nahe gewesen ist wie im Oktober 1944, wenn von äußeren Umständen abgesehen wird. Nach dem Herzkollaps ging es mit Hitler rapide bergab. Wenn wir allein waren, gab er dies offen zu. Ich mußte

* Zit. nach Maser, Adolf Hitler ..., S. 390ff.

ihm berichten, wie es gewesen sei, als er »plötzlich wegsackte«. »Ja«, meinte er dann, »nur der Bruchteil einer Sekunde, und man ist hindurch. Davor braucht man sich nicht zu fürchten.« Daß ich mit niemandem über seinen Zustand sprechen würde, hielt er für so selbstverständlich, daß er mich nicht einmal darauf aufmerksam machte. Ich weiß nicht, was geschehen wäre, wenn beispielsweise Himmler gewußt hätte, wie es um Hitlers Gesundheit zu der Zeit bestellt war. Die Ärzte Brandt und Hasselbach wurden ihrer Ämter beim Führer enthoben, und auch Erwin Giesing erschien am 7. Oktober letztmals. Nur Morell blieb, an dessen Seite auf Himmlers Empfehlung am 31. Oktober der SS-Arzt Dr. Ludwig Stumpfegger trat. Arzneien nahm Hitler jetzt nur noch aus meiner Hand entgegen. Sein Mißtrauen war nicht mehr zu übertreffen. Zwar konnte er seit Anfang Oktober Flüstergespräche wieder aus fünf bis sechs Schritt Entfernung hören; aber das änderte wenig an seinem Argwohn, der nicht nur ihm das Leben zur Hölle machte. Hätte ich nicht so starke Nerven gehabt, ich weiß nicht, was ich getan hätte.

Zu einem kurzen Aufleuchten des früheren Hitlerbildes kam es noch einmal Ende 1944, als unsere Truppen am 16. Dezember zur beispielhaft vorbereiteten und ebenso geheim gehaltenen Ardennenoffensive antraten und zunächst große Erfolge errangen. Hitler schien noch einmal aufzuleben. Er hatte etwas zugenommen, sprach wieder normal und wirkte gekräftigter und habituell zuversichtlicher. Doch sein Gesicht blieb grau, sein Rükken stark gebeugt, der Gang schleifend-schleppend.

Seine ganze linke Körperhälfte zitterte. Blickte er ins Licht, schmerzten ihm die Augen. Alles das aber merkte nur, wer länger mit ihm zusammen sein mußte. Bei kurzen Begegnungen war er in der Lage, einige der gravierenden Schwächen und Leiden zu verbergen, und er tat es. Seit wir Ostpreußen, dieses wunderbare Land mit seinen kultivierten Weiten, mit seinen malerischen Seen und dunklen Wäldern verlassen hatten, waren nur fünf Wochen vergangen; aber es kam mir vor, als seien es Jahre gewesen.
Mit dem Ende unserer Dezember-»Siege« an der Westfront kam eine Stimmung bei uns auf, die alle Hoffnungen auf eine mögliche Wendung der Kriegslage zerschlug. Lethargie breitete sich wie ein Nebel aus und bedrückte alle, auch Hitler, der dies allerdings nur zeigte, wenn ich mit ihm allein war. Selbst wenn Bormann bei ihm erschien, änderte er seinen Gesichtsausdruck und tat, als sei »alles in Ordnung«. Morell konnte er nichts vormachen. Er sah, wie sein Patient verfiel. Da erschien Mitte Februar 1945 noch einmal Giesing im Hauptquartier. Ich freute mich sehr, ihn wiederzusehen, zumal ich wußte, daß er auf Hitler stets positiv eingewirkt hatte. Nun hoffte ich, er werde es noch einmal tun können. Ich bat Hitler, ihn doch zu empfangen. Hitler, der sich Anfang Oktober 1944 über Giesings »Kompetenzüberschreitungen« geärgert hatte, wie er sich ausdrückte, war unschlüssig und sagte weder »ja« noch »nein«. Für mich hieß das: Arrangiere eine »zufällige« Begegnung. Ich tat es. Während eines Fliegeralarms richtete ich es so ein, daß Giesing dem Führer in die

Arme laufen mußte. Als der Arzt dann »plötzlich« vor ihm stand, blickte Hitler auf und sagte ausnehmend liebenswürdig: »Ach, Doktor. Wie geht es Ihnen und Ihrer Familie? Kommen Sie mit!« Wie weggeblasen war die alte Verstimmung. Hitler wirkte erfreut und aufgeschlossen; aber er erlegte sich keinen Zwang auf, sondern gab sich so, wie er wirklich war. Dem Arzt, der ihn kannte, wollte er wohl nichts vormachen. Er wußte, daß er ihm den inzwischen rapide vorangeschrittenen Verfallprozeß nicht verheimlichen konnte. Giesings Bericht spricht denn auch für sich. »Als ich das Gesicht Hitlers jetzt ... sehen konnte«, schrieb er im Juni 1945, »war ich erstaunt über die Veränderungen. Er schien mir gealtert und noch mehr gebeugt als sonst. Seine Gesichtsfarbe war unverändert blaß, und er hatte starke Säcke unter den Augen. Seine Sprache war zwar klar, aber sehr leise. Sofort fiel mir ein starkes Zittern des linken Armes und der linken Hand auf, das jedesmal stärker wurde, wenn die Hand nicht auflag, so daß Hitler den Arm immer auf den Tisch oder die Hände auf die Bank stützte ... Ich hatte den Eindruck, daß er ziemlich geistesabwesend und nicht mehr konzentriert war. Er machte einen absolut erschöpften und abwesenden Eindruck. Auch seine Hände waren sehr blaß und die Fingernägel blutleer.«*

Die letzte Frontfahrt unternahm Hitler Anfang März 1945 von Berlin aus. Mit Kraftwagen fuhren wir über Sturzäcker, durch Felder und Wiesen nach Stettin, das

* Zit. nach Maser, Adolf Hitler ..., S. 394.

sich noch in deutscher Hand befand. Nur unter Aufbietung aller physischen Kräfte konnte Hitler diese Strapazen überstehen; aber er mied sie nicht. Als wir uns in aller Frühe durch einen Acker durchquälten, um zu einem Kommandostand der Luftwaffe zu gelangen, standen plötzlich alte Bauern mit ihren Frauen um uns herum. Der nahe Donner der russischen Artillerie schien für sie vergessen. Ihn, Hitler, unmittelbar an der Front zu sehen, hatten sie ganz offensichtlich nicht erwartet. Man spürte buchstäblich, wie Hitler, obwohl jetzt alt, ergraut, gebeugt und zerfallen, auf sie wirkte, auch wenn er gar nicht mit ihnen sprach, sondern ihnen nur jovial zuwinkte. Einen Augenblick lang fühlte ich mich in die Zeit der Picknick-Fahrten zurückversetzt. Die gleichen Gesichter wie früher, die gleichen Erwartungen wie einst: »Der Führer wird es schon schaffen.« Anders konnte ich das Verhalten der Bevölkerung hier nicht deuten. Daß Hitler aus solchen Begegnungen immer noch Kraft schöpfte, empfand nicht nur ich. General Burgdorf, Schaub und Bormann, die Hitler ebenfalls begleiteten, merkten dies ebenso.

Während des Rußlandfeldzuges, es war im Winter 1941/42, fuhr Hitler einmal zu der Heeresgruppe, die Feldmarschall von Reichenau führte. Ich wußte von privaten Begegnungen Hitlers mit von Reichenau auf dem Berghof. Reichenau verstand etwas von der Malerei, was Hitler ganz besonders gefiel. Einträchtig und sachverständig redeten die beiden über Ölgemälde, die auf dem Berghof hingen. Auch politisch stand von Reichenau, der Hitler gelegentlich in Zivil aufsuchte, was jeder

von uns als deutliches Zeichen einer gewissen Bevorzugung verstand, Hitler nahe. Wir, Hitler und seine Begleitung, flogen also zu der Heeresgruppe Reichenau. Dort angekommen, erwarteten uns in einem großen Saal Frontsoldaten, die sich sichtlich freuten, einmal den Führer persönlich zu sehen und zu erleben. Beim Essen saß links neben Hitler ein einfacher Soldat, rechts neben ihm ein Unteroffizier. Nicht nur mit ihnen unterhielt er sich ausgezeichnet. Anschließend hielt er eine Rede. Darin sagte er, daß die deutschen Kaiser des Mittelalters immer nur nach Süden, nach Italien, gezogen seien. Diesmal, unter seiner Führung, würden deutsche Truppen jedoch ein Land erobern, dessen Erde alles böte, was Deutschland benötigte. Als er nach der vom Beifall umrauschten Rede den Saal verließ, wurden ihm unsere Quartiere gezeigt, die sich in einer Etage eines Wohnhauses befanden. Mir fiel sofort auf, daß sein Zimmer mit einer großen Fensterscheibe versehen war, die jeder passieren mußte, der das Haus betrat oder verließ. Ehe ich noch eine Antwort auf die – für mich – absonderliche Bauweise gefunden hatte, erklärte Hitler mir, daß in dem Raum ein politischer Wohnungswart, ein politisch zuverlässiger Spitzel, gelebt habe, dessen Aufgabe es gewesen sei, jedermann im Hause zu beobachten. Ich – der immer schon unfähig war, Gedanken zu verbergen – muß ein recht ungläubiges Gesicht gemacht haben; denn Hitler nahm mich am Arm, schob mich aus dem Zimmer hinaus und machte mich auf die Oberlichter über den Türen aufmerksam. Jedes Zimmer hatte, wie ich jetzt bemerkte, über der Tür ein Oberlicht, durch das der

Wohnungswart sich vergewissern konnte, was die Leute »trieben«. Wir wußten nicht, wann wir wieder ins Hauptquartier zurückkehren konnten. Hitler war deshalb sehr unruhig. Er wartete nervös auf Nachrichten von anderen Heeresgruppen, die ihn bei von Reichenau nicht erreichen konnten, da zwischen den Heeresgruppen keine telefonischen Verbindungen bestanden. Er mußte also unbedingt ins Führerhauptquartier zurück, wo alle Informationen und Meldungen zusammenliefen. Bei dieser Gelegenheit wurde mir klar, daß er das Hauptquartier künftig nur noch selten verlassen durfte, wenn er erfolgreich führen wollte. Dennoch unternahm er, immer wieder unmittelbaren Kontakt zur kämpfenden Truppe suchend, weitere Frontfahrten nach Uman und nach Kiew.

Wenn Hitler bei solchen »Reisen« Soldaten traf, ließ er gewöhnlich seinen Wagen halten und fragte die Landser, woher sie kämen, welchen Einheiten sie angehörten und wie sie sich als seine Soldaten fühlten. Immer wieder kam dann auch die stereotype Frage, wie ihnen denn »das Paradies der Arbeiter und Bauern« gefalle und ob er, ihr Oberster Führer, ihnen falsche Vorstellungen vermittelt habe. Von den Soldaten, egal woher sie stammten, kam stets eine Antwort: »Nein, es ist noch viel schlimmer!« Für die Mittagsmahlzeiten mit den Soldaten waren meist Tische und Bänke aufgestellt. Hitler wurde ein Teller Erbsensuppe gereicht, aus der zuvor das Fleisch entfernt werden mußte. Er stellte sich mit mir aber auch direkt an »Gulaschkanonen«, an denen wir gemeinsam Erbsensuppe löffelten.

Eine der Frontfahrten ging nach Smolensk, eine andere an die Front nach Saporosche, wo es zu einem dramatischen Ereignis kam. Während Hitler mit seinen Generalen sprach, wurde der Flugplatz, auf dem auch unsere Flugzeuge standen, von den Russen angegriffen und teilweise eingenommen. Die Meldung über dieses Ereignis platzte natürlich zuerst bei uns herein. Wir, erregt, unsicher und ohne eigentliche Fronterfahrung, warteten nun gespannt, was geschehen, was Hitler veranlassen würde. Die Meldung gaben wir dann auch sofort an ihn weiter. Verblüfft mußten wir feststellen, daß ihn kaum beeindruckte, was uns geradezu in einen Panikzustand versetzt hatte. Er gab ein paar sachliche Anweisungen zur Bereinigung der Angelegenheit – und setzte die »Konferenz« ruhig fort. Hätten die Russen auch nur eine Ahnung von Hitlers Anwesenheit gehabt, wäre diese Affäre sehr wahrscheinlich anders ausgegangen.
Der längste Frontflug fand 1943 statt. Er führte nach Rostow ans Schwarze Meer. Hitler flog den ersten Teil der Strecke mit seinem Flugzeug, der damals jedermann bekannten »Condor«. Dann, im eigentlichen Frontgebiet, stieg er in einen Jäger der Messerschmittproduktion um, in dem nur er, General Schmundt, sein Leibarzt Theo Morell und ich untergebracht werden konnten. Deutsche Jagdflugzeuge begleiteten uns in einer Höhe von 3000 bis 4000 Metern. Hitler war ruhig und hatte nicht die geringste Angst. Ab und zu blickte er zu den uns begleitenden Jägern hinaus, von denen er wußte, daß sie ihn, ihren Obersten Führer, niemals im Stich lassen würden. Nach der Landung ging es auf morastigen

24 *Mussolini nach dem Besuch im Führerhauptquartier Wolfsschanze vor dem Sonderzug. Zwischen Mussolini und Hitler Linge*

25 *Hitler im Führerhauptquartier Wolfsschanze auf dem Wege zur Lagebesprechung 1942. Von links: Linge, Albert Bormann, Hitler, SS-Gruppenführer Julius Schaub*



26 *Letztes Foto Hitlers am 20.3.1945 im Park der Reichskanzlei. Von links: Reichsjugendführer Axmann (mit Mütze), Hermann Fegelein, Julius Schaub, Hitler, General Burgdorf, Linge*

Rollbahnen an die vorderste Front. Immer wieder erlebte ich, daß müde Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, vom Dreck der schier grundlosen Wege beschmiert, plötzlich wie elektrisiert reagierten, wenn Hitler neben ihnen auftauchte. Hier, wo die Kugeln pfiffen, haben sie ihn, der ihnen – meist schweigend lächelnd – zuwinkte, nicht erwartet. Doch es war so: Niemand, egal ob an der Front oder in der Heimat, konnte sicher sein, nicht plötzlich irgendwo vor Hitler zu stehen. Im Frieden hatte Hitler Reisen als spezifische Führungsmittel benutzt. Er hatte sich gern der unmittelbaren Konfrontation mit seinen Ministern und Partei-Funktionären entzogen und über persönliche Adjutanten »regiert«. Während des Krieges, als Feldherr und Stratege, »reiste« er aus anderen Erwägungen. Da wollte er, der seinem Militär nicht trauen zu können meinte, selbst die Hand am Puls des Geschehens haben, um seine Entscheidungen möglichst hautnah und effektvoll treffen zu können.

Anders als in den »guten Zeiten«, in denen der Kriegsgott Hitler gewogen war, redete Hitler im engsten Kreis nun zunehmend von der Vergangenheit. Er flüchtete sich in die Geschichte und stellte Vergleiche mit der Gegenwart an, wie er sie sehen wollte. Daß dabei Großbritannien immer wieder im Mittelpunkt stand, war infolge seiner Weltanschauung kein Wunder. Churchill, den er halsstarrig und politisch dumm nannte, warf er vor, ihn enttäuscht zu haben. Ihm habe er zugetraut, sagte er, die Großraumpolitik zu treiben, die der große Pitt früher betrieben habe. Pitts Politik, und sie hätte Churchill kennen müssen, habe die Welt im Gleichge-

wicht gehalten, was Churchill, der – im Gegensatz zu Pitt – mit Frankreich gemeinsame Sache machte, nicht gelungen sei. »Was habe ich nur alles getan oder zu tun unterlassen, nur um den englischen Stolz nicht zu verletzen«, sagte er Anfang 1945 einmal und warf Churchill vor, den jüdischen Einflüssen erlegen zu sein, deren Exponenten und Urheber es vorzögen, lieber das Empire zugrundegehen zu lassen, als sich mit dem »Nazideutschland« zu arrangieren. Er, Hitler, suchte auch jetzt bei sich keine Schuld, es sei denn, er zieh sich der Unterlassung bestimmter Maßnahmen oder beklagte, sich an Vereinbarungen gehalten zu haben, die sich – wie beispielsweise das Bündnis mit Stalin – schließlich als empfindlicher Nachteil für das Reich erwiesen. Auf gleicher Ebene lag sein Selbstvorwurf, nach der Machtübernahme »zu gut gewesen« zu sein und nicht rücksichtslos genug all diejenigen beseitigt zu haben, mit deren Loyalität nicht zu rechnen gewesen sei. Im Zusammenhang mit Englands Politik war er überzeugt, daß die Briten einen »Pseudo-Antisemitismus« vielleicht noch hingenommen hätten, seine konsequente Politik gegenüber dem Judentum jedoch wäre »den Vettern da drüben« zuviel gewesen. Hätte Pitt an Churchills Stelle in London regiert, hätte England spätestens Anfang 1941 vermutlich »die Chance ergriffen« und den Krieg beendet, meinte er monologisierend und bezichtigte die Engländer, 1939 den Krieg mutwillig vom Zaun gebrochen zu haben. Mir fiel nun auf, daß Hitler nicht mehr vom Sieg sprach, sondern daß er, wenn niemand dabei war, nur davon redete, daß »wir diesen Kampf bis zum

Tode durchstehen« würden. Auf das Porträt Friedrich des Großen blickend, sagte er eines Nachts: »Er war im Winter 1762 soweit, aufzugeben und sich zu vergiften«, wenn es ihm nicht gelänge, das Kriegsglück zu wenden. Der überraschende Tod der russischen Zarin Katharina habe ihn davor bewahrt, seinem Leben ein Ende zu bereiten. Eine total hoffnungslose Lage gebe es in der Geschichte nicht, und wir könnten es schon als einen Sieg bezeichnen, wenn es uns nur gelänge, »ganz einfach weiterzuleben« und unabhängig zu existieren. Ich verschwieg gegenüber jedermann, was ich in den ersten Wochen und Monaten des Jahres 1945 aus Hitlers Mund vernahm. Hitler wußte es und ließ mich in nächtlichen Stunden in eine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft blicken, die ich, auf Realitäten ganz anderen Zuschnitts fixiert, staunend mißverstand. Was hätte ich ihm entgegnen sollen? In diesen Wochen, in denen Martin Bormann nachschrieb, was Hitler ihm gegenüber äußerte, schien es mir zuweilen, als suchte Hitler in solchen »Gesprächen« der Wirklichkeit zu entfliehen, die ihn längst eingeholt hatte. Daß er, wenn wir allein waren, zuweilen auch da noch von »unserer Zukunft« sprach und sie anders ausmalte, als sie es geworden ist, begriff ich erst später, und ich entdeckte wie die meisten Deutschen auch da erst, was wir früher hätten wissen müssen. Wie er in seinen letzten Lebensstunden noch darauf beharrte, im biologischen Antisemitismus auch künftig die geschichtliche Aufgabe des deutschen Volkes zu sehen, so war er bis zum letzten Atemzuge auch davon überzeugt, daß »unsere Zukunft nur im Osten« läge und daß es

darauf ankäme, »unseren Geburtenüberschuß nach dem Osten« zu lenken. Noch heute frage ich mich manchmal, wie ich noch da glauben konnte, was Hitler sagte und lehrte. Die Rote Armee stand beinahe vor den Toren der Reichshauptstadt, und ich ließ mir einreden: Wir kommen, wenn auch gerupft, noch einmal davon. Wir kamen davon, allerdings nicht so, wie ich es noch im April 1945 dank Hitlers Überzeugungskraft zu hoffen gewagt hatte. Ich war kein Intellektueller. Ich hatte – wie die meisten meiner Kameraden – weder Hitlers Buch »Mein Kampf« noch irgendwelche andere NS-Literatur gelesen, und Hitlers Weltanschauung kannte ich kaum mehr als nur vom Hören-Sagen. Was mich unerschütterlich glauben und vertrauen ließ, resultierte aus anderen Erfahrungen. Eine von ihnen lautete: Der Führer hat jahrelang allen Widerständen zum Trotz immer erreicht, was er anstrebte und prophezeite. In seiner unmittelbaren Umgebung von den negativen Erscheinungen abgeschirmt, die im Volk von Hand zu Hand und von Mund zu Mund gingen, war ich blind für viele Details und Zusammenhänge. So unwahrscheinlich es auch klingen mag, ich sah, wie Hitler den Hebel der Macht in den Händen hielt, und ich war oft dabei, wenn er mit ihm hantierte; aber wohin sein Weg führte, das erkannte ich nicht. Was mich zuweilen nachdenklich machte, war die Tatsache, daß Hitler nicht so führte und regierte, wie das Volk es glaubte. Er ließ den Ministern, Reichsleitern, Gauleitern und Generalgouverneuren weitgehend freie Hand, und nicht selten bekämpften die einander mit Klauen und Zähnen. Das erfuhr ich nahezu

täglich; aber die Feststellung, daß der Führer trotz des sogenannten »Ämterdarwinismus« prinzipiell immer das Heft in der Hand behielt, ließ grundlegende Zweifel nicht dauerhaft aufkommen. Aber ich begann nun doch aufmerksam zuzuhören, wenn der Führer über Geschichte und Politik monologisierte. Einen Anstoß dazu gab nicht zuletzt auch eine Bemerkung Hitlers, der sagte, es wäre ihm vor dem Kriege nicht schwergefallen, Franco für die Teilnahme am Krieg auf deutscher Seite zu gewinnen. Ribbentrops gelegentliche Feststellung noch im Ohr, daß es leider nicht gelungen sei, Franco in den Krieg hineinzuziehen, machte mich die Äußerung Hitlers hellhörig, der sagte, daß Franco nichts mehr gewünscht habe, als mit ihm und Mussolini zu den Siegern zu gehören. Er habe, so erklärte Hitler im Beisein Bormanns, nach reiflichen Überlegungen schließlich davon abgesehen, den Caudillo zum Mitmachen zu überreden. Die Aussicht, die Atlantikküste von Cadiz bis San Sebastian verteidigen zu müssen, während im Lande womöglich ein von Briten angefachter neuer Bürgerkrieg wütete, habe – neben anderen Belastungen – Zurückhaltung angezeigt sein lassen. »Franco«, erklärte Hitler, »hat mich damals getäuscht. Hätte ich die wahren Sachverhalte gekannt, hätte ich unsere Flugzeuge nicht dafür hergegeben, dem spanischen Adel und der katholischen Kirche wieder ihre mittelalterlichen Rechte zurückzugeben.« Ich horchte auf und suchte nun systematisch nach Möglichkeiten, solche »Eingeständnisse« und Erläuterungen zu hören oder gar auszulösen. So machte ich mich mit der nationalsozialistischen Weltanschauung

erst vertraut, als der Träger der Ideologie sich bereits am Grabesrand befand. Dafür allerdings hörte ich alles vom »Propheten« selbst. Für ihn, den ich in den zehn Jahren sehr, sehr viel lesen, niemals jedoch auch nur in »Mein Kampf« blättern sah, stellten sich Vergangenheit und Zukunft Anfang 1945 so dar: Die großen Materialschlachten des Ersten Weltkrieges hatten die machtpolitische Substanz Europas erschöpft, das zwar noch einen politischen Schwerpunkt im Konzert der Weltmacht-Blöcke bildete, die wachsende Macht der Vereinigten Staaten, Rußlands und Japans jedoch nicht mehr ignorieren konnte. England, das zusammen mit dem Reich Weltmacht hätte betreiben können, hatte diese Chance infolge der Politik Churchills verpaßt. Hätte Großbritannien spätestens im Frühjahr 1941 noch eingelenkt, wäre aus Europa unter deutscher Führung ein starker Block geworden, in dem Frankreich und Italien gezwungen worden wären, ihre Ansprüche in Nordafrika und im Nahen Osten aufzugeben und auf Großmachtpolitik zu verzichten. England, von Machtkämpfen auf dem Kontinent befreit, hätte sich uneingeschränkt seinem Weltreich widmen können, während das zur Gewinnung von zusammenhängendem Lebensraum und damit zum Krieg gezwungene Reich ohne Angst vor einem Zweifrontenkrieg in die Lage versetzt worden wäre, den Bolschewismus zu vernichten und den für die Zukunft des deutschen Volkes unentbehrlichen Boden im Osten zu »sichern«. Da alles dies durch Englands Schuld nicht habe verwirklicht werden können, werde das Inselreich, das – im Gegensatz zu Deutschland – niemand zum

Krieg gezwungen habe, »auf seiner verdammten Insel« schwindsüchtig dahinvegetieren und schließlich verhungern. Nachdem für Hitler feststand, daß er den Krieg nicht durch eine Besetzung Englands hatte beenden können, so sagte er, habe er sich entschlossen, den Befehl zum Angriff auf Rußland zu geben und sich auf einen Zweifrontenkrieg einzulassen, gegen den er sich bis dahin stets ausgesprochen habe. Da für Deutschland ein Verteidigungskrieg gegen einen russischen Angriff, der eines Tages mit Sicherheit gekommen wäre, aussichtslos gewesen sei, habe es nur eine Lösung gegeben: den Angriff. Daß er den Befehl zu den militärischen Vorbereitungen bereits an dem Tage gegeben habe, an dem Molotow nach seinen Besprechungen mit ihm und von Ribbentrop nach Moskau abgereist sei, wie er ausdrücklich hervorhob, beurteilte ich als einen Beweis für politische Weitsicht. In der Gefangenschaft verschwieg ich diese Hitler-Äußerungen gegenüber den Russen. Wenn ich diesen Erklärungen zu glauben bereit war, lag es vor allem daran, daß ich über keine Möglichkeiten verfügte, sie zu korrigieren. Anders verhielt es sich dagegen im Zusammenhang mit Hitlers Vorwürfen gegenüber dem Auswärtigen Amt und bestimmten Militärs, die er beschuldigte, eine total falsche Frankreich-Politik betrieben zu haben. Er tat, als hätten Ribbentrop und seine Berater eine von seinem Willen unabhängige Außenpolitik treiben können. Oft genug war ich dabei gewesen, wenn er dem Reichsaußenminister verbindliche Weisungen erteilte, die unsere Politik in Frankreich und gegenüber Frankreich betrafen. Jetzt, nachdem alles

schief gegangen war, sprach er hämisch von unseren »Genies in der Wilhelmstraße«, von den »Militärs alter Schule« und »ostelbischen Krautjunkern«, die allesamt nicht begriffen hätten, daß das Frankreich des 20. Jahrhunderts das Gesicht einer Hure gehabt habe und daß nur eine Politik zweckmäßig gewesen wäre: die Politik eines eiskalten Mißtrauens.

Bemerkenswert erschien mir vor allem, was Hitler in den letzten Wochen und Tagen seines Lebens über die Juden sagte. Im Gegensatz zu seinen früheren Ausführungen in Reden usw., in denen er stets von der »jüdischen Rasse« gesprochen hatte, sagte er jetzt, daß es vom genetischen und anthropologischen Standpunkt aus gar keine jüdische Rasse gäbe und daß »wir nur aus sprachlicher Bequemlichkeit« von einer jüdischen Rasse redeten. Nicht eine besondere Rasse, sondern eine Gemeinschaft des Geistes repräsentiere das Judentum, das nicht zuletzt auch die Schicksalsverbundenheit der seit jeher Verfolgten verkörpere. Doch auch diese Interpretation mündete in der Behauptung, daß das Judentum, dessen Existenz er als »traurige Überlegenheit des Geistes über das Fleisch« deutete, für alles Unheil in der Geschichte verantwortlich gewesen sei und daß es eines Tages dafür bezahlen müßte. Den Anfang zur Ausrottung des Judentums, von dem die Menschheit »befreit« werden müsse, habe er gemacht. Von einer grundsätzlichen Abkehr von seiner Lehre konnte also nicht die Rede sein. Ich war so klug oder so dumm wie zuvor.

Mein blindes Vertrauen auf Hitler und dessen vielgerühmte Fähigkeiten ließen mich, zumal sich zeitweilig

die Ereignisse buchstäblich überstürzten, viele Dinge gar nicht erst sehen. Erst später, als alles vorbei war und ich immer wieder die gravierenden Geschehnisse vor meinem geistigen Auge vorüberziehen ließ, fielen mir bestimmte Einzelheiten auf, die mich vor allem während des Krieges nicht nur nachdenklich hätten stimmen müssen. Hitler wußte beispielsweise immer zumindest umrißhaft, was er wollte; aber er ließ sich mit seinen Entscheidungen Zeit, auch wenn sie drängten. Obwohl er manchmal von »Schweinereien« sprach, die er von Feindesseite aus befürchtete, ließ er die Dinge laufen. Das gelegentliche vorsichtige Drängen der Militärs, denen er vorwarf, »laurig« zu sein, Angst vor Entscheidungen zu haben und gern zu zaudern, ignorierte er. Manchmal hatte ich den Eindruck, daß es ihm lieb gewesen wäre, wenn es Militärs gegeben hätte, die »mit dem Degen in der Hand vorangestürmt« wären, wie er sich einmal ausdrückte. Sie gab es in den Stäben jedoch nicht, soweit ich es beobachten konnte. Manches wäre während des Krieges sicherlich schneller vorangekommen und auch anders entschieden worden, wenn jemand Hitler, der mit zunehmender Kriegsdauer oft erst immer dann entschied, wenn es eigentlich schon zu spät war, sachkundig und entschieden gedrängt hätte. Hitler, der seine Führungsschwächen – im Gegensatz zu allen gegenteiligen Behauptungen – durchaus kannte, jedoch nichts in dieser Hinsicht änderte, beschränkte sich nicht selten auf den Stoßseufzer: »Hätte ich damals doch nur . . . « Was »man« unter Hitler durchsetzen und machen konnte, hat Martin Bormann eindrucksvoll vorexerziert. Niemals

habe ich erlebt, daß Hitler jemanden »zurückpfiff«, weil er womöglich seine Kompetenzen überschritten hätte. Hitler umriß Aufgaben und Ziele zunächst meist nur sehr vage und ließ sich dann alles Weitere gern aus der Hand nehmen, wenn »es« so lief, wie er es sich »im Prinzip« vorgestellt hatte. Dabei bevorzugte er es, zumindest zwei Instanzen oder Personen die gleiche Sache tun zu lassen – und zu beobachten, wer sich besser (oder auch gegen den Konkurrenten) durchsetzte. Daß diese Politik nicht selten zu unnötigen Reibereien, Verzögerungen, Doppelbelastungen und gegenteiligen Ergebnissen führen mußte, lag auf der Hand. Erfahren habe ich in den zehn Jahren bei Hitler jedoch aus erster Hand: Was Hitler selbst nicht gern tat, verlangte er von anderen kategorisch, was er an sich selbst als Mangel empfand – und das gab es durchaus – wollte er bei anderen nicht sehen. Ein entscheidender Mangel war nach meiner Ansicht, daß er dies nicht so offen sagte, wie man es von ihm wohl erwartet hat. So habe ich beispielsweise Militärs nachdenklich und sogar kopfschüttelnd aus Lagebesprechungen herauskommen sehen, was oft durchaus überflüssig gewesen wäre, wenn ... Aber dieses »wenn« gehörte eben zu Hitlers Führungsstil. Da mich die maßgeblichen Militärs kannten – und nicht selten auch als Vermittler brauchten und in Anspruch nahmen – konnten sie mit ihren Meinungen zuweilen nicht hinter dem Berg halten. Das Ergebnis war: Sie bemängelten »die Entschlußlosigkeit des Führers« in bestimmten Situationen und wirkten dabei selbst manchmal so hilflos und ratlos wie Kinder, die sich vom Weihnachtsmann

enttäuscht sahen. Daß Hitler nach solchen Besprechungen ebenso reagierte, haben sie wohl nicht gewußt. »Nichts kommt von denen«, monierte er nicht selten mürrisch, »nichts als Mittelmäßigkeit. Große Initiativen kennen sie nicht.« Einmal, als er deprimiert aus der Lagebesprechung kam, sagte er: »Wüßte ich einen geeigneten Major, ich machte ihn sofort zum Chef des Generalstabes« und dann, nach einer kurzen Pause, »Aber wo soll ich ihn finden? Woher soll ich ihn nehmen?« Ich sah und hörte den Führer, und ich sah und hörte die Militärs. Das waren zwei »Positionen«, die einfach nicht zusammenpaßten.

Zu den negativen Einflüssen auf Hitlers Entscheidungen gehörten nicht zuletzt auch sein stetig sich verschlechternder Gesundheitszustand und seine Angst, zu sterben, bevor er sein »Werk vollbracht« habe. Während er von 1936 bis 1942 zeitweilig nicht nur kränkelte, sondern manchmal auch so krank war, daß er meinte, er stünde bereits am Rande des Grabes, gab es 1943 einen Bruch. Übergangslos war er körperlich plötzlich ein Greis geworden, der sich seit Ende 1944 nur noch schwerfällig – gleichzeitig nach vorn und zur Seite gebeugt – bewegte. Wollte er sich setzen, mußte ihm ein Stuhl untergeschoben werden. Sein linker Arm und sein linkes Bein zitterten seit dem Verlust von Stalingrad. »Nervenschmerzen«, wie er seine Schüttelneurose nannte, Magenbeschwerden, Herzschmerzen und Blähungen plagten ihn manchmal so stark, daß er Mühe hatte, dies vor den Militärs zu verbergen. War er allein, gab er sich, wie er war. Mit schmerzhaft verzerrten Zü-

gen saß er dann manchmal da. Mir war unerklärlich, woher die ungeheure Energie kam, die er ausstrahlte und auf andere übertrug. Sein Bild und seine Reaktionen waren nicht synchron. Hätte ihn ein Fremder gesehen, er hätte Mitleid mit ihm empfunden, solange Hitler geschwiegen hätte. So sehr er körperlich verbraucht und ausgelaugt war, so aggressiv und zupackend, blitzschnell reagierend war sein Geist. Brachten Adjutanten oder höhere Militärs Statistiken oder Aufstellungen anderer Art, brauchte er sie nur zu überfliegen, um sie auswendig vortragen zu können, sobald es sich als notwendig erwies. Sein unglaubliches Gedächtnis ließ ihn auch in dieser Phase seines Lebens ebenso wenig im Stich wie seine Energie. Auch in dieser Zeit war er ein Gigant, der alles überschattete, was um ihn herum war. Und er wußte es; aber er war dennoch hektisch wachsam und mißtrauisch gegenüber jedermann. Außer Dönitz, Goebbels, Bormann und uns, das heißt, seinem engsten Kreis, traute er niemandem mehr über den Weg. Überall witterte er Gefahr und Boykott. Wie die Ereignisse zeigten, geschah dies allerdings auch nicht grundlos. Selbst Himmler hatte ja gegen seinen Willen »mit dem Feind« verhandelt, wie sich am Ende herausstellte. Unter gar keinen Umständen, noch weniger als in den Jahren zuvor, wollte er jetzt womöglich bettlägerig werden. Er biß die Zähne zusammen, verbarg seinen gebrochenen Körper unter einer Pelerine und versuchte, den physisch intakten Führer wenigstens noch vorzutäuschen. Die fortwährenden Gängeleien Goebbels', »doch endlich wieder einmal eine große Rede zu halten«, ignorierte er;

aber er ließ zu, daß Frontsoldaten ihn »besuchten«. Immer noch von seiner außergewöhnlich suggestiven Kraft überzeugt, wich er solchen Konfrontationen, die infolge seines erbarmungswürdigen Zustandes niederschmetternd hätten sein können, nicht aus. Im Gegenteil: Er suchte sie sogar. Für mich war es immer wieder ein schwer zu erklärendes Phänomen: Die Generale, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, die von Bildern her nur den athletisch auftretenden Führer kannten, wurden plötzlich mit einem Mann konfrontiert, der mit »ihrem« Bilderbuch-Hitler gar nichts mehr zu tun hatte, und sie verließen ihn fasziniert, hatten augenblicklich vergessen, welches Bild ihnen bis dahin vorgeschwebt hatte. Verärgerte, enttäuschte und aggressiv geladene Militärs, die von der Front mit dem Vorsatz erschienen, »dem Führer endlich einmal reinen Wein einzuschenken und ihm zu schildern, wie es da vorne tatsächlich aussieht«, verließen ihn mit anderer Stimmung. »Der Führer hat mir erklärt«, strahlten sie dann ausnahmslos und waren »voll des Weines«, den er ihnen eingeschenkt hatte. Nur ganz wenige von ihnen haben gemerkt, wie ausgebrannt der Vulkan war, der sie zu einer (manchmal totalen) Neuorientierung gezwungen hatte.
Die in bestimmten Kreisen wie eine Dolchstoßlegende »kultivierte« Behauptung, daß »der Führer in der letzten Zeit seines Lebens nicht mehr Herr seiner Sinne gewesen und nur so das katastrophale Ende seines Reiches zu erklären« sei, ist ein Märchen. Bis zu dem Augenblick, in dem er seine Pistole nahm und sie an seine rechte Schläfe hielt, um seinem Leben selbst ein Ende zu

setzen, war er ohne Abstriche Adolf Hitler. So erübrigt es sich dann auch, hier Einzelheiten zu referieren, die inzwischen ohnehin bekannt sind. Anders verhält es sich meiner Auffassung nach dagegen mit den Ereignissen seit Hitlers letztem Geburtstag. Am Tage davor, am 19. April, zeigte mir Hans Rattenhuber, der Chef des Führerkriminalkommandos, eine Meldung des Sicherheitsdienstes, in der behauptet wurde, daß eine der Ordonnanzen den Führer an seinem Geburtstag ermorden wolle. Es war von einem Mann die Rede, der Zivil trüge und an der Front an einer Hand verwundet worden sei. Eine solche Ordonnanz gab es bei Hitler jedoch nicht. Auf niemanden traf diese Beschreibung zu. Ordonnanzen in Zivil gab es nur in der ersten Zeit auf dem Obersalzberg. Möglicherweise handelte es sich bei dieser Warnung um eine der vielen Wichtigtuereien Fegeleins, die wir nicht ernst zu nehmen brauchten. Vielleicht sollte die Meldung aber auch bewirken, daß ich nun eine ganz besondere Sorgfalt an den Tag legte. Das aber war überflüssig; denn aufmerksamer als ich bei der Ausübung meines Dienstes ohnehin stets war, konnte ich gar nicht mehr sein, und das wußte auch der Führer, der mir blindlings vertraute. So sagte er einmal: »Linge, wenn Sie hinter mir stehen oder sitzen, fühle ich mich sicherer, als wenn einer der Obergruppenführer an Ihrer Stelle stünde.«
Früher waren die Führer-Geburtstage gewöhnlich wie folgt »eingeleitet« worden: Hitlers persönlicher Stab erschien um Mitternacht vom 19. auf den 20. April und gratulierte zuerst, nachdem ich es allerdings bereits im-

mer schon getan hatte; denn ich mußte Hitler ja melden, daß der Stab zur Gratulation erschienen sei. Diesmal sah alles anders aus. Hitler hatte mir zuvor schon gesagt, daß er Gratulanten nicht empfangen werde, was ich den zu ihm kommenden Herren beibringen solle. Es gäbe nichts, wozu man ihm noch gratulieren könne. Dennoch versammelten sich gegen Mitternacht im Vorraum der Chefadjutant General Wilhelm Burgdorf, der SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, Hitlers persönlicher Adjutant Julius Schaub, der Marine-Adjutant Albrecht, der Chef der Adjutantur der Reichskanzlei, der Adjutant Otto Günsche, der Botschafter Walter Hewel, der den Reichsaußenminister im Führerhauptquartier vertrat, und Werner Lorenz als Vertreter des Reichspressechefs. Nachdem Hitler dies von mir erfahren hatte, blickte er mich müde und niedergedrückt an. Ich mußte dem wartenden Stab mitteilen, daß der Führer keine Zeit habe, ihn zu empfangen. Dabei blieb es zunächst. Doch dann nutzte Fegelein, der mit Eva Brauns Schwester Gretl verheiratet war und sich mit Eva duzte, seine verwandtschaftlichen »Beziehungen«. Er ging zu seiner Schwägerin Eva und redete auf sie ein, den Führer zu bewegen, die Gratulanten, die nicht von seiner Seite weichen würden, zur Gratulation zu empfangen. Eva »schaffte« es. Widerwillig erhob Hitler sich und ging, gebückt, mit schleifenden Schritten, in den Vorraum, wo jeder nur gerade »ich gratuliere« sagen konnte – und dann Hitlers gebeugten Rücken von hinten sah. Hans Baur, Hitlers Chefpilot, sein zweiter Pilot Betz, Rattenhuber, der stellvertretende Chef des Sicherheitskommandos Peter

Högl und Franz Schaedle, der Chef des SS-Begleitkommandos in der Reichskanzlei, die ebenfalls gratulieren wollten, hatten den Anschluß verpaßt. Als sie zu Beginn der Nachtlage-Besprechung erschienen, um dem »Chef« zu gratulieren, befand er sich gerade auf dem Wege von seinem Arbeitszimmer zum Lagezimmer. Im Vorübergehen reichte er jedem von ihnen die Hand.
Nach der Lagebesprechung, die nur eine kurze Zeit in Anspruch nahm, kam Eva Braun zu ihm ins Arbeitszimmer, wo beide gemeinsam Tee tranken und allein sein wollten. Der Geburtstag war der Lage angemessen.
Kaum waren Hitler und Eva Braun zu Bett gegangen, es war gegen 9 Uhr früh, erschien General Burgdorf und bat mich geradezu händeringend, »um Gottes willen doch den Führer zu wecken«, damit er, Burgdorf, ihm eine sehr wichtige Frontmeldung vortragen könne. Ich tat es. Hitler, der zwar sofort aufstand, sich aber nicht anzog und auch nicht den Schlafraum verließ, sondern nur an die Tür ging, fragte durch die Tür: »Was gibt es, Burgdorf?« Nachdem der neben mir stehende General ihm durch die Tür gemeldet hatte, daß die Russen zwischen Guben und Forst durchgebrochen und Gegenangriffe bereits eingeleitet worden seien und der Kommandeur der eigenen Einheiten erschossen wurde, weil er bei der Verteidigung seines Frontabschnittes »versagt« hatte, befahl Hitler mir: »Linge, ich habe noch nicht geschlafen. Wecken Sie mich eine Stunde später als sonst um 14 Uhr.«
Befehlsgemäß weckte ich Hitler um 14 Uhr. Dann frühstückte er und ließ sich von mir Kokaintropfen ins rechte

Auge träufeln. Ein Gespräch kam nicht zustande. Er wollte »Wolf« zu sich gebracht haben, ein Junges seiner Schäferhündin »Blondi«. Mit dem kleinen Rüden, seinem Lieblingswelpen, spielte er dann bis zum Mittagessen, das er zusammen mit Eva und den Sekretärinnen einnahm. Er hatte sich nun total abgekapselt, wollte – außer Eva und mir – keinen Menschen mehr sehen. Ganz der Gegenwart entfliehen konnte er jedoch nur bedingt. Gegen 15 Uhr warteten Abgesandte der Hitler-Jugend unter Arthur Axmanns Führung, Offiziere der Heeresgruppe Mitte, der Kommandant des Führerhauptquartiers, der Chef der Wachkompanie des Führers, ein Mitarbeiter Bormanns und einige SS-Männer am Bunkerausgang der Reichskanzlei, um ihm ebenfalls zu gratulieren. Hitler, der einen feldgrauen Uniformmantel trug, schlug den Kragen hoch und begab sich, von dem Marineadjutanten Karl-Jesko von Puttkamer und von mir begleitet, zu den Gratulanten, die bei unserem Erscheinen schweigend »Haltung« annahmen und Hitler den »Deutschen Gruß« entboten. Im Park, an der Tür des Wintergartens, standen Himmler, Bormann, Burgdorf, Fegelein, Hewel, Lorenz, Hitlers Ärzte Theo Morell und Ludwig Stumpfegger, Schaub, Albert Bormann, Albrecht, Willi Johannmeier, Nikolaus von Below und Günsche. Heinrich Himmler ging auf Hitler zu und gratulierte ihm. Hitler reichte ihm zwar die Hand, doch ich sah, daß dieser Händedruck betonte Achtlosigkeit ausdrückte. Nachdem Hitler, müde, gebeugt, grau im Gesicht und kraftlos, schleppend die »Front« abgeschritten und die Wünsche der Gratulanten entgegenge-

nommen hatte, gruppierten sich die Männer im Halbkreis um ihn, um zu hören, was er ihnen sagen würde. Was sie aus seinem Munde vernahmen, konnte sie infolge der erdrückenden Lage jedoch nicht von der Überzeugung »befreien«, daß die totale Niederlage unmittelbar bevorstünde, auch wenn Hitler immer noch einen gegenteiligen Eindruck zu erwecken versuchte.

Da für 16 Uhr die tägliche Besprechung angesetzt war, schlossen Himmler, Bormann, Burgdorf, Fegelein und die Adjutanten sich dem Führer an, als er wieder in den Bunker zurückkehrte, den er nie mehr verließ. Dann kamen Göring, Ribbentrop, Dönitz, Keitel und Jodl, die ich jeweils einzeln anmeldete und zu Hitler begleitete, um zu gratulieren. Keiner von ihnen sprach vom katastrophalen Ende. Jeder versicherte Hitler nur seine Treue bis zum Tode. Nach dieser Prozedur, die Hitlers Stimmung keineswegs positiv stimuliert hatte, dankte Hitler den Anwesenden im Vorraum für ihre Glückwünsche und Gelöbnisse und fragte den Generalstabschef Hans Krebs, wie sich die Lage an der Oder entwickelt habe. Göring, mit dem Hitler in seinem Arbeitszimmer kurz gesprochen hatte, verließ Berlin wieder.

Zwei Tage später, am Nachmittag des 22. April, erklärte Hitler während der Lagebesprechung, daß er in Berlin bleiben werde. Wir, die bis dahin gehofft hatten, daß er sein Hauptquartier bald in der sogenannten Alpenfestung beziehen würde, waren um eine Enttäuschung reicher. Vor allem Martin Bormann, der bereits Vorbereitungen aller Art eingeleitet hatte, traf dies wie ein Keulenschlag. Er hatte sich schon ausgemalt, wie »es in den

Alpen« weitergehen würde. Anders Goebbels, der vom heldenhaften Untergang in Berlin träumte und Hitlers Entschluß als historische Tat bezeichnete. Was Hitler zu dieser Entscheidung bewog, ist schwer zu erklären. Vielleicht hing sie mit der Befehlsverweigerung des SS-Generals Felix Steiner zusammen, dem Hitler am 21. April befohlen hatte, unter allen Umständen die Russen von der Reichshauptstadt abzudrängen, wobei die Luftwaffe ihn unterstützen sollte. Infolge der Tatsache, daß kaum noch deutsche Flugzeuge vorhanden waren und die vom Führer genannten Einheiten zum Teil nur noch dem Namen nach existierten, hatte Steiner vorgezogen, sich nach Westen zu wenden und seine Truppe der amerikanischen Gefangenschaft entgegenzuführen. Als Hitler dies erfuhr, geriet er außer sich. Zornig beschuldigte er Steiner des Verrats, der Lüge, der Feigheit und des Versagens. Er habe keine Befehle mehr für die Wehrmacht, erklärte er. Nun solle Göring, der ohnehin für Verhandlungen mit dem Feind besser als er geeignet sei, zusehen, wie er damit zurechtkomme. Jeder, der nicht unbedingt zu Hitler mußte, zog es vor, ihm auszuweichen. Ich konnte es nicht; aber mir gegenüber gab er sich auch gezwungen »ruhig«. »Da sehen Sie's, Linge«, sagte er grollend, »auch die SS hintergeht und betrügt mich, wo sie es nur kann. Jetzt werde ich in Berlin bleiben und hier sterben. Da ich zu krank bin, um eine Waffe führen zu können, werde ich mir selbst das Leben nehmen, wie es sich für einen Festungskommandanten gehört.« Auch Bormanns Versuch, am 23. April Albert Speer, den er vor allem in der letzten Zeit so niederträchtig bekämpft

hatte, in seinem Sinne einzuspannen, schlug fehl. Speer, der an diesem Tage zum Führer gekommen war, um sich von ihm zu verabschieden, hatte seine eigenen Sorgen. Ob er Hitler empfahl, Berlin zu verlassen, ist mir aus eigener Erfahrung nicht bekannt; denn ich war während seines letzten Gesprächs mit Hitler nicht dabei. Bormann hatte ihn vor der Tür abgefangen und ihn geradezu freundschaftlich gebeten, was er zuvor niemals getan hätte, den »Führer doch umzustimmen«.
Alle Bemühungen, Hitler zum Verlassen Berlins zu bewegen, verliefen negativ. Bei einigen Optimisten machte sich am 26. April plötzlich die irreale Hoffnung und Vorstellung breit, daß Hitler in Berlin bliebe, weil er schließlich doch noch einen Sieg würde erringen können. Zu gern waren sie bereit, in jeder auch nur aufblitzenden Gunst des Augenblicks eine positive und entscheidende Wendung zu »erkennen«. Der 26. April war ein solcher Tag. Ferdinand Schörner hatte, von Böhmen aus operierend, unerwartet Boden in Richtung auf Berlin gewonnen. Walther Wencks Armee schlug sich nach Potsdam durch. Der russische Einschließungsring um Berlin schien vom Norden her gefährdet. Hitler verbreitete Zuversicht. Aber es war nur ein Aufblitzen. Nichts ging mehr. Unsere Panzer drehten ab und stießen nicht nach Berlin, sondern nach Norden vor. Apathie folgte der kurzen Euphorie. Hitlers Sekretärinnen baten den »Chef« – »für den Fall aller Fälle« – um Giftampullen. Hewel tat es auch. Einer, der SS-General Hermann Fegelein, der Verbindungsmann Himmlers bei Hitler, war plötzlich verschwunden. Hitler, über die eben bekannt-

gewordene Reuter-Meldung maßlos verärgert und enttäuscht, die von Himmlers Versuch berichtete, einen Separatfrieden mit den Westalliierten zu erwirken, vermutete »verräterische Zusammenhänge«. »Wo ist Fegelein?« brüllte Bormann, »wo ist der Kerl?« Kempka antwortete ihm, daß er Fegelein auf dessen Befehl die beiden letzten Wagen der Reichskanzlei für einen Dienstauftrag zur Verfügung gestellt habe. Die beiden Autos seien ohne Fegelein wieder zurückgebracht worden. Fegelein habe sich in der Nähe des Kurfürstendamms »abgesetzt«, um bestimmte »Informationsaufträge auszuführen«. Fegeleins Adjutant, inzwischen in den Bunker zurückgekehrt, gab an, daß Fegelein in seine Berliner Wohnung gegangen sei und dort die SS-Uniform gegen einen Zivilanzug vertauscht habe. Er, der SS-General, habe ihm empfohlen, dies auch zu tun, sich zusammen mit ihm »von den Russen überrollen zu lassen und dann wieder zu Himmler zu stoßen«, wozu er nicht bereit gewesen sei. Für Bormann und Hitler, für uns alle, war klar: Fegelein war ein feiger Verräter, der sich absetzen wollte. Als Zivilist getarnt, hatte er versucht, sich heimlich aus dem Staube zu machen, obwohl er nicht nur SS-General, sondern auch Eva Brauns Schwager war. Am 27. April hatten Kriminalbeamte des Reichssicherheitsdienstes ihn in seiner Wohnung gestellt, die er nicht mit Eva Brauns Schwester Gretl, seiner Ehefrau, sondern mit einer fremden jungen Dame teilte. Mit 100 000 Mark, mit Gold und Schmuck im vorbereiteten Gepäck, hatte er gehofft, Berlin unbemerkt verlassen zu können, nachdem es ihm am 26.

April nicht gelungen war, seine Schwägerin Eva Braun telefonisch davon zu überzeugen, daß (auch) sie schleunigst die Reichshauptstadt verlassen müßte. Als er »unter bewaffneter Begleitung« bei uns eintraf, machte er keinen besonders guten Eindruck. Er trug Handschuhe, einen Ledermantel und eine Sportmütze und sah wie ein »Dandy« vom Kurfürstendamm aus. Ein auf Hitlers Befehl sofort zusammengetretenes Kriegsgericht verurteilte ihn wegen Hochverrats zum Tode. Eva Braun weigerte sich, wenn auch sichtlich mit sich ringend, Hitler um Gnade für ihren Schwager zu bitten, obwohl Hitler andeutete, daß er den hoch dekorierten SS-Obergruppenführer eventuell mit einer »Frontbewährung« davonkommen lassen würde. Gegen Mitternacht erwartete ein SS-Peloton Fegelein, der bei der Urteilsverkündung keine Miene verzog, im Ehrenhof der Reichskanzlei.
Bald danach ließ Hitler mich zu sich in sein Arbeitszimmer kommen. Nachdem ich eingetreten war und mich korrekt gemeldet hatte, sagte er ohne Einleitung: »Linge, ich möchte Sie jetzt auch gern zu Ihrer Familie gehen lassen.« Was ich bis dahin niemals gewagt hatte, tat ich jetzt. Ich unterbrach ihn und erklärte: »Mein Führer, ich bin in guten Zeiten bei Ihnen gewesen, und ich werde auch in schlechten Zeiten bei Ihnen bleiben.« Hitler sah mich ruhig an und sagte nur: »Das habe ich auch nicht anders von Ihnen erwartet.« Dann ergänzte er, immer noch in der Nähe seines Schreibtisches stehend: »Ich habe noch einen persönlichen Auftrag an Sie. Für mich gilt heute, was ich jedem Kommandanten einer Festung befohlen habe: bis zum Tode durchzustehen.

Dieser Befehl ist auch für mich bindend, da ich mich hier als Kommandant von Berlin fühle. Sie haben Wolldekken in meinem Schlafzimmer bereitzuhalten und genügend Benzin für zwei Einäscherungen bereitzustellen. Ich werde mich hier zusammen mit Eva Braun erschießen. Sie werden unsere Leichen in Wolldecken wickeln, nach oben in den Garten tragen und dort verbrennen.«
Ich war in diesem Moment wie gelähmt. »Jawohl, Mein Führer«, stotterte ich bebend. Mehr brachte ich nicht heraus. Rasch, mit zitternden Knien, verließ ich Hitler. In meinem Kopf ging alles durcheinander. Ich ging zu meinen Kameraden und Freunden Högl und Schaedler und berichtete ihnen, was eben geschehen war. Beide bat ich, mir bei dieser Aufgabe behilflich zu sein. Dann rief ich Hitlers Fahrer Kempka an und beauftragte ihn, einige Kanister Benzin in der Nähe des Bunkerausganges bereitzustellen. »Benzin?« fragte er mißtrauisch. Ich sagte, ich würde ihm noch unter vier Augen erklären, wozu der »Treibstoff« nötig sei. Dann kippte ich einige Gläser Schnaps herunter, um über diesen Schock hinwegzukommen. Als sich meine Gedanken wieder zu ordnen begannen, fragte ich mich: »Was wäre wohl gewesen, wenn er mir befohlen hätte, ihn und Eva Braun zu erschießen?« Ich weiß nicht, wie ich reagiert hätte.
Bei den nächsten Tee-Zusammenkünften an den Abenden im Bunker wurde dann meist nur noch über den Tod gesprochen. Gesprächsstoff waren vor allem »die günstigsten« Todesarten. Erschießen und Gift galten ganz allgemein als »angenehmste« Selbstmordarten. Jeder von uns überlegte, wie er seinem Leben ein Ende setzen

werde. Jeder tat wenigstens so, als dächte er darüber nach. Alles war plötzlich nutzlos. Allerdings stimmt nicht, was so oft behauptet worden ist: Es gab im Führerbunker keine Saufgelage, keine Disziplinlosigkeit und keine »Meuterei«. Solange Hitler lebte, blieb alles, wie es bis dahin gewesen war. Was im Bunker der neuen Reichskanzlei geschah, wo alle diejenigen ihr Quartier gefunden hatten, die nicht unmittelbar im Führerbunker leben mußten, weiß ich allerdings nicht. Natürlich haben wir getrunken; aber dies geschah auch jetzt noch in kontrollierten Maßen. Nach wie vor wurde die übliche Rücksicht auf Hitler genommen, dessen bloße Anwesenheit allein jederlei Ungehorsam oder Disziplinlosigkeit im Keim hätte ersticken lassen. Nur in der letzten Nacht seines Lebens, als zusätzliche Liegestätten in den Lageraum gebracht worden waren, um Sekretärinnen oder sonstigen Leuten aus seiner unmittelbaren Umgebung, die jederzeit benötigt werden konnten, einen Schlafplatz zu bieten, kam es vor, daß man über eine am Boden schlafende Sekretärin oder über einen sonstigen Bediensteten hinwegsteigen mußte. Hitler und Eva Braun, die seit dem 29. April Eva Hitler hieß, nachdem der in der Nacht vom 28. zum 29. April unter Lebensgefahr herbeigeholte Stadtrat Walter Wagner sie kurz nach ein Uhr früh im Kartenzimmer des Führerbunkers getraut hatte, sahen dies kaum.

Die vielfach kolportierte Behauptung, daß Hitler auf einen Stock gestützt, mühsam über am Boden liegende betrunkene Adjutanten und Bedienstete habe steigen müssen, die keinerlei Respekt mehr vor ihm gezeigt

hätten, wie gelegentlich behauptet worden ist, entbehrt jeder Grundlage.
Die »Hochzeit« des Führers hatte ich mir in den Jahren zuvor anders ausgemalt. Jetzt, als sie »veranstaltet« wurde, gab es wohl niemanden, der nicht enttäuscht gewesen wäre. Aber es gab auch nur ein paar Leute, die an ihr teilnahmen. Als der mit einer Volkssturmuniform bekleidete Stadtrat Wagner erschien, war alles vorbereitet. Hitler hatte den Raum, in dem die Lagebesprechungen stattfanden, für die Trauung »herrichten« lassen. An die eine Seite des Tisches waren vier Sessel gestellt worden: einer für Hitler, einer für Eva Braun und zwei für die Trauzeugen Goebbels und Bormann. Goebbels und Martin Bormann waren eingeweiht und warteten ebenso wie die »Gäste«. Der Standesbeamte Wagner, der so aufgeregt wie Eva Braun war, hatte ein zweiseitiges, maschinengeschriebenes Formular in den Händen, auf dem unter anderem davon die Rede war, daß die Eheschließenden erklärten, arischer Abstammung und frei von Erbkrankheiten zu sein, die einer Eheschließung entgegenstünden. Dann erklärte Wagner mit zitternder Stimme: »Ich komme nunmehr zum feierlichen Akt der Eheschließung. In Gegenwart der Zeugen frage ich Sie, mein Führer Adolf Hitler, ob Sie gewillt sind, die Ehe mit Fräulein Eva Braun einzugehen. In diesem Falle bitte ich Sie, mit ›ja‹ zu antworten.« Hitler tat dies, ebenso Eva Braun, die Wagner gefragt hatte: »Nunmehr frage ich Sie, Fräulein Eva Braun, ob Sie gewillt sind, die Ehe mit meinem Führer Adolf Hitler einzugehen.« Nach einem Schlußsatz und den Unterschriften von Hitler,

Eva Braun, Goebbels, Bormann und Wagner, war das Zeremoniell beendet.
Hitler und seine Frau nahmen unsere Glückwünsche entgegen. Während das eben getraute Paar sich nach rund eineinhalb Stunden zurückzog, »feierten« wir, die Familie Goebbels, Bormann, Burgdorf, Hewel, Axmann, von Below, Hitlers Sekretärin Gerda Christian, der persönliche Adjutant und ich, die Hochzeit. Es gab Sekt, belegte Brote und Tee. Die Stimmung war entsprechend.
In der Gefangenschaft fragten mich die Russen, wieso Hitler denn noch am letzten Tage seines Lebens, das er selbst beendet habe, geheiratet hätte. Sie sahen darin einen Beweis für die nicht nur von ihnen verfochtene Behauptung, Hitler sei in jeder Hinsicht ein typischer Kleinbürger gewesen, für den »alles schön mit Stempel und von Amts wegen« habe ablaufen müssen, um Gültigkeit zu besitzen. »Ihr Deutsche«, sagte ein NKWD-Offizier in dem Zusammenhang einmal herablassend zu mir, »macht selbst Revolutionen nur, wenn ihr Eintrittskarten oder Erlaubnisscheine dafür habt.« Es war zwecklos, ihm zu erklären, daß Hitlers Entschluß, Eva noch ordnungsgemäß zu heiraten, aus ganz anderen Motiven resultierte. Sicher ist, daß ihm persönlich an dieser Amtshandlung und ihren Folgen überhaupt nichts lag. Er wollte lediglich den Wunsch Evas erfüllen, die zu ihm nach Berlin gekommen war, um als seine rechtmäßig angetraute Ehefrau mit ihm gemeinsam zu sterben. Im Prinzip traf zu, was er in dieser Hinsicht in seinem privaten Testament vom 29. April 1945 erklärte: »Da ich in

den Jahren des Kampfes glaubte, es nicht verantworten zu können«, sagte er da, »eine Ehe zu gründen, habe ich mich nunmehr vor Beendigung dieser irdischen Laufbahn entschlossen, jenes Mädchen zur Frau zu nehmen, das nach langen Jahren treuer Freundschaft aus freiem Willen in die schon fast belagerte Stadt hereinkam, um ihr Schicksal mit dem meinen zu teilen. Sie geht auf ihren Wunsch als meine Gattin mit mir in den Tod. Er wird uns das ersetzen, was meine Arbeit im Dienst meines Volkes uns beiden raubte.«*
Eva Hitlers Verhalten nach der Eheschließung gab Hitler recht. Sie schien die Katastrophe und ihre ganze Umwelt vorübergehend vergessen zu haben. Als ich sie sah, die ich bis dahin stets mit »gnädiges Fräulein« angeredet hatte, nicht mit »gnädige Frau«, sondern betont deutlich mit »Frau Hitler« ansprach, leuchtete es in ihren Augen auf. Sie lächelte glücklich und legte einen Augenblick lang eine Hand auf meinen Oberarm. Eva Hitler. Davon hatte sie mehr als zehn Jahre lang geträumt. Unwillkürlich mußte ich an das Wort von Kurt Tucholsky denken, nach dem man alles das bekomme, was man sich von ganzem Herzen wünsche, daß man es aber immer einen Tag zu spät und stets eine Nummer zu klein erhalte. Das Wort erschien mir wie auf Eva Hitler gemünzt, die sich nach einem kleinen Umtrunk mit ihrem Mann zu Bett begab. Wir, der »engste Kreis«, blieben allein zurück und »feierten tief unter der Erde«

* Zit. nach Maser, Werner: Hitlers Briefe und Notizen. Sein Weltbild in handschriftlichen Dokumenten. Düsseldorf 1973, S. 212.

Hochzeit, während die Granaten der russischen Artillerie oben den Parkboden rund um die Reichskanzlei »umpflügten«.

Am Tage darauf, am 30. April, ging ich am frühen Morgen zu Hitler, der gerade die Tür öffnete, als ich bei ihm ankam. Er hatte in voller Kleidung auf dem Bett gelegen und gewacht, wie es die Nächte zuvor auch schon geschehen war. Während Bormann, Krebs und Burgdorf, geladene und entsicherte Pistolen in Griffnähe bereithaltend, in Sesseln vor seinem Zimmereingang dösten und die Sekretärinnen auf Matratzen hockten und der Dinge harrten, die bald kommen mußten (in jedem Augenblick konnten die Russen vor dem Bunkerausgang stehen), bedeutete er mir, eine Finger auf den Mund gelegt, um die schlafenden oder dösenden Mitarbeiter nicht zu wecken, daß ich mitkommen solle. Wir gingen zur Telefonzentrale, wo Hitler sich mit dem Kampfkommandanten verbinden ließ, der ihm meldete, daß die Verteidigung bereits zusammengebrochen sei. Der Ring, den die Russen um die Stadt »gelegt« hatten, war nicht mehr zu durchbrechen, auf Entsatz nicht mehr zu hoffen. Zwar bot Arthur Axmann an, mit ungefähr 200 Hitler-Jungen und einem Panzer den »Führer aus Berlin herauszubringen«; aber Hitler lehnte ab. »Das«, murmelte er deprimiert, »bringt auch nichts mehr. Ich bleibe hier!«

Die »Stunde der Wahrheit« war gekommen. Zuvor gab es jedoch noch einmal ein gemeinsames Mittagessen – und einen Hitler-Monolog über die Zukunft. An ihm, sagte er, werde die nächste Nachwelt kein gutes Haar

lassen. Der Feind werde seinen Triumph auskosten, das deutsche Volk einer sehr schweren Zeit entgegengehen. Selbst wir würden bald »so manches erfahren«, was wir »jetzt noch nicht« wüßten; aber er vertraue »auf die spätere Geschichtsschreibung«, die ihn bestimmt »gerecht behandeln« werde. Sie werde erkennen, daß er für Deutschland tatsächlich nur das Beste gewollt habe. Erst nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft ahnte ich, was er gemeint hatte, als er sagte: Sie werden bald »so manches erfahren«, was »Sie jetzt noch nicht wissen«.

Nach der Tafel kam Eva Hitler auf mich zu und verabschiedete sich von mir. Bleich, übernächtigt, jedoch betont auf Fassung bedacht, bedankte sie sich »für alles, was Sie für den Führer getan haben«. Mich wehmütig anblickend, bat sie mich am Schluß: »Sollten Sie meiner Schwester Gretl später einmal begegnen, erzählen Sie ihr nicht, wie ihr Mann, Hermann Fegelein, ums Leben kam.« Ich bin Gretl Fegelein niemals mehr begegnet. Dann ging Eva Hitler zu Frau Goebbels, während Hitler sich in sein Arbeitszimmer zurückzog. Magda Goebbels wünschte noch einmal »ein persönliches Gespräch mit dem Führer«, wie Günsche mir erklärte. Ich teilte dies Hitler mit, und Frau Goebbels konnte kommen. Hitler und sie waren eine Weile allein. Als ich eintrat, bedankte Hitler sich gerade bei ihr für ihr Engagement und für ihre Verdienste. Ich mußte von einer seiner Uniformen sein goldenes Parteiabzeichen abnehmen, das er Frau Goebbels als »besondere Auszeichnung« ansteckte. Unmittelbar nachdem dies geschehen war, gingen wir, Hit-

ler und ich, in den allgemeinen Aufenthaltsraum, in dem Dr. Goebbels erschien und Hitler augenblicklich eindringlich beschwor, sich doch noch von der Hitler-Jugend aus Berlin herausbringen zu lassen. Hitlers barsche Antwort lautete nur: »Doktor, Sie kennen meinen Entschluß. Dabei bleibt es! Sie können natürlich mit Ihrer Familie Berlin verlassen.« Goebbels, stolz aufgerichtet, antwortete nur, daß er das nicht tun werde. Auch er werde (wie der Führer) in Berlin bleiben – und dort sterben. Dann gab Hitler Goebbels die Hand und begab sich, auf mich gestützt, wieder in sein Zimmer zurück. Unmittelbar danach folgten die letzten persönlichen Verabschiedungen. Der Flugkapitän Hans Baur und Otto Günsche erschienen, zwei Männer, die ihr Leben Hitler »geweiht« hatten. Beklemmung schnürte meine Kehle zu. Bald würde ich meinen letzten Auftrag ausführen müssen. Ich hatte Angst und blickte auf den Mann, dem ich mehr als ein Jahrzehnt ergeben gedient hatte. Gebückt stand er da. Die Haarlocke fiel ihm – wie immer – in die fahl gewordene Stirn. Das Haar war grau. Aus müden Augen sah er mich an und deutete an, daß er sich nun zurückziehen werde. Es war 15.15 Uhr. Ich nahm Haltung an und meldete mich zum letzten Mal ab. Äußerlich gelassen und mit ruhiger Stimme, als würde er mich nur in den Garten schicken, um etwas zu holen, sagte er: »Linge, ich werde mich jetzt erschießen. Sie wissen, was Sie zu tun haben. Ich habe den Befehl zum Ausbruch gegeben. Schließen Sie sich einer der Gruppen an und versuchen Sie, nach dem Westen durchzukommen.« Auf meine Frage, für wen wir uns jetzt noch

durchschlagen sollten, antwortete er nur: »Für den kommenden Mann.« Ich machte meine Ehrbezeigung. Hitler kam zwei oder drei müde Schritte auf mich zu und gab mir die Hand. Zum letzten Male in seinem Leben hob er den rechten Arm zum »deutschen Gruß«. Eine gespenstische Szene. Ich machte auf dem Absatz kehrt, schloß die Tür auf und lief zum Ausgang des Bunkers, wo das Begleitkommando herumsaß. Da ich annahm, daß Hitler augenblicklich seinem Leben ein Ende setzen würde, hielt es mich dort nicht lange. Ich ging wieder zurück zum Vorraum des Arbeitzimmers. Dabei roch ich Pulvergase. Es war also schon geschehen. Obwohl ich nicht mehr überrascht werden konnte, sträubte sich alles in mir, die Tür zu öffnen und allein hineinzugehen. Ich ging in den Lageraum, wo sich einige Leute um Martin Bormann versammelt hatten. Worüber sie redeten, weiß ich nicht. Auf jeden Fall wußten sie nicht, was geschehen war. Ich gab Bormann ein Zeichen und bat ihn, mit mir zusammen in Hitlers Arbeitszimmer zu gehen. Er tat es. Dort angekommen, öffnete ich die Tür und ging hinein. Bormann folgte mir. Er wurde kreidebleich und starrte mich hilflos und fragend an. Auf dem Sofa saßen Adolf und Eva Hitler. Beide waren tot. Hitler hatte sich mit seiner 7,65 mm-Pistole in die rechte Schläfe geschossen. Die 7,65 und seine 6,35 mm-Pistole, die er für den Fall, daß die größere Waffe versagen würde, in Reserve gehalten hatte, lagen neben seinen Füßen auf dem Boden. Sein Kopf war etwas zur Wand geneigt, das Blut auf den Teppich neben dem Sofa gespritzt. Rechts neben ihm saß seine Frau. Sie hatte ihre Beine auf das Sofa gezo-

gen. Ihr verkrampftes Gesicht verriet ihre Todesart: Vergiftung durch Zyankali. Der »Biß« markierte sich in ihren Zügen. Die Schachtel, in der sich das Zyankali befunden hatte, lag auf dem Tisch. Ich schob ihn etwas zur Seite, um genügend Platz für meine »Arbeit« zu bekommen. Während Bormann hinausging, um Hilfe für den Leichentransport zu holen, breitete ich die Decken aus, legte die Toten darauf und wickelte sie ein. In diesem Augenblick, das fiel mir erst später auf, als die Russen mich unentwegt danach fragten, hatte ich Hitlers Gesicht nicht einmal genau angesehen. Ich konnte also gar nicht sagen, wie die Kugel den Kopf beschädigt hatte. Fertig wollte ich werden, wegkommen hier. Eva Hitler wurde zuerst hinausgetragen. Erich Kempka nahm sie auf den Arm, mußte sie im Flur jedoch Günsche übergeben, da er sie nicht zu halten vermochte. Bormann nahm sie auf den Arm und trat mit ihr aus dem Raum hinaus, wo Erich Kempka sie ihm wieder abnahm. Er konnte nicht sehen, daß der Mann, den sie verachtet hatte, sie nun »zu Grabe« trug. Ich griff unter Hitlers Kopf, zwei Offiziere seiner Begleitung hoben den in eine graue Decke gehüllten Körper an. So trugen wir ihn hinaus. Unmittelbar vor der Bunkertür, im Park der Reichskanzlei, legten wir ihn neben den Leichnam Evas in eine kleine Mulde, gossen Benzin darüber und versuchten es anzuzünden. Das war zunächst unmöglich; denn durch die verschiedenen Brände im Park war ein Sog aufgekommen, der jeden Versuch erstickte, aus einer Entfernung von ein paar Metern ein weiteres Feuer anzufachen. Infolge des pausenlosen Artilleriefeuers der

Russen konnte niemand an die Leichen herantreten und ein Streichholz in das Benzin werfen. Ich ging in den Bunker zurück und drehte aus den Nachrichtenblättern, die für den Führer bestimmt waren, einen Fidibus. Bormann steckte ihn in Brand. Ich warf ihn auf Hitlers benzingetränkten Körper, der sofort Feuer fing. Im Flur und im Aufgang des Bunkers stehend, erhoben wir, die letzten Zeugen, Bormann, Goebbels, Stumpfegger, Günsche, Kempka und ich, noch einmal die Hände zum Hitler-Gruß. Dann gingen wir zurück in den Bunker. Da ich von Hitler den zusätzlichen Auftrag hatte, alles das, was an ihn erinnerte, verbrennen zu lassen, konnte ich mich um die Leichname nicht weiter kümmern, die noch gegen 19.30 Uhr brannten. Ich vernichtete den Teppich mit den Blutspuren, Hitlers Uniform, seine Medikamente, Dokumente und anderes. Während ich dies tat, begruben einige Leute unter dem Kommando eines Offiziers des Begleitkommandos die angekohlten Leichen in einem Granattrichter. Alles mußte rasch und »heimlich« geschehen; denn hätten die in der Reichskanzlei liegenden und das Regierungsviertel verteidigenden Truppen gewußt, was geschehen war, hätten sie sehr wahrscheinlich alles weggeworfen. Das jedoch durfte, wie ich damals meinte, nicht geschehen; denn Hitler hatte eine Regierung eingesetzt, die die Fortsetzung des Kampfes forderte. Bormann, Goebbels und einige Militärs begaben sich in den Lageraum, um zu beraten, was nun – ohne Führer – getan werde solle.

Als ich am nächsten Morgen dem neuen Reichskanzler Dr. Joseph Goebbels begegnete, hielt er mich an und

fragte mich, wieso ich Hitler nicht von der Idee abgebracht habe, sich das Leben zu nehmen. Ich konnte nur sagen, »Herr Doktor, wenn Sie es nicht fertigbrachten, was sollte ich denn da machen?« »Ja, Linge«, entgegnete er, »ich habe heute nacht auch vorgehabt, mich zu erschießen; aber es ist doch sehr schwer. Ich habe es einfach nicht fertiggebracht.«

Jetzt saßen wir im Bunker und hofften vergeblich, daß die Russen auf die Bedingungen eingehen würden, die General Krebs ihnen im Auftrage von Dr. Goebbels in den Morgenstunden des 1. Mai überbrachte. In der russischen Gefangenschaft berichteten sowjetische Offiziere mir, wieso die Begegnung zwischen Krebs und Tschuikow und Sokolowski negativ verlaufen war. Die Russen verlangten die Kapitulation. Krebs jedoch war nicht bevollmächtigt, darauf einzugehen. Das Protokoll der Verhandlungen überliefert, wenn auch von der anderen Seite, weshalb Krebs' Mission scheiterte:

Krebs: »Ich werde völlig offen sprechen: Sie sind die ersten Nichtdeutschen, denen ich mitteile, daß Hitler am 30. April Selbstmord begangen hat.«

Tschuikow: »Das wissen wir.«

Krebs: »Nach dem Testament des Führers . . . (er liest das Testament Hitlers und eine offizielle Erklärung Dr. Goebbels' vor). Ziel dieser Erklärung ist ein günstiger Ausgang für die Völker, die die größten Menschenverluste in diesem Krieg hatten. Das Dokument kann Ihrem Befehlshaber übergeben werden.«

Tschuikow: »Handelt es sich (hier) um Berlin oder ganz Deutschland?«

Krebs: »Ich bin bevollmächtigt, im Namen aller deutschen Armeen zu sprechen. Bevollmächtigt von Goebbels.«
Tschuikow: »Ich werde das Marschall Schukow melden.«
Krebs: »Meine erste Frage: Werden die Kanonen in der Zeit der Verhandlung schweigen?« ...
Tschuikow (nimmt den Telefonhörer): »Verbinden Sie mich mit Marschall Schukow. Meldung von Tschuikow. Hier ist der General der Infanterie Krebs eingetroffen. Er ist von den deutschen Machthabern bevollmächtigt, mit uns Verhandlungen zu führen. Er bestätigt, daß Hitler Selbstmord begangen hat. Ich bitte, Genosse Stalin zu melden, daß Goebbels, Bormann und Großadmiral Dönitz (nach dem Testament Hitlers) die Staatsgewalt übernommen haben. Krebs ist bevollmächtigt, mit uns Verhandlungen über einen Waffenstillstand zu führen. Krebs schlägt vor, für die Zeit der Verhandlungen die Kriegshandlungen einzustellen. Ich frage ihn jetzt (zu Krebs): Wann beendete Hitler sein Leben?«
Krebs: »Heute um 15 Uhr 50 Minuten. Verzeihung, gestern ...«
Tschuikow (wiederholt): »Gestern um 15 Uhr 50 Minuten. Über den Frieden? Nein, darüber hat er noch nicht gesprochen. Ich frage ihn sofort. Ja, verstanden, zu Befehl! (Zu Krebs): Marschall Schukow läßt Sie fragen, ob es sich um eine Kapitulation handelt?«
Krebs: »Nein, es gibt andere Möglichkeiten.«
Tschuikow: ... »Er sagt, daß es andere Möglichkeiten gibt, Frieden zu machen. Nein. Diese andere Regierung

hat sich an die Alliierten gewandt und sucht andere Wege. Ob Krebs davon weiß? Er hat sich noch nicht dazu geäußert. (Krebs lauscht gespannt). Sie haben keine Verbindung zu den Alliierten. Krebs ist nur zu Verhandlungen mit der UdSSR bevollmächtigt (Tschuikow hört sich die Anweisungen des Marschalls an). Ja ... Ja ... Er ist von Goebbels, dem Reichskanzler, bevollmächtigt, und Bormann blieb Parteileiter. Er sagt, wir seien die ersten, die sie von dem Tod Hitlers und dessen Testament unterrichten. Sie, Genosse Marschall, und ich (Pause). Sie wollen Moskau fragen? Ich werde am Hörer warten. Verstanden. Krebs ist nicht bevollmächtigt, aber er kann darüber sprechen. Gut.« ... »Verstanden, Genosse Marschall! Ich werde fragen. Und mit den anderen? Verstanden, ich habe verstanden. (Zu Krebs): Wir können mit Ihnen nur für den Fall einer Gesamtkapitulation sowohl gegenüber der UdSSR als auch den USA und England gegenüber Verhandlungen führen.«

Krebs: »Um die Möglichkeit zu haben, Ihre Forderung zu besprechen, bitte ich um eine zeitweilige Einstellung der Kriegshandlungen.« (Gespräch zwischen Tschuikow und Krebs).

Tschuikow (ins Telefon): »Er kann nicht über eine Gesamtkapitulation verhandeln, solange er nicht die gesamte Lage in der neuen Regierung Deutschlands kennt. ... Er ist nur zu Verhandlungen bevollmächtigt. Ja. Ich frage ihn (zu Krebs): Wollen Sie sofort kapitulieren?«

Krebs: »Ich muß das mit meiner Regierung besprechen. Es kann sein, daß im Süden eine neue Regierung in

Erscheinung tritt. Bis jetzt gibt es nur die Regierung in Berlin. Wir bitten um einen Waffenstillstand.«
Tschuikow (ins Telefon): »Sie bitten um einen Waffenstillstand für Verhandlungen. Es kann sein, daß es eine Gesamtregierung von Deutschland geben wird (aus dem Hörer erklingt die Stimme Schukows) Ja, verstanden, gut ... Ich höre Sie, ich verstehe ... Wie? Gut, zu Befehl! (Zu Krebs): Die Frage eines Waffenstillstandes kann nur auf der Basis einer Gesamtkapitulation entschieden werden.«
Krebs: »Dann werden Sie sich des Gebietes bemächtigen, in dem sich die deutsche Regierung befindet und alle Deutschen vernichten.«
Tschuikow: »Wir sind nicht gekommen, um das deutsche Volk zu vernichten.«
Krebs (versucht zu streiten): »Die Deutschen werden keine Möglichkeit haben, zu arbeiten ...«
Tschuikow: »Die Deutschen arbeiten schon mit uns.«
Krebs (wiederholt): »Wir bitten darum, die deutsche Regierung bis zur vollständigen Kapitulation anzuerkennen, Ihrerseits sich mit ihr in Verbindung zu setzen und uns die Möglichkeit zu geben, mit Ihrer Regierung in Verbindung zu treten ...«
Tschuikow: »Wir haben eine Bedingung – die Gesamtkapitulation.«
Krebs: »Aber wir glauben, daß die UdSSR eine neue legale deutsche Regierung in Betracht ziehen wird. Das ist für beide Seiten vorteilhaft und günstig.«
4 Uhr 40 Minuten. Der General bittet erneut um einen vorübergehenden Waffenstillstand.

Krebs: »Nur einen zeitweiligen (. . . Krebs spricht russisch). Ich habe keine Möglichkeit, andere Verhandlungen zu führen. Es steht in Ihrem Interesse, diese mit der neuen deutschen Regierung zu führen. Meine Herren, ich bin nur bevollmächtigt, ich kann nicht an Stelle meiner Regierung antworten.«
Tschuikow: »Mein Angebot ist eindeutig.«
Krebs: »Die deutsche Regierung hypnotisiert Sie wohl? . . . Sie sind die Starken, das wissen wir, und Sie glauben es auch.«
Tschuikow: »Natürlich wissen wir das, und Sie müssen es wissen. Sie werden vergeblich kämpfen und Menschen verlieren. Ich frage Sie: Was für einen Sinn hat Ihr Kampf?«
Krebs: »Wir werden bis zum Letzten kämpfen.«
Tschuikow: »Ich erwarte die Gesamtkapitulation.«
Krebs: »Nein!« (Die sowjetischen Generale, Krebs, der junge deutsche Offizier und der Übersetzer im Raum schweigen. Auf dem Tisch liegt eine riesige Karte von Berlin) . . .
Tschuikow: »Ich, als Militär, bin nur an einem interessiert – auf dem Schlachtfeld mit dem Feinde abzurechnen. Wir fordern eine Gesamtkapitulation.«
Krebs: »Wenn die Berliner Garnison vernichtet wird, wird es keine legale deutsche Regierung geben.«
Tschuikow: »Unsinn.«
Krebs: »Ich habe Sie mit meinem Auftrag bekanntgemacht. Einen anderen habe ich nicht.«
Tschuikow: »Ich habe Ihnen die einzige und endgültige Bedingung mitgeteilt: bedingungslose Kapitulation . . .«

(Das Telefon läutet wieder).
Tschuikow . . .: »Sie haben keine Verbindungsmöglichkeiten. Sie wollen den Tod Hitlers und das Testament nicht bekanntgeben, damit Himmler das nicht ausnützt. Scheinbar fürchten sie auch Dönitz. Sie wollen das unter unserer Mitwirkung und nach einem Waffenstillstand bekanntgeben. Himmler hat mit ihnen gesprochen und wurde aus der Partei ausgestoßen. Zu Befehl! (zu Krebs): Der beste Ausweg für alle, die die Anerkennung der neuen Regierung wollen, ist die Kapitulation.«
Krebs: »Die vollständige?«
Tschuikow: »Die vollständige.«
Krebs (hartnäckig): »Ich bin nicht bevollmächtigt, die Kapitulation zu erklären. Auf diese Weise würde die Regierung beseitigt.« (Er spricht mal deutsch, mal russisch).
Tschuikow: »Aber die Kugeln werden nicht unterscheiden, wer Soldat und wer Mitglied der Regierung ist.«
Krebs (auf russisch): »Ich bin besorgt im Gedanken an den Friedensschluß.«
Tschuikow: »Wir bestehen auf der allgemeinen Forderung – unserer und der der Bündnispartner: der bedingungslosen Kapitulation.« . . .
Tschuikow unterrichtet sich (per Telefon) über die Lage bei den Truppen. Der Armeegeneral Sokolowski tritt ein. Ihm wird über den Selbstmord Hitlers, das Testament, über Dönitz, Bormann usw. berichtet . . .
»10 Uhr 15 Minuten . . .«
Das Telefon läutet:
Die sowjetische Regierung gibt ihre endgültige Antwort

– allgemeine Kapitulation oder zumindest Kapitulation von Berlin. Im Falle der Weigerung – um 10 Uhr 15 Minuten beginnen wir mit einem neuen Artilleriebeschuß der Stadt. Generalleutnant Duchanow: »Den Befehl werde ich geben.«
Krebs: »Ich habe keine Vollmacht. Dann muß weitergekämpft werden und alles im Schrecken enden. Eine Kapitulation von Berlin ist ebenfalls unmöglich. Goebbels kann ohne Dönitz seine Zustimmung nicht geben.«
(Das Telefon läutet. Es wird gemeldet, daß der von dem General entsandte Oberst die Front nicht habe überqueren können; er sei im Kampfgetümmel gefallen).
Krebs: »Das ist ein großes Unglück. Kann ich mit dem Dolmetscher sprechen? Ich bat ja schon, eine Kampfpause einzulegen.«
Tschuikow: »Nicht wir schießen – die Deutschen schießen.«
Sokolowski: »Wir gehen auf ein Waffenstillstandsangebot und auf Separatverhandlungen nicht ein.«*
Goebbels sagte mir, daß Krebs versuchen solle, wozu vor allem Bormann dränge, die Erlaubnis zum freien Abzug der neuen deutschen Regierung aus Berlin auszuhandeln. Bormann hoffte, daß dies möglich sein würde – und richtete sich darauf ein. Ich glaubte nicht, daß so etwas möglich sein würde. Hitlers Äußerungen über die Russen ließen solche Erwartungen in mir gar nicht erst aufkommen. So warteten wir zunächst auf General

* Besymenski, Lew: Die letzten Notizen von Martin Bormann. Ein Dokument und sein Verfasser. Stuttgart 1974, S. 276 ff.

Krebs und »vertrieben« uns die Zeit mit Pläneschmieden und suchten nach Antworten auf die Frage, wie es nun, ohne den Führer, weitergehen sollte. Dabei ertappte ich mich bei Gedanken, die ich zuvor ganz gewiß nicht für möglich gehalten hatte. Einigen anderen erging es wohl auch so. Während wir, solange Hitler lebte, überzeugt waren, daß wir freiwillig mit ihm stürben, wenn es soweit wäre, dachten wir nun gar nicht mehr daran. Nun kamen wir uns plötzlich wie »erlöst« vor. Mit Hitlers Tod war für uns alles gestorben, alles von uns abgefallen, was jahrelang Inhalt unseres Lebens gewesen war. Wir sahen uns an der Schwelle einer Zukunft, noch bevor die Vergangenheit ihr die Tür geöffnet hatte; denn überall wurde noch verbissen gekämpft, starben noch Soldaten, Greise, Frauen und Kinder.

Nachdem Krebs gegen 14 Uhr von den Russen in die Reichskanzlei zurückgekehrt war und berichtet hatte, daß Bormanns Erwartungen Illusionen gewesen seien, war es zunächst zu einer »Machtprobe« gekommen, die zu Lebzeiten Hitlers unmöglich gewesen wäre. Bormann fuhr Krebs an, seine Erwartungen den Russen nicht geschickt genug vorgetragen zu haben. Ja, er verstieg sich sogar zu der Behauptung, das Problem besser als Krebs lösen zu können, wenn er nur mit den Russen telefoniere. Da die Telefonleitungen jedoch zerstört waren, konnte er dies nicht beweisen. So als lebe Hitler noch, verlangte er vom »Zitadelle«-Kommandanten, dem SS-Brigadeführer Wilhelm Mohnke, sofort die Leitungen flicken zu lassen, wozu Mohnke jedoch nicht bereit war. Dafür, so entgegnete er Bormann selbstbe-

wußt, schicke er seine Männer nicht in den Tod. Erstmals schien Bormann zu begreifen, daß er ohne Adolf Hitler nichts (mehr) war.
Für Dr. Joseph Goebbels, den neuen Reichskanzler, stand nicht erst jetzt fest, daß er und seine Frau in Berlin noch am selben Tage durch Selbstmord aus dem Leben scheiden würden. Uns konnte nach den Erlebnissen der letzten Wochen und Tage kaum noch etwas »niederwerfen«. Die Frauen aber, die Sekretärinnen und Zimmermädchen, waren anders »programmiert«. Sie quälte die Vorstellung, daß die sechs hübschen Goebbels-Kinder noch vorher umgebracht werden sollten. Joseph und Magda Goebbels hatten entschieden, auch ihr Leben gewaltsam zu beenden. Hitlers Arzt Dr. Stumpfegger sollte dies besorgen. Die flehentlichen Bitten der Frauen und einiger Angehöriger des Personals, die Frau Goebbels vorschlugen, ihre Kinder Helga, Holde, Hilde, Heide, Hedda und Helmut zu sich zu nehmen, aus dem Bunker herausbringen und für sie sorgen zu wollen, fanden kein Gehör. Meine Gedanken weilten gerade bei meiner Frau und bei meinen Kindern, die ich noch »in relativer Sicherheit« wähnte, als Frau Goebbels mich gegen 18 Uhr mit stockender Stimme bat, mit ihr nach oben zu gehen, zum ehemaligen Führerbunker, in dem für ihre Kinder ein Raum eingerichtet worden war. Dort angekommen, ließ sie sich neben der Tür in einen Sessel fallen. Den Raum der Kinder betrat sie nicht, sondern wartete nervös, bis sich die Tür öffnete und Dr. Stumpfegger heraustrat. Ihre Blicke trafen sich. Magda Goebbels stand wortlos und zitternd auf. Als der SS-Arzt

stumm und bewegt nickte, brach sie zusammen. Es war geschehen. Die Kinder lagen – mit Zyankali vergiftet – tot in ihren Betten. Zwei Männer des Begleitkommandos, die in der Nähe des Eingangs standen, brachten Frau Goebbels in ihren Raum im Führerbunker. Rund zweieinhalb Stunden später waren auch sie und ihr Mann tot. Der letzte Akt hatte begonnen.
Nun ging es nur noch um den nächtlichen Ausbruch aus der »Zitadelle«, wie der durchsichtige Deckname für die neue Reichskanzlei lautete. Bormann erklärte Mohnke, daß er als »Ranghöchster« das Kommando übernehmen werde. Der SS-General, der Bormann nicht sonderlich schätzte und ihm eben erst energisch entgegengetreten war, als er verlangt hatte, eine Telefonverbindung zu den Russen legen zu lassen, akzeptierte den Anspruch zwar, legte jedoch die nötigen Einzelheiten fest, da die Generale Krebs und Burgdorf sich erschießen wollten, was sie auch taten, nachdem sie noch einige Flaschen Alkohol »heruntergekippt« hatten. In zehn gemischten, aus Soldaten, Frauen und anderen Zivilisten bestehenden Gruppen, sollten wir versuchen, die »Zitadelle« zu verlassen und die Berliner Stadtgrenze in nördlicher Richtung (soweit wie möglich durch Untergrundbahn-Tunnel) zu erreichen. Mohnke schlug Bormann vor, mit ihm zusammen den Beginn zu machen; aber der Reichsleiter und nunmehrige »Parteiminister« hatte ganz offenbar nicht den Mut dazu. Er ließ seine Sekretärin Else Krüger mit der Gruppe Mohnke gehen und entschied: »Ich gehe mit dem dritten Trupp, dem Stumpfegger, Baur und Naumann angehören.« Er wollte mit Hitlers

Arzt, seinem Flugkapitän und dem Staatssekretär Werner Naumann, der über militärische Erfahrungen verfügte und als Führer dieses Trupps vorgesehen war, durch die russischen Linien durchbrechen. Mit einiger Sicherheit spielte bei seiner Entscheidung, zusammen mit Naumann ausbrechen zu wollen, auch die Überlegung eine Rolle, daß Naumann durch Hitlers Testament zum Propagandaminister im neuen »Reichskabinett« ernannt worden war. Bei einem Zusammentreffen mit dem vom Führer eingesetzten Reichspräsidenten Dönitz, der Bormann verachtete, konnte Naumann – für Bormann – eventuell sehr nützlich sein.

Ich tat mich mit Erich Kempka zusammen. In voller Uniform kletterten wir durch ein Fenster des Kellers der neuen Reichskanzlei. Durch die Friedrichstraße erreichten wir unter einem Hagel von Granaten und Bomben zunächst den Bahnhof Friedrichstraße, wo noch ein paar unserer Panzer standen und den Russen ein erbittertes Gefecht lieferten. An der Weidendammer Brücke trafen wir gegen Mitternacht auf Stumpfegger, Baur und Bormann, die sich verlaufen und so einen langen Umweg gemacht hatten und nun vor einer Panzersperre lagen, die sie von den Russen trennte. Da gerade drei unserer Panzer und drei Schützenpanzerwagen angerollt kamen, entschloß sich Bormann, mit Hilfe der Panzer die russische Linie zu durchbrechen. Kempka sprang auf, stoppte sie und sagte den Kommandanten, was geschehen solle. Im Schutze des in Richtung Panzersperre anrollenden Panzers tasteten sich dann er, Bormann, Naumann und Stumpfegger nach vorn, während ich die Szene beobach-

tete. Der Panzer wurde von einer Panzerfaust getroffen. Die Begleiter flogen bei der Explosion wie Puppen ins Gelände. Stumpfegger und Bormann waren nicht mehr zu sehen. Ich hielt sie für tot, was ich den Russen in zahlreichen Verhören später auch immer wieder erklärte.

Nachdem wir eingesehen hatten, daß wir so unsere Haut nicht retten konnten, entschlossen wir uns, inzwischen rund fünfzehn bis zwanzig Mann, durch den S-Bahn-Tunnel weiterzukommen. Bis zur Seestraße gelang uns dies, wenn auch nur mit großer Mühe. Immer mehr von uns verloren sich auf dem Wege. Als ich, einen Augenblick lang nur noch allein mit einem Mann des Führerbegleitkommandos, durch einen zur Oberfläche der Straße führenden Schacht Panzergeräusche und Stimmen hörte, hielt ich inne und lauschte. Von oben erscholl der Ruf: »Deutsche Panzer rücken an. Kommt rauf, Kameraden!« Ich lugte aus dem Schacht und erblickte tatsächlich einen deutschen Soldaten, der mich ansah und mir zuwinkte. Kaum hatte ich das Versteck verlassen, sah ich mich von russischen Panzern umstellt. Der deutsche Soldat gehörte dem nach der Schlacht von Stalingrad entstandenen Nationalkomitee Freies Deutschland an. Ich war gefangen; aber zunächst geschah nichts weiter. Obwohl in voller »Kriegsbemalung« und nicht gerade wie ein geschundener Landser aussehend, kümmerte sich niemand weiter um mich. Deutsche Zivilisten gingen an uns vorbei und unterhielten sich mit uns, so gut es unter diesen Umständen eben ging. Einer Frau, die mich anredete, gab ich heimlich eine goldene Uhr, die Hitler mir

mit einer persönlichen Widmung geschenkt hatte. Sie versprach mir, da ich ihr meinen Namen nannte, der auch in die Uhr eingraviert war, daß ich das Erinnerungsstück wiederbekommen würde, sobald alles vorbei sei. Eine Illusion. Ich habe sie niemals wiedergesehen. Plötzlich trat ein russischer Feldwebel auf mich zu und sagte: »Nix gutt, Kamerad, du Forma tragen mit Vogel auf Arm. Nix gutt. Wegmachen.« Ich begriff: Der silberne Hoheitsadler auf dem Oberarm wies mich als SS-Offizier aus. Ich folgte seinem Rat und riß die Rangabzeichen und den »Vogel vom Arm« ab und warf alles weg. »So schlimm«, dachte ich nun, »wie der Führer die Russen immer dargestellt hat, sind sie ja nun wirklich nicht.« Im Gegenteil. Sie boten mir Zigaretten und Tabak an und ließen mir, worüber ich mich am meisten wunderte, sogar meine beiden Pistolen, von denen ich eine offen am SS-Koppel trug.

Nach einigen Tagesmärschen unter russischer Bewachung erreichten wir Posen. Unterwegs, wir hatten einmal auf freiem Feld und einmal in einer zerschossenen Kirche Rast gemacht, wurden wir als »klassenlose Gesellschaft« behandelt. Jeder war jedem gleichgestellt. Niemand genoß einen Vorzug, niemand einen überflüssigen oder gerechtfertigten Nachteil. In Posen aber änderte sich das. Ohne irgendwelche Vorwarnung wurde ich plötzlich in einen Kartoffelkeller gesperrt. Den Russen war aufgefallen, daß meine Uniform »zu gut paßte«, wie ich von ihnen erfuhr. Nach ihrer Meinung mußte ich jemand aus Hitlers unmittelbarer Umgebung sein. Ich wurde von russischen Offizieren vernommen und sollte

schriftlich niederlegen, wer ich sei, welchen Dienstgrad und welche militärische Stellung ich gehabt hatte und wo ich Dienst getan hätte. Ich gab an, bei einer Einheit des Heeres gewesen zu sein und dort die Verpflegung unter mir gehabt zu haben. Wer ich wirklich war und was ich seit 1933 tatsächlich getan hatte, verschwieg ich. Doch das nützte nicht viel; denn eines Tages wurde ich erneut zur Vernehmung geholt und mit meiner Vergangenheit konfrontiert. Hans Baur, der im Lazarett gelandet war und wahrheitsgemäß angegeben hatte, daß er, obwohl General, Hitlers Flugkapitän gewesen sei, was die Russen nicht glauben wollten, hatte sich auf mich als Zeugen berufen und darauf hingewiesen, daß ich im Lager sei. Damit war es um mein Inkognito geschehen. Ich mußte noch einmal, diesmal allerdings wahrheitsgemäß, auf all die Fragen schriftlich antworten, die ich zuvor vorsätzlich falsch beantwortet hatte. Das Ergebnis war, daß eines Tages zwei russische Offiziere erschienen, mich in ihre Mitte nahmen und zusammen mit mir mit der Eisenbahn nach Moskau fuhren, wo ich zunächst in das berüchtigte Gefängnis Lubjanka gesteckt wurde. Hier, in einer dreckigen, verwanzten Zelle, harrte ich, auf alles gefaßt, der Dinge, die da kommen sollten. Und sie kamen in Gestalt eines großen, gut und gewählt deutsch sprechenden russischen Oberstleutnants der GPU. Er verhörte mich mit einer monotonen Geduld, die mich schier zur Verzweiflung brachte. Immer wieder stellte er stereotyp die selben Fragen, immer erneut meinte er, mich davon überzeugen zu können, daß Hitler noch lebe. Meine unentwegte Beteuerung, daß ich Hitler tot

aus seinem Zimmer herausgetragen und vor dem Bunker mit Benzin begossen und angezündet habe, hielt er für von Hitler befohlene Schutzbehauptungen. Um meine Vorsicht und Aufmerksamkeit einzuschläfern, erzählte er mir zuweilen, daß er vor dem Kriege in Deutschland gewesen sei und tat, als plaudere er mit einem Kriegskameraden. Ich aber blieb wachsam, auch wenn es mir zunehmend schwerer fiel, da mir die Wanzen in der Zelle keine Ruhe ließen. Nur selten konnte ich schlafen. Schließlich ging dies selbst dem Offizier zu weit, der mich ständig zu bewachen hatte. »Sagen Sie's doch dem Kommissar«, riet er mir. Als ich zynisch grinsend erwiderte, daß der mir dann bestimmt noch zusätzlich solche »Tierchen« in die Zelle bringen lassen würde, entgegnete er nur: »Sagen Sie's ihm!« Ich tat es – und traute meinen Ohren nicht. Augenblicklich wurde ich in eine »Nobelzelle« mit Parkettfußboden verlegt. Langsam kam ich dahinter. Er hatte auf eine diesbezügliche Klage von mir gewartet. Nun folgten »Zuckerbrot und Peitsche«. Da ich nicht bestätigen konnte, was der Kommissar von mir hören wollte, kam nun die Peitsche an die Reihe. Ich mußte mich total entkleiden und über einen Bock legen, nachdem der Kommissar mir Prügel für den Fall angedroht hatte, daß ich »nicht endlich die Wahrheit sagen« würde. Ich, nackt und gedemütigt, blieb dabei: »Adolf Hitler hat sich am 30. April 1945 erschossen. Ich habe ihn verbrannt!« Der Kommissar befahl einem kräftigen Leutnant, der eine mehrschwänzige Peitsche in der Hand hielt: »Gib's ihm.« Als ich wie ein Aufgespießter schrie, meinte er zynisch: »Nanu, das

müssen Sie doch besser als wir kennen. Wir haben das erst von euch gelernt, von der SS und von der Gestapo.«
Doch ich blieb bei meinen Angaben. Er änderte sein Verfahren nur insofern, als er mich – inzwischen wieder angekleidet – in einen schalldichten Raum bringen ließ, in dem bereits ungefähr sieben oder acht Kommissare auf mich warteten. Das »Zeremoniell« begann, wie es zuvor begonnen hatte, und es endete auch, wie es unterbrochen worden war. Während jemand monoton brüllte, »Hitler lebt. Hitler lebt. Sag' die Wahrheit!" wurde ich mit Peitschen geschlagen, bis das Blut an mir herunterlief. Dem Wahnsinn nahe, schrie ich, bis meine Stimme versagte. Schnaufend hielten die Folterknechte in Offiziersuniformen inne. Ich »durfte« mich anziehen und in meine Zelle zurückkehren, wo ich zusammenbrach. Das war der Anfang einer Verhörstrategie, die mich noch heute manchmal aus dem Schlaf schrecken läßt.
Ungefähr ein Jahr nach dem Ende des Krieges wurde ich ohne Begründung in einen vergitterten Eisenbahnwaggon gesteckt und wie ein wildes Tier nach Berlin »transportiert«. Ein Salzhering, 450 Gramm feuchtes Brot und zwei Stücke Zucker bildeten den täglichen Proviant. In Berlin landete ich in einer Gefängniszelle. Was die Russen wollten, konnte ich mir an den Fingern abzählen: Ich sollte ihnen zeigen, wo Hitler sich – nach meiner Version – erschossen habe. Und so kam es auch. Ich wurde zur ehemaligen neuen Reichskanzlei gebracht, wo eine Reihe von Kommissaren und Marschall Sokolowski bereits auf mich warteten. Ich zeigte ihnen das noch am alten Platz stehende und von »Schatzsuchern« inzwi-

schen aufgeschlitzte Sofa, auf dem Hitler sich erschossen hatte. Nach diesem »Lokaltermin«, den die Russen relativ einsilbig absolvierten, kam ich wieder in das Gefängnis zurück, wo nun neue Verhöre begannen.
Die Berliner Verhöre vollzogen sich in einem anderen Stil als die Moskauer. Eine Dolmetscherin fragte höflich, ich antwortete ebenso. Sicher aber war: Die Russen glaubten mir immer noch nicht. Noch 1950 zweifelten sie daran, daß Hitler tot sei. So drehte sich das Frage- und Antwortspiel in Berlin denn auch eintönig im Kreise herum. »Wieviel Blut war auf den Teppich gespritzt?«, »wieweit von Hitlers Fuß war die Blutlache entfernt?«, »wo befand sich seine Pistole?«, »welche seiner Pistolen hatte er benutzt?« und »wie und wo saß er genau?«, das waren einige der stereotyp immer wiederkehrenden Fragen, die ich beantworten mußte. Die Dolmetscherin, der die Details, über die wir redeten, neu waren, engagierte sich zwar; aber auch ihr war anzumerken, daß sie doch lieber etwas anderes getan hätte. Unterbrochen wurden die Verhöre gewöhnlich, sobald der Brotwagen zu hören war. Eines Tages, mir hingen die immer gleichen stupiden Fragen buchstäblich zum »Halse heraus«, reagierte ich bockig, als der Brotwagen vorbeifuhr. »Jetzt ist Schluß«, sagte ich, »ich habe Hunger und kann nicht mehr.« Freundlich lächelnd reagierte die Dolmetscherin mit der Bemerkung, daß sie aus Leningrad stamme und wisse, was »wirklicher Hunger« sei. »Wir haben, als ihr die Stadt aushungern wolltet«, fuhr sie errötend fort, »Mäuse und Ratten gegessen.« Ich schämte mich meiner Äußerung und schwieg. Das Verhör war beendet.

Berlin war, gemessen an der Dauer meiner Haft, nur eine Stippvisite. Bald saß ich erneut im Gefängnis in Moskau, wo ich nach langer Zeit wieder mit Otto Günsche zusammentraf. Im Gefängnislazarett wurden wir aufgepäppelt, um »vorgezeigt« werden zu können, wie wir es meinten. Und so war es denn auch. Eines Tages eröffnete man uns, daß wir nun die Gelegenheit erhielten, unsere »Erinnerungen« niederzuschreiben. Wir wurden aus dem Lazarett entlassen und in einer Moskauer Villa einquartiert, in der eine Generalswitwe lebte. Nachdem sie uns ein wenig kennengelernt hatte und uns vertraute, erzählte sie mir, daß ihr Sohn der Öffentlichkeit oft zusammen mit Stalin gezeigt worden sei. Unter Bewachung saßen wir nun tagein tagaus und brachten zu Papier, was wir mit Hitler erlebt hatten. Doch noch ehe wir uns an das Haus und seine Umgebung richtig gewöhnt hatten, hieß es »umziehen«. Wir kamen in eine Villa außerhalb Moskaus. Deutsche Soldaten bedienten uns, wie sie zuvor den in Stalingrad in Gefangenschaft gegangenen General Seidlitz bedient hatten, der unser Vorgänger in dieser Datscha gewesen war. Es ließ sich leben. Das Essen war gut, die Behandlung überaus korrekt und zuvorkommend. Plötzlich erschien den Russen gar nicht mehr so wichtig, wo Hitler geblieben war. Sie wollten Manuskripte haben, die bewiesen, daß Hitler prinzipiell darauf ausgewesen sei – notfalls zusammen mit den Westmächten –, die Sowjets hereinzulegen. Wir, so meinten sie, wüßten mehr als in den offiziellen Dokumenten stünde. Jeder von uns schrieb, was er wußte. Ein Ende fand unser Dasein als

»Historiker«, als die Russen feststellten, daß wir nicht bereit waren, Molotows Verhandlungen mit Hitler anders darzustellen als wir sie in Berlin erlebt hatten. Unverfroren stritten sie zum Beispiel auch die Tatsache ab, daß Stalin und Hitler eine Zeitlang gemeinsame Sache gemacht und Polen untereinander aufgeteilt hatten. Unsere »Memoiren« wanderten ins Archiv. Wir wurden normale Kriegsgefangene und kamen in ein Generalslager, in dem 42 Generale und 3 Stabsoffiziere gefangengehalten wurden. Obwohl wir hier ein recht gutes Leben führten, machte uns die Umgebung mürbe. Immer wieder fragte ich mich angesichts der gammelnden, mit Schächtelchen und allerlei anderem Schnickschnack schachernden Krämerseelen, wie der »Chef« damit nur den Krieg habe gewinnen wollen. Peinlich war allein schon, daß die meisten »Herren« immer wieder die von den Russen vorgeschriebene Verpflegung des Bedienungspersonals beanstandeten, das aus deutschen Kriegsgefangenen bestand. Zigaretten und Zucker wollten sie den Angehörigen des Mannschaftsstandes nicht zugestanden sehen. Da wir, Günsche und ich, uns in diesem Streit auf die Seite der Mannschaften stellten, akzeptierten die Generale schließlich nicht einmal mehr unsere Ehrenbezeigungen. Die Tatsache, daß es auch Ausnahmen gab, konnte den beschämenden Gesamteindruck nicht verwischen.
Die Generale fuhren nach Hause. Wir aber, die beiden »Hitler-Leute«, wurden 1950 vor ein Gericht gestellt und zu 25 Jahren Strafarbeit in der Sowjetunion verurteilt. Als Soldaten der Roten Armee uns aus dem inzwi-

schen leeren Lager holten und ins Gefängnis brachten, in dessen Nähe uns der Prozeß gemacht werden sollte, glaubten wir, die Heimat niemals wiederzusehen. Zunächst rätselten wir: »Militärgericht oder nicht.« Umsonst. Wir kamen nicht dahinter. Die Richter trugen Talare. Beisitzer waren Offiziere in Uniform, doch das sagte nicht viel; denn Männer in Offiziersuniformen arbeiteten teilweise auch in Fabriken an Schraubstöcken und Werkbänken. Kaum hatte ich mich an das Halbdunkel des Gerichtssaales gewöhnt, der wie ein mit roten Fahnentüchern drapierter Schulsaal wirkte, hörte ich aus dem Mund eines Dolmetschers, was mir vorgehalten wurde. Ich sollte »Hitler zur Macht verholfen« und seine »verbrecherischen Pläne gekannt und in verschwörerischer Absicht unterstützt« haben. Daß ich darüber sprachlos war, wurde offensichtlich als schweigendes Eingeständnis verstanden. In ungefähr 10 Minuten war das pompöse Theater beendet. Jeder von uns hatte »25 Jahre bekommen«. Ein Russe wollte mich trösten. Kumpelhaft klopfte er mir auf die Schulter und sagte: »Kamerad, 25 Jahre ist doch nicht viel. Hätte mehr sein können. Bald bist du zu Hause.« Ich glaubte ihm nicht. Erst 1955, zehn Jahre nach Hitlers Tod, saß ich in einem Eisenbahnwagen, der mich wieder nach Deutschland brachte. Ich hatte Hitler bis zum Ende gedient. Den Preis, den ich dafür zahlen mußte, hatte ich 1955 nach Meinung der Russen abgetragen.

Abbildungsverzeichnis

12 Hitler mit Prof. Porsche und Albert Speer bei der Vorführung neuer Waffen 1942 im Führerhauptquartier Wolfsschanze. Zwischen Hitler und Porsche, ganz hinten, Linge
13 Hitler in Schloß Klessheim in Liefering bei Salzburg, wo Besprechungen mit seinen Verbündeten wie Mussolini, Antonescu, Horthy usw. stattfanden. Von links: Linge, Hitler, Staatssekretär Meissner, Albert Bormann, Göring, Gesandter Hewel
14 Hitler in Schloß Klessheim bei Salzburg. Rechts Albert Bormann, in der Mitte Linge
15 Hitler in Schloß Klessheim bei Salzburg. Von rechts: Staatssekretär Meissner, Ribbentrop, Hewel, Hitler, Linge, Albert Bormann
16 Hitler in Schloß Klessheim bei Salzburg. Links Admiral von Horthy, rechts Albert Bormann. Zwischen Horthy und Hitler Linge
17 Hitler besichtigt 1942 das Kraftwagenwerk in Steyr mit Gauleiter Eigruber (links neben Hitler). Hinter Hitler Linge
18 Hitler besichtigt das Kraftwagenwerk in Steyr mit Gauleiter Eigruber 1942. Links neben Hitler im Wagen stehend Linge
19 Im Führerhauptquartier Wolfsschanze 1942. Bestimmung der Sitzordnung. Von links: Albert Bormann, Linge, Hitler, Albert Speer
20 Hitler mit Mussolini auf Frontfahrt in der Ukraine anläßlich der Besichtigung von italienischen Einheiten
21 Empfang Mussolinis im Führerhauptquartier Wolfsschanze zum Essen. Hinter Hitler Kannenberg, links daneben Linge
22 Besuch Mussolinis im Führerhauptquartier Wolfsschanze. Ganz links Linge
23 Mussolini im Führerhauptquartier Wolfsschanze. Zur Rechten Hitlers Linge
24 Mussolini nach dem Besuch im Führerhauptquartier Wolfsschanze vor dem Sonderzug. Zwischen Mussolini und Hitler Linge
25 Hitler im Führerhauptquartier Wolfsschanze auf dem Wege zur Lagebesprechung 1942. Von links: Linge, Albert Bormann, Hitler, SS-Gruppenführer Julius Schaub
26 Letztes Foto Hitlers am 20. 3. 1945 im Park der Reichskanzlei. Von links: Reichsjugendführer Axmann (mit Mütze), Hermann Fegelein, Julius Schaub, Hitler, General Burgdorf, Linge